

Friedenszeiten und Kriegsjahre

im Spiegel zweier Lebenserinnerungen

Sophie und Fritz Wiechering berichten



F. COPPENRATH VERLAG



Friedenszeiten und Kriegsjahre im Spiegel zweier Lebenserinnerungen

Sophie und Fritz Wiechering berichten

Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland herausgegeben von der Volkskundlichen Kommission für Westfalen Landschaftsverband Westfalen-Lippe

Heft 37

Friedenszeiten und Kriegsjahre

im Spiegel zweier Lebenserinnerungen

Sophie und Fritz Wiechering berichten

herausgegeben von Kai Detlef Sievers



F. COPPENRATH VERLAG

Schriftleitung: Gerda Schmitz

Titelbild nach einer Postkarte der Kunstanstalt H. Paal, Osnabrück, erschienen im Verlag v. Heinr. Broden, Bielefeld

ISBN: 3-88547-286-4
ISSN: 0724-4096
Copyright 1984/G. by F. Copperath Verlag, Münster
+ Herausgeber
Alle Rechte vorbehalten, auch auszugsweise
Printed in Germany

Imprimé en Allemagne

INHALTSVERZEICHNIS

EINFÜHRUNG	VII
LEBENSERINNERUNGEN DER BÄUERIN SOPHIE WIECHERING 1871-1937. Bearbeitet von FRITZ WIECHERING	1
FRITZ WIECHERING, MEINE LEBENSERINNERUNGEN, 1896-1947	121
Das Elternhaus	123
Die Verwandtschaft	
Die Nachbarn	
Die Schulzeit im Dorf	
Eintritt in die fremde Welt	
Kriegsfreiwillig	
Schulamtsbewerber in Eichum	
Reisen in die Reichshauptstadt	229
	235
Geld war immer das wenigste	243
Schiff auf hoher See	257
Hofkäufe in Schleswig-Holstein	281
Der Zweite Weltkrieg	290
In russischer Gefangenschaft	325
Heimkehr	381
Fakten und Daten	389

EINFÜHRUNG

Autobiographien sind erzählte Lebensgeschichten bekenntnishaften Charakters. In ihnen spiegeln sich Einstellungs- und Verhaltensweisen wieder.

Allerdings sind solche historischen Quellen kritisch zu bewerten. Denn zum einen können sie verfaßt worden sein, um das eigene, von den Zeitgenossen unter Umständen anders beurteilte Handeln zu rechtfertigen. Auch kann sich in der Rückbesinnung auf Vergangenes manches anders darstellen, als es tatsächlich geschehen ist, weil der Autobiograph selten in der Lage sein wird, sich ganz aus seiner Gegenwartsbezogenheit zu lösen. So können Aktuelles und Erinnertes ineinander fließen, ohne daß es demjenigen bewußt wird, der Vergangenes darstellen möchte. Denn wer sich deutend und teilnehmend erinnert, rekonstruiert das Gewesene in seinem Sinne und verändert damit auch zumeist sein Selbstbild. Andererseits bieten Lebenserinnerungen dem Historiker die einzigartige Gelegenheit, etwas von dem Fluidum vergangener Lebenswirklichkeit, wie sie sich aus dem Studium archivalischer Quellen oder aus anderen, distanzwahrenden Überlieferungen selten ergibt, einzufangen.

Die beiden vorliegenden Autobiographien von Mutter und Sohn stellen die wohl seltene Möglichkeit dar, zwei Generationen lang die Entwicklung einer westfälischen Familie von der Gründung des deutschen Kaiserreiches bis zum Ausgang des Zweiten Weltkrieges zu verfolgen. Dabei wird sichtbar, welche Wandlungen sich nicht nur innerhalb des entlegenen Dorfes Dielingen im nördlichen Zipfel Westfalens nach dem Ersten Weltkrieg vollzogen, sondern wie auch innerhalb der Familien die geographische und berufliche Mobilität wuchsen und sich dadurch der Land-Stadt-Gegensatz immer stärker abbaute. Wenn die Bäuerin Sophie Wiechering den größten Teil ihres Lebens noch auf dem Lande ver-

bracht hatte und erst als Verlobte und danach als vierunddreißigjährige Frau zum zweiten Mal in die Stadt kam, so verbrachte der Sohn Fritz Wiechering bereits den größten Teil seines Lebens zunächst als Schüler und später als Lehrer in Städten.

Sophie Wiechering, geb. Schlüter, wurde am 7. Februar 1871 in Ilvede, Gemeinde Haldem, als Tochter von Heuerlingen geboren. Ihre Eltern hatten eine festgesetzte Zeit von Tagen auf dem Meierhof zu arbeiten, konnten nebenbei aber eine Stelle von zwölf Morgen Land bewirtschaften. Wie unsicher ihre Existenz dennoch blieb, zeigte sich, als das Heuerlingshaus für einen Sohn des Hofes benötigt wurde und sie weichen mußten. Da sie jedoch über Ersparnisse verfügten, konnten sie eine eigene Stelle mit neunzehn Morgen Land erwerben. Dafür mußte die inzwischen herangewachsene Tochter Sophie auf ihre Aussteuer verzichten. Sie hatte eine harte Jugend erlebt, geprägt durch strenge Erziehung - Schläge waren an der Tagesordnung -, den frühen Tod des einzigen Bruders und schwere tägliche Arbeit auf dem elterlichen Hof. Es gab wenig Abwechselung. Der Unterricht in der einklassigen Dorfschule war zu wenig anregend, als daß er ihrem wachen Geist genügt hätte. Erst nach der Konfirmation gewann das Leben für sie erfreulichere Seiten. Tanzveranstaltungen wurden zur willkommenen Abwechselung im Einerlei des Alltags. Aber der frühzeitige Verzicht auf die Aussteuer engte den Kreis der jungen Männer, die für das heiratsfähige Mädchen in Frage kamen, von vornherein ein. Nicht mehr ganz jung, heiratete Sophie Schlüter schließlich am 20. Dezember 1894 den wortkargen und eigensinnigen Bauern Heinrich Wilhelm Wiechering aus Dielingen, der einen kleinen Hof von 5 ha besaß und kaum etwas anderes als Arbeit kannte.

Das Zusammenleben von Mann und Frau war bei der Gegensätzlichkeit der Naturen nicht immer leicht, zumal Heinrich Wiechering
seinen Herr-im-Hause-Standpunkt unnachsichtig vertrat. Erschwerend kam hinzu, daß der einzige Sohn, den sich der Vater als
derben Bauernjungen gewünscht hatte, ein Träumer war, der von
der Landwirtschaft nichts wissen wollte und mehr von geistiger
Betätigung hielt, so daß er schließlich Lehrer wurde. Eine voll-

kommene Entfremdung zwischen Vater und Sohn trat ein, weil dieser als Junglehrer eine Städterin heiratete. Die vielfach bezeugte Ablehnung, die konservative Bauern Bürgertöchtern entgegenbrachten, führte in der Familie Wiechering zu einem unheilvollen Konflikt, unter dem auch die Mutter zu leiden hatte. Der Familienüberlieferung nach war sie daran allerdings nicht ganz unbeteiligt. Schließlich kam es aber doch zur Versöhnung.

Sophie Wiechering hat sich in den Wechselfällen ihres Lebens stets einen festen Gottesglauben bewahrt. Schicksalsschläge und Mißhelligkeiten nahm sie ohne Fatalismus als gottgewollt hin. An "Gesichter", die ihr erschienen, hat sie ernsthaft geglaubt, obgleich sie durchaus ein nüchterner, die Realitäten erkennender Mensch war. Sie sah darin keinen Widerspruch. So nahm sie auch lebhaften Anteil an öffentlichen Fragen. In dem Ortsteil, in dem ihr Besitz lag, waren die Wegeverhältnisse denkbar schlecht. Die Anlieger waren daher schon oft bei der Gemeinde vorstellig geworden, aber immer ohne Erfolg. Da machte sie sich auf und trug ihr Anliegen in der Gemeinderatssitzung vor und erreichte eine Wegeverbesserung. Waches Interesse für die geistigen Dinge des Lebens war ihr von je her eigen. Aber erst im Alter fand sie die Zeit, sich intensiver damit zu befassen, vor allem zu lesen.

Ihre Lebenserinnerungen geben einen guten Einblick in das Denken und Handeln einer westfälischen Kleinbäuerin in den Jahren vor und nach dem Ersten Weltkrieg, in ihren Alltag und in ihre wirtschaftliche Lage. Bei angestrengter Arbeit und sparsamer Haushaltung war es damals in steigendem Maße möglich, finanzielle Investitionen in Gebäude und landwirtschaftliches Gerät zu machen. Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht im Dorf sagte noch nicht unbedingt etwas über die zur Verfügung stehenden Geldmittel aus. So berichtete Sophie Wiechering, daß sie und ihresgleichen bei geringeren Ansprüchen mehr Geld erübrigen konnten als die größeren Bauern, die für sich und ihre Familien höhere Ausgaben hatten, weil sie ein bestimmtes Prestige besaßen und die darauf gerichteten Erwartungen ihrer Umwelt erfüllen mußten.

Die große Politik wirkte sich in dem abgelegenen Dorf Dielingen erst aus, als der Erste Weltkrieg ausbrach und die Zahl der arbeitsfähigen männlichen Bevölkerung empfindlich dezimierte. Ebenso unmittelbar machte sich die Zwangswirtschaft bemerkbar. Sie verursachte vor allem in den Städten eine empfindliche Lebensmittelverknappung. Die Folge war, daß sich die Spannungen zwischen Stadt und Land verschärften. Sophie Wiechering hat versucht, die schwierige Lage der Landwirtschaft als nahrungproduzierendes Gewerbe gegenüber den hungernden Städtern zu erklären und die großen Belastungen der ländlichen Bevölkerung in den Jahren während und nach dem Kriege zu verdeutlichen. Die Hartherzigkeit, die vielen Bauern damals nachgesagt wurde, erscheint dadurch in einem anderen Licht.

Die Anregung, ihre Lebenserinnerungen niederzulegen, hat Sophie Wiechering wahrscheinlich von ihrem Sohn erhalten. Aber zur Ausführung des Planes gehörte für eine alte Frau von mehr als sechzig Jahren doch ein gehöriges Maß an Willenskraft. Sie hat sie aufgebracht, weil sie ihren Kindern und Kindeskindern, aber auch der übrigen Nachwelt Lebensverlauf und Gedankenwelt eines einfachen Menschen vermitteln wollte. Viel Zeit hatte sie nicht mehr zur Verfügung, um ihre Erinnerungen zu Papier zu bringen. Denn schon ein Jahr, nachdem sie begonnen hatte, starb sie am 1. April 1937 in Flintbek bei Kiel, wohin sie ihrer Tochter gefolgt war. In ihrem Lebensbericht setzte sie sich übrigens auch ausführlich und kritisch mit historischen Ereignissen und mit der Kirche auseinander. Da dies nicht unmittelbar mit ihrem Leben in Zusammenhang stand, hat ihr Sohn diese Gedanken bei der Überarbeitung ihres Manuskripts gestrichen. Auch berichtigte er ihre Orthographie und Interpunktion. Einen Auszug der Lebenserinnerungen stellte er 1950 der "Freien Presse", Bielefeld, zur Verfügung, die sie in mehreren Folgen erscheinen ließ.

Fritz Wiecherings Lebenskreis weist weit über den seiner Mutter hinaus. Der Weg auf die Präparande und das Seminar in der Kleinstadt Herford, die Lehrerstellen, die er zunächst auf dem Lande und dann in den Großstädten Bochum, Wilhelmshaven und Kiel innehatte, seine zahlreichen privaten und dienstlichen größeren und kleinen Reisen im Reich und in der näheren Umgebung brachten ihn mit Menschen und Verhältnissen zusammen, die seinen Horizont weiteten und Erfahrungen vermittelten, wie man sie auf dem Land und in einem abgeschiedenen Dorf nicht hätte erwerben können. Fritz Wiechering gehört zu jener Generation von Bauernsöhnen, die von Lehrern und Geistlichen gefördert den Schritt in eine andere Welt wagten und Schulmeister wurden. Dies geschah vor dem Ersten Weltkrieg, als das Sozialprestige der Volksschullehrer bereits gestiegen war, auch wenn geistige Berufe auf dem Land immer noch wenig galten. Die Tatsache jedoch, daß Lehrer zunehmend in der Heimatforschung tätig wurden, oft als Herausgeber und Autoren heimatkundlicher Zeitschriften und Beiträge, führte sie in die Nähe wissenschaftlicher Aura und festigte ihr Selbstbewußtsein wie auch ihr Ansehen in dem vom Bildungsbürgertum beeinflußten Wilheminischen Deutschland. Namentlich die Volkskunde verdankt Lehrern als Gewährspersonen und Berichterstattern eine Fülle von Material über das Volksleben.

Aber es fiel Fritz Wiechering nicht leicht, das Elternhaus zu verlassen und gegen den Willen der Eltern einen eigenen Weg zu gehen; denn er war ein verträumter, grüblerischer Mensch. Zeit seines Lebens hat er eine gewisse Befangenheit nicht überwinden können, die sicherlich auch in seiner Herkunft aus einem entlegenen westfälischen Dorf begründet war. Wie stark die Eindrücke seines kleinbäuerlichen Elternhauses gewesen sind, macht die ausführliche Schilderung seiner Kindheit und Jugend in Dielingen deutlich.

Eingehend wird das niederdeutsche Hallenhaus dieser Landschaft in seiner urtümlichen Form mit offenem Herdfeuer und altertümlichem Flett beschrieben. Aber es wird auch erkennbar, wie vor 1914 ein Modernisierungsschub einsetzte, der zum Wandel in der Wohnweise führte, nachdem Flett und Kammerfach vom Wirtschaftsteil abgetrennt worden waren. Sehr genau werden auch die vielen Arbeitsgänge geschildert, die Haus- und Landwirtschaft auf dem Hof erforderten: von der Flachsherstellung, dem Spinnen und Weben, der Milchbereitung bis hin zum Korndrusch, der Kartoffelernte und dem Torfstechen in den benachbarten oldenburgischen Mooren. Auch von der Pumpe, der Viehtränke, dem Backtrog, dem Herd in ihrer funktionalen Bedeutung ist die Rede. Viele dieser haus- und viehwirtschaftlichen Einrichtungen begannen sich jedoch bald zu verändern. Das Wirtschaftsgebäude wurde zweckmäßig umgebaut, neues, modernes Gerät angeschafft wie zum Beispiel der Spitzdrescher, und schließlich erwarb der Vater als einer der ersten im Dorf ein Fahrrad.

Harte Arbeit war das Gebot des Vaters. Seine Frau hat das eindrucksvoll geschildert, und der Sohn bestätigt es. Aber für diesen gab es darüber hinaus manches, was Freude bereitete. Das
waren die Spinnstubenabende im Winter, die reihum bei den Nachbarn stattfanden. Dazu gehörten die Verwandtenbesuche in den
nächstgelegenen Dörfern und die immer unentbehrlicher werdenden Bücher.

Der entscheidende Schritt, der Fritz Wiechering aus der dörflichen Welt herausführte, war der Entschluß, Lehrer zu werden. Aber die Ausbildung an der streng geführten Präparande und später am Seminar in Herford unter der Leitung des Direktors Peter Tesch fiel ihm nicht leicht. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges beendete die Jugendjahre. Die Erlebnisse eines grausamen Grabenkampfes bedeuteten einen neuen Einschnitt in seinem Leben. Die Hektik der Kriegs- und Nachkriegsjahre in Deutschland spiegelt sich in Reisen nach Berlin und Amsterdam wieder, die zur Aufbesserung der wirtschaftlichen Lage unternommen wurden.

Erst mit der Ernennung zum Marineoberfachschullehrer, die Fritz Wiechering seiner zäh betriebenen Fortbildung zum Realschullehrer verdankte, begann der soziale Aufstieg des Kleinbauernsohnes aus Dielingen, der 1929 in der Großstadt Kiel Wurzeln zu schlagen begann. Die Kontakte zum Land blieben jedoch bestehen, zumal

die Schwester, die den elterlichen Hof geerbt und einen Landwirt geheiratet hatte, ihren Besitz in Westfalen verkaufte und nach Schleswig-Holstein zog, wie es manche ihrer Landsleute damals taten.

Die Kriegsjahre in Kiel und die eindrucksvolle Schilderung der zweijährigen Kriegsgefangenschaft in Rußland beenden den Lebensbericht des Siebzigjährigen.

Fritz Wiechering hat bis zum Beginn des Nationalsozialismus Tagebuchaufzeichnungen geführt, diese dann aber vernichtet, so daß ihm für die Niederschrift seiner Lebenserinnerungen nur das blieb, was er im Gedächtnis behalten hatte. Freilich war er im Schreiben nicht ungeübt. Schon als junger Lehrer hatte er für die Heimatbeilage der örtlichen Zeitung Artikel verfaßt, und 1924 erschien kurzfristig die Monatsschrift "Dichter im Lehrerhause", die er mit einem Kollegen zusammen herausgab. Zweifellos hatte er literarische Ambitionen. Aber es fehlten ihm dann doch immer wieder die Zeit und die wirtschaftlichen Möglichkeiten, um sie zu verwirklichen.

Dem Leser mag auffallen, daß Fritz Wiechering selten über seine Familie spricht. Wer ihn kannte, weiß, daß er mit seiner Frau und den beiden Kindern ein sehr harmonisches Zusammenleben geführt hat. Aber er war ein sehr in sich gekehrter Mensch, der gern seine eigenen Wege ging. Sie nachzuzeichnen und seine Gedankenwelt offenbar werden zu lassen, war daher vor allem das Anliegen seines Lebensberichtes. Es ist ihm nicht leicht gefallen. In seinem Nachwort schreibt er: "Es handelt sich bei diesem Bericht um die erste Niederschrift. Eine Überarbeitung, die sich auf Form und Ausdruck beschränken könnte, wäre angebracht, doch dazu fehlt mir die Muße. Nach Sartre ist das Memoirenschreiben eine Operation ohne Betäubung, Ehrlichkeit vorausgesetzt. So habe ich es auch empfunden, zumal eine solche Operation auch noch lange dauert."

Weihnachten 1966 war das Manuskript abgeschlossen. Damals litt Fritz Wiechering bereits an einer unheilbaren Krankheit, an der er bis zu seinem Tode am 29. Juli 1972 schwer getragen hat. Seine Tochter, Gerda Schulte-Umberg, hat die handschriftlichen Aufzeichnungen in Maschinenschrift übertragen, so daß eine druckfertige Vorlage entstand. Seine Frau, Henni Wiechering, stellte die älteren Fotografien zur Verfügung, und Frau Gerda Schmitz von der Volkskundlichen Kommission machte die Neuaufnahmen. Allen Beteiligten sei für die freundliche Mithilfe gedankt.

Kiel 1984

Kai Detlev Sievers

LEBENSERINNERUNGEN DER BÄUERIN SOPHIE WIECHERING 1871 - 1937

Bearbeitet von Fritz W i e c h e r i n g



Unsere Jahre gehen dahin, als flögen sie davon. Und ist unser Leben köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Das hat schon der Psalmist erfahren, und ich kann ihm darin nur recht geben. Ja, mit viel Mühe und Arbeit waren auch meine Jahre angefüllt, und schnell dahin waren sie auch, man kann es kaum glauben, daß man sich schon zu den Alten rechnen muß.

Wenn man 65 Jahre alt geworden ist und es immer einsamer um uns und ruhiger in uns wird, gehen die Gedanken oft auf Reisen. Immer neue Erinnerungen tauchen dann auf, heute diese, morgen jene. Es ist zum Verwundern, was unser Kopf behalten hat. Aber kraus und wunderlich liegt da alles beieinander, und jetzt, wo ich es niederschreiben will, weiß ich oft nicht, wie ich es ins Grade bringe. Viele wunderliche Wünsche sind in Erfüllung gegangen, dagegen ist manches andere, wofür die Umstände so günstig waren, ganz, ganz anders gekommen, als man es sich erträumt hat.

An eins habe ich nie gedacht, daß ich noch einmal meine Heimat verlasse und in eine fremde Gegend ziehe. "Bleibe im Lande und nähre Dich redlich", hatte ich mir früher immer gesagt. Und nun bin ich in meinen alten Tagen doch noch in die Fremde gezogen. Aber es ist mir dabei nicht traurig zu Mute, und Heimweh habe ich auch nicht. Meine beiden Kinder wohnen ja auch in meiner Nähe, und die Menschen hier sind uns ganz ähnlich, besonders in ihrer Sprache. Und so sehr weit ist es von Holstein bis Westfalen auch nicht; eine halbe Tagesreise, und ich bin wieder an den alten, vertrauten Stätten.

In der alten Heimat hat sich in der Zwischenzeit auch manches verändert, so heimisch wie früher könnte ich mich dort nicht mehr fühlen. Den, der mir am nächsten stand, deckt die kühle Erde, und das Heimathaus steht auch nicht mehr. Das hat schon bald nach unserem Abschied das Feuer zerstört. Damit ist mir vieles weggenommen.

Aber auch das ist gut so; nun sehe ich doch wenigstens nie die Räume wieder, worin ich die längste Zeit meines Lebens mit meinem Mann und mit meinen Kindern verbracht habe. Es wäre mir doch sauer schwer geworden, wenn ich das Haus wiedergesehen hätte als fremder Leute Eigentum und mir hätte sagen müssen: "Hier hast Du nichts zu suchen!"

Ich fühle mich aber auch im neuen Heim wieder zu Hause, und wenn es auch nur eine Altenteilstube ist. Sie ist gemütlicher und wohnlicher als unsere frühere große Stube, obwohl auch heute noch dieselben Möbel und Sachen darin stehen. Und wenn es mir zu eng wird, brauche ich nur die Treppe herabzusteigen und kann zu meinen Kindern gehen. Da ist dreimal soviel Platz wie früher, aber auch ebensoviel Arbeit mehr.

Doch ich muß mir schon mehr Ruhe gönnen, und am liebsten bin ich in meiner Stube für mich allein. Von oben können meine Blicke über das schöne holsteinische Hügelland schweifen. Berge und Täler habe ich immer so gern gehabt. In der alten Heimat ist es zum größten Teil eben, viele Wiesen und weite Moore grenzen dort bis an den Horizont. In den Berg gingen wir zu Pfingsten und zur Bickbeerzeit. Das waren immer besondere Tage. Und nun darf ich es erleben, daß ich die Berge und Täler vor Augen habe und mich daran erfreuen kann.

Ich habe immer gern Bücher und Zeitungen gelesen. Früher hatte ich nur meist keine Zeit dazu, und war einmal eine freie Stunde, dann legte ich mich lieber hin, um richtig auszuschlafen. Jetzt kann ich darin alles nachholen, und keiner stört mich dabei. Beim Lesen habe ich oft gedacht, du könntest deine Lebensgeschichte auch wohl aufschreiben, denn das ist doch auch so ein kleiner Roman. Wenn ich aber anfing, kam mir alles dumm vor, und ich habe gedacht, was sollen die fremden Leute wissen, wie es mir ergangen ist, und wie dumm und einfach du manchmal gewesen bist. Sie mögen sich andere Bücher nehmen, wenn sie lachen oder weinen wollen. Aber ich habe mir dann gedacht, es gibt so viele Bücher von berühmten Männern und Frauen, daß die Leute doch einmal zur Abwechselung auch lesen könnten, wie es so einer einfachen Bauersfrau wie mir auf der Welt ergeht, und mit welchen Augen einfache

Leute sie ansehen. Der Städter, der uns so gern über die Schulter anguckt und unsere einfache Art belächelt, mag, wenn er will, daraus ersehen, daß wir auf unsere Art auch die Welt bezwingen. Nicht zuletzt dachte ich aber an meine Kinder und Kindeskinder. Sie sollen wissen, woher ihre Vorfahren kommen und wes Geistes Kind sie gewesen sind; denn sonst wissen sie jedenfalls vom dritten Glied ab nicht mehr, daß unsere Familie aus Westfalen ist und aus einem Bauerngeschlecht stammt.

So habe ich den Stift zur Hand genommen und meine Arbeit - vielleicht die letzte - begonnen. Aber ich merke schon jetzt, daß mir vom Schreiben der Kopf mehr brummt als vom Lesen und daß der Finger, trotz des vielen Übens früher in der Schule immer noch eingeknickt ist, wenn er auf den Bleistift drückt, weh tut und nicht lange mitmacht.

Aber was ich anfange, das will ich auch zu Ende führen. So manches habe ich durchkämpfen und durchfechten müssen. Dies soll aber das letzte sein.

Im Februar des Jahres 1871 bin ich geboren. Am selben Tage im Januar war der Bruder meiner Mutter, obwohl schon Waffenstillstand war, noch in einem Scharmützel in Frankreich gefallen. Meine Mutter stand noch ganz unter dem Eindruck dieser traurigen Nachricht, und das hat sich sicher auch auf mein Gemüt übertragen. Wenn ich als Kind das Wort Krieg hörte, überfiel mich jedesmal eine unheimliche Angst.

Es ist damals ein recht strenger Winter gewesen. Mein Vater hatte so stark eingeheizt, daß der große eiserne Ofen auseinander geplatzt ist. Aber trotzdem taute noch nicht einmal ein kleines Loch in den Fenstern auf.

Meine Eltern waren Heuerlinge und bewirtschafteten ungefähr 12 Morgen Land. Da sie beide in jungen Jahren ein kleines Vorgeld gespart hatten, konnte man sie nicht arm, doch auch nicht wohlhabend nennen. Mein Vater war nebenbei Holzschuhmacher, und meine Mutter und meine Großeltern, die schon recht alt waren, spannen und webten. Stillsitzen und nichts tun, kannte man nicht. Auch ich wurde schon sehr früh zur Arbeit angehalten.

Mein Großvater wußte noch manches aus den Kriegsjahren von 1806 bis 1807 und dem Befreiungskriege zu erzählen, die in seine Jugendzeit fielen. Einiges davon habe ich behalten.

Einmal hat er für einen bei ihnen einquartierten Soldaten täglich Schnaps holen müssen. Jedesmal bekam er einen Taler mit. Das fiel dem Wirt auf, und er sagte zu ihm: "Junge, das ist mir verdächtig, daß Du immer einen Taler mitbringst. Es scheint mir, daß es immer ein und derselbe ist. Ich will mal ein Kreuz darauf machen." Als er nun zurückkam und dem Franzosen den Schnaps überreichte, sagte der: "Jetzt brauchst Du mir keinen wiederzuholen. Der Taler kommt nicht mehr zurück, und ich bin ein armer Mann." Ein anderes Mal ist die Stube ganz voll von Franzosen gewesen, die einen so grauenhaften Lärm machten, daß selbst dem Hunde bange wurde und er vor lauter Angst auf den Boden flüchtete. In der Angst ist ihm dann das Wasser weggelaufen, durch die Decke gesickert und einem Soldaten ins Gesicht getröpfelt. Das hat einen mächtigen Sturm gegeben. Den Hund haben sie aufgestöbert und sofort abgestochen. Aber auch dem Vater wollte man zu Leibe, weil sie in ihm den Anstifter sahen. Er konnte aber noch ins Nachbarhaus flüchten. Dort haben sie ihn im Kuhstall versteckt und mit Mist zugedeckt. Acht Tage lang mußte er in diesem Versteck bleiben, bis die Einquartierung wieder abgerückt war.

Heu- und Strohvorräte seien von den Franzosen für ihre Pferde requiriert und Kühe und Schweine abgeschlachtet worden. In diesen schrecklichen Jahren verfielen die meisten Leute in große Armut.

Meine Großmutter erzählte, wie sie den Großvater kennengelernt hatte. In ihrer Mädchenzeit diente sie bei einem Landpastor, der - wie es in jener Zeit üblich war - noch nebenbei Landwirtschaft betrieb. Er war seinen Dienstleuten gut gesinnt gewesen, nicht so aber seine Frau, die hatte der Geiz untergehabt. Der Knecht bekam, wie alle Bauernknechte im Dorfe, zum Frühstück 1/4 1 Schnaps mit aufs Feld. Eines Tages, als Kollegen aus den Nachbardörfern bei dem Pastor zu Besuch waren und das Gespräch



 Geburtshaus von Sophie Wiechering, geb. Schlüter, auf dem Steinbrink, einem Ortsteil der Gemeinde Arrenkamp im Kirchspiel Dielingen, Altskreis Lübbecke. darauf kam, tadelten sie ihn deswegen. Da rief er seinen Knecht und fragte ihn in Gegenwart der Herren: "Wilhelm, trinkst Du gern Schnaps zum Frühstück?" Natürlich antwortete der mit Ja, worauf er seinen Kollegen erklärte: "Ihr hört, er trinkt ihn gern. Vielleicht fragt Ihr Eure Knechte auch einmal. Ein wenig Schnaps ist Medizin, doch zuviel ist Vernien."

An einem Erntetag hatten die Arbeitsleute tüchtig ran müssen, darum sollte es auf Geheiß des Pastors ein besonderes Abendbrot, nämlich Kartoffelpfannkuchen, geben. Doch Frau Pastor war anderer Meinung gewesen, hatte es sich bequem gemacht und entschuldigte sich dann bei ihrem Mann damit, daß sie keine Zeit gehabt hätte. Nun polterte der geistliche Herr nicht etwa los, wie man annehmen könnte, sondern sagte im milden Ton zu seiner Frau: "Marie, ich habe es aber den Leuten versprochen, und ein Pastor darf doch nicht wortbrüchig werden. Jetzt, wo Feierabend ist, hast Du Zeit, darum hole schnell nach, was Du versäumt hast."

Und das letzte sagte er so bestimmt, daß sie keine Widerworte machte. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als sich noch am Abend an den Herd zu stellen und Pfannekuchen zu backen.

Drei Jahre hat meine Großmutter dort gedient, bis zu ihrer Verheiratung. Und wenn der Pfarrer dabei nicht seine Hand im Spiel gehabt und ein bißchen nachgeholfen hätte, wäre sie sicher noch etwas länger geblieben.

Großvater ging um sie zur Freite und war eines Tages, als die Pfarrfrau ausgegangen war, mit zu Großmutter in die Küche gekommen. Da hörten sie die Tritte des Pfarrers, im letzten Augenblick huschte Großvater noch in Großmutters Schlafstube unters Bett. Dem Blick des Pfarrers aber war er nicht entgangen.

"Margarte," fragte er, "sprachst Du hier in der Küche nicht eben mit jemand?"

Großmutter verlegte sich aufs Schweigen. Er ging dann stracks in die Schlafstube und holte meinen Großvater unter dem Bett hervor. Und als sie nun beide wie begossene Pudel vor ihm standen und nicht aus noch ein wußten, fragte er sie: "Ihr habt Euch also gern? Ist es Euer fester Wille, Euch zu heiraten?" Beide bejah-



 Sophie Wiechering, geb. Schlüter, im Alter von etwa zwei Jahren mit ihren Eltern und ihren Großeltern. Die Großmutter in der Tracht des Kirchspiels Dielingen. Um 1873. ten das und darauf sagte er: "Na, dann ist ja alles gut, dann will ich Euch sofort Sonntag aufbieten." Und so geschah es auch. Oft hat meine Großmutter das erzählt, und sie meinte dann immer zum Schluß, wenn das nicht so gekommen wäre, hätten wir uns am Ende niemals gekriegt.

Ich hatte noch einen Bruder, der vier Jahre älter war als ich. Er war ein stiller Junge und gehorchte immer aufs Wort. Ich dagegen war nach den Worten der Mutter ein großer Treiber, ging durch alle Wolken, über Hecken und Zäune und war immer der Anführer. Oft habe ich für meine Streiche harte Strafen erleiden müssen. Meine Mutter war sehr streng und bestrafte die geringste Kleinigkeit, so daß ich in meiner Kindheit immer unter Angstdruck lebte. Was habe ich oft für Lügen erfunden, um der Strafe zu entgehen! Doch meine Mutter ließ sich nicht so leicht täuschen, und so habe ich meistens nur das Gegenteil erreicht.

Da erinnere ich mich noch eines Vorfalles aus meiner frühesten Kindheit. Hinten im Garten stand eine mächtige Eiche, die eines Tages gefällt werden sollte. Da mußten wir doch dabei sein! Aber die Mutter verbot es uns, weil schon öfter ein Unfall vorgekommen war und Kinder von den Ästen des fallenden Baumes erfaßt worden waren. Ich sagte zu meinem Bruder: "Komm, wir gehen doch hin. Die Mutter sitzt hinter dem Webstuhl und merkt nichts." Wir kamen nicht weit, da rief uns die Mutter schon zurück. Ich wußte, daß dieser Ungehorsam nicht ungestraft bleiben würde und lief in meiner kindlichen Dummheit weg in den nahen Wald. Daß ich aber einmal doch wieder zurück müßte und daß die Strafe dann noch größer sein würde, dieser Gedanke kam mir noch nicht. Ich habe es dann aber erfahren, als ich mich beim Dunkelwerden ins Haus zurück schlich. Mit Birkenruten hat meine Mutter mir den Rücken bearbeitet.

Die Eltern und Erzieher hatten damals noch eine andere Meinung über die körperliche Züchtigung. Ohne Schläge, so meinten sie, könnten Kinder nicht groß werden, und von schwachen Kindern sagte man geradezu, daß sie nicht genug Schläge bekommen hätten.

Der Wald war unser Paradies. Da liefen wir den flinken Hasen nach oder sahen den Eichhörnchen zu, die so gewandt von Ast zu Ast und von Baum zu Baum springen konnten. Auch Rehwild gab es dort. Oft genug haben wir mit Herzklopfen hinter den Bäumen gestanden und ihm zugesehen.

Ich hatte schon früh ein Ohr für den Vogelgesang und konnte manches Vogellied nachahmen. Auch Vogelnester haben wir ausgenommen. Nur wenn wir Junge im Nest antrafen, rührten wir es nicht an; lebende Wesen zu quälen, wie so manche Kinder es taten, konnten wir beide nicht leiden. Besonders die Krähen- und Elsternnester haben wir ausgeplündert. Manchen Riß ins Kleid gab es dabei, und manche Tracht mit dem Rutenbündel war die Folge.

Wenn die Eltern sich auch Sorgen machten um unsere Kletterei, so freuten sie sich doch auch wieder über unsere Beute. Die Eier wurden vorsichtig ausgepustet und die Schalen dann zu einer Kette aufgezogen. Damit schmückten wir den großen Spiegel, der in der Stube hing.

Auch hatten wir oft den Auftrag, Reisig zum Feuermachen zu suchen. Dabei machten wir dann gewöhnlich neue Entdeckungen, die uns von der Arbeit abhielten. Wir vertrödelten so die Zeit, daß uns oft die Dunkelheit überraschte. Unheimlich war uns dann auf dem Heimweg zu Mute, zumal wir noch an Gespenster glaubten, von denen wir an den Spinnabenden gehört hatten. Wir sahen aber darauf, daß wir mit einem großen Bündel nach Hause kamen, um uns das Lob der Mutter zu verdienen.

Als mein Bruder zehn Jahre alt war, bekam er Lungenentzündung. Er lag im Dulk an der Stube. Das ist ein kleiner, mit Brettern abgekleideter Raum, so groß, daß ein Lager für zwei Menschen darin aufgeschlagen werden kann. Durch eine Schiebewand ist er von der Stube getrennt. Luft und Licht kamen nur von der Stube her in diesen engen Raum. Die Luft darin war oft sehr muffig, besonders im Winter, wenn man der Kälte wegen wenig lüftete und auf dem Lehmboden unter dem Bett noch Kartoffeln aufbewahrte. Auf Leisten ruhte ein Bretterbelag, darüber lag eine dicke Strohschicht, dann kamen das Unterbett mit Inlett aus selbstgewebtem

Leinen, das linnerne Bettuch und das schwere, volle Oberbett, das oft in dem stickigen Raum ganz feucht wurde. Wenn nun das Stroh alt und mulmig geworden war, konnte man darin das Husten kriegen.

In einem solchen Raum lag nun mein kranker Bruder und noch dazu mit einer Lungenentzündung. Wenn ich heute daran zurückdenke, ist es mir klar, daß es kein gutes Ende nehmen konnte. Ich weiß noch, wie meine Mutter am Bett stand und fragte: "Heinrich, wo tut es denn weh?" Er antwortete nicht, zeigte nur mit der Hand nach der Brust. Das war schon seine letzte Stunde.

Ich muß wohl viel Lärm gemacht haben, denn meine Eltern schickten mich auf die Diele. Und damit ich mich beschäftigte, durfte ich die Hühner füttern. Ich streute nur immer eine kleine Handvoll hin und hatte meinen Spaß daran, daß sie aufeinander neidisch waren und sich gegenseitig in die Köpfe pickten. Der Hahn trat gebieterisch dazwischen und wollte Ruhe halten. Dann ist meine Mutter weinend dazugekommen und hat zu mir gesagt: "Nun ist Dein Bruder ein kleiner Engel geworden. Die Engel sind gekommen und haben ihn in den Himmel getragen." Ich soll darauf geantwortet haben: "Mutter, weine man nicht. Wenn er im Himmel ist, dann kann ich ja auch jetzt das kleine Taschenmesser bekommen." Auf das kleine Taschenmesser, das mein Bruder besaß, hatte ich es schon lange abgesehen.

Nun kam Leben ins Haus. Die Leichennachbarn übernahmen die ganze Arbeit, eine Sitte, die noch heute in der alten Heimat gilt. Sie säuberten zunächst einmal gründlich das Haus, wuschen den Leichnam, zogen ihm das Totenhemd an und bahrten ihn in der Kammer auf. Die Männer zogen ihren Abendmahlsrock an und gingen als Leichenbitter übers Land, um alle Verwandten und Bekannten zur Beerdigung zu bitten. Die Nachbarschaft brachte Mehl, Milch und Butter zum Kuchenbacken, damit jeder Teilnehmer am Begräbnis bewirtet werden konnte. Alle Leichengänger hatten außerdem ein halbes Pfund Kaffee und ein Pfund Zucker mitzubringen.

Am Tage nach dem Tod meines Bruders bekam ich die Masern, und als die Beerdigung war, mußte ich im Bett bleiben. Onkel und Tanten, die meinem Bruder das letzte Geleit geben wollten, brachten für mich Bolchen (Bonbons) mit; aber so gern ich sie sonst aß, jetzt schmeckten sie mir nicht. Es war mir zu heiß im Bett, und am liebsten wäre ich aufgestanden. Aber die Nachbarn, die die Aufwartung übernommen hatten, ließen mich nicht aus den Augen. Doch als der Sarg aus dem Hause getragen wurde, war ich für einen Augenblick ohne Aufsicht. Schnell sprang ich aus dem Bett, um meines Bruders Blashorn zu holen, das auf einem Nagel an der Wand hing. Weil es so schnell gehen mußte, riß ich in der Eile den Handgriff ab, und aus Angst vor Strafe ließ ich es hängen und kroch schnell wieder ins Bett zurück. Sicher hätte ich sonst ein jämmerliches Getute angefangen.

Was bin ich nur für ein Wildfang gewesen, schlimmer noch als ein Junge! Spielsachen blieben nie lange heil bei mir.

Als ich nun wieder gesund war, fehlte mir mein Bruder beim Spielen. Ich wartete immer darauf, daß er aus dem Himmel zurückkehren sollte, obwohl mir meine Mutter oft genug sagte, daß das nie der Fall sein würde. Wenn ich hinter dem Hause auf der Wiese lag, schaute ich oft lange zum Himmel hinauf und wartete voll Sehnsucht; doch der Himmel wollte sich nicht öffnen und der Bruder nicht zu mir herabfahren.

Das Messer und das Horn bekam ich nicht; die Mutter hatte alles als Andenken beiseite gelegt.

Zwei Jahre danach, als schon so viele neue Eindrücke alles verwischt hatten, brachte mir der Storch einen neuen Spielkameraden, eine kleine Schwester. Da war meine Freude groß, besonders am Tage der Kindtaufe. Ich konnte den ganzen Tag über spielen, konnte Kuchen, Zwieback und Zucker nach Herzenslust essen, auch noch an den folgenden Tagen. Doch bei kleinem wurde das weniger, die "Kuchentage" hörten auf, und das kleine Schwesterchen machte nur Arbeit. Ich mußte sie verwahren, mußte die Wiege schaukeln, wenn sie weinte, denn meine Eltern hatten dazu nicht die Zeit. So hatte ich oft ganz allein mit ihr zu Hause zu bleiben, wenn Großeltern und Eltern draußen auf dem Felde oder im Garten zu schaffen hatten. Viel lieber hätte ich dafür auf dem Acker mitgearbeitet. Besonders das Schreien meiner kleinen Schutzbefohlenen konnte ich nicht leiden.

Die ersten Eindrücke blieben haften. So hatte ich in den späteren Jahren das Gefühl, als müßte ich meine Schwester bemuttern, und das hat zwischen uns oft zu Auseinandersetzungen geführt, besonders dann, wenn sie mir einen guten, wohlgemeinten Rat gab, den ich als die ältere nicht von ihr annehmen wollte.

Nun ruht sie auch schon viele Jahre unter der Erde; viel zu früh ist sie dahingegangen, und nichts ist mehr gutzumachen.

An die Stubenluft habe ich mich in all den Jahren nicht gewöhnen können. Am liebsten arbeitete ich draußen in der freien Gottesnatur, und noch heute im Alter ist mir die Feldarbeit die angenehmste.

Mein Vater hat wohl Verständnis für meine Neigungen gehabt. Ich durfte öfter bei ihm in der Holzschuhwerkstatt sein. Das war zu schön zuzusehen, wie aus einem groben Holzstück so allmählich ein schmucker Holzschuh wurde. Den fertigen Schuh durfte ich noch zuletzt mit Sandpapier bearbeiten, vor allem die Kanten glattreiben. Mein Vater hielt nämlich sehr auf Akkuratesse und ließ keinen Holzschuh aus der Werkstatt, der nicht ganz sauber war. Das nahm aber viel Zeit weg, und meine Mutter tadelte es oft, weil er so wenig schaffte und weniger verdiente. Dafür war sein Holzschuh aber weithin bekannt, und wer einmal ein recht schmuckes Sonntagsnachmittagspaar haben wollte, der bestellte gern bei meinem Vater.

In der Werkstatt durchwühlte ich auch gern den Spänehaufen. Da fand man oft so sonderbar geformte Späne und Holzstücke, aus denen ich mit dem Taschenmesser meines Vaters selbst einen Holzschuh zu schnitzen versuchte. Einmal glitt mir bei solchen Arbeiten das Messer ab in den kleinen Finger hinein, der schwer verletzt wurde. "Wenn das nur Deine Mutter nicht sieht," war mein erster Gedanke, "dann bekommst Du noch Schläge obendrein." Ich wickelte meine verletzte Hand in die Schürze und setzte mich hinter den Ofen in den großen Lehnstuhl. Dann bin ich eingeschlafen, und im Schlaf habe ich die blutige Hand aus meiner Schürze gezogen. Als das meine Mutter gesehen hat, ist ihr der Schreck in alle Glieder gefahren. Aber Schläge habe ich diesmal nicht bekommen, darum ertrug ich die Schmerzen geduldig und jammerte meinen Eltern nicht die Ohren voll.

Mutter züchtigte immer mit Birkenruten, die hinter dem Spiegel bereit lagen. Einmal hat sie es in ihrem Zorn gar zu weit getrieben. Ich hatte Erlaubnis, bei Nachbarskindern zu spielen, sollte aber vor Sonnenuntergang wieder zu Hause sein. Das Versteckspielen war aber besonders schön, als es dunkel wurde, und so kam ich dann viel später nach Hause, als ich sollte. Froh und nichts ahnend trat ich in die Stube. Aber o weh, da hatte meine Mutter schon die Birkenruten in der Hand, hob meinen Rock hoch und schlug mir das bloße Gesäß grün und blau. Ich riß mich los und suchte Schutz bei meiner Großmutter, die ihre Schürze über mich warf. Da kam meine Mutter zur Besinnung und wollte nun sehen, was sie angerichtet hatte. Ich verstand das nicht in meiner Angst, verkroch mich in eine Ecke und schrie jämmerlich.

Aber trotz der vielen Schläge habe ich meine Mutter liebbehalten. Sie wußte auch zu belohnen. Wenn ich mich gut geführt hatte, sparte sie mit ihrem Lob nicht. Mein Vater dagegen war sehr milde. Er war ein "Drömmliger", wie die Leute bei uns sagten. Heute weiß ich, daß meine Eltern große Gegensätze waren und sich nicht gut verstanden. Ja, meine Mutter hat ihren Mann einmal im Zorn geschlagen. Im Alter aber ist noch alles gut geworden, und sie haben noch einen recht schönen Lebensabend miteinander verlebt.

Wenn ich bei meinem Vater in der Werkstatt war, wußte er mich immer zu beschäftigen, so daß es mir nie langweilig bei ihm wurde. Wenn sich keine rechte Arbeit für mich fand, ersann er irgendeine, die, wenn sie auch noch so unwichtig war, er mir immer interessant zu machen wußte. So schnitzte er mir einmal einen Span zurecht und trug mir auf, damit den Ackerwagen sauber zu machen. Drei Wochen lang hat das gedauert, und ich habe unter gutem Zureden meines Vaters durchgehalten bis zum Schluß.

Ich mußte öfter bei ihm verweilen, weil es in der Nachbarschaft an Kindern fehlte, mit denen ich spielen konnte. In nächster Nähe war nur ein krankes Mädchen, das an Krücken ging. Sie konnte gut singen, und von ihr habe ich die Lust zum Singen bekommen. Ihr liebstes Lied war das Kirchenlied "Nun danket alle Gott".

Weihnachten war für alle das Hauptfest des Jahres. Acht Tage vorher machte sich mein Vater daran, das ganze Haus zu weißen, und Mutter scheuerte mit Sand Tische, Stühle und Bänke blank. In der Stube hatten wir noch eine Lehmdiele, andere, die schon einen Fußboden besaßen, scheuerten dann den blitzblank. Wir fegten dafür sauber aus und streuten hellen Sand aus, der extra nur zum Streuen bereitlag.

Auch einen Weihnachtsbaum schmückten meine Eltern aus. Nicht in jedem Hause erhielten damals die Kinder einen Baum, vielen kostete das zu viel. Der Tisch wurde reichlicher gedeckt, am Abend gab es ein besonderes Essen, gewöhnlich Sauerkraut mit Backe und morgens und nachmittags Weißbrot. Kuchen war meinen Eltern zu kostspielig. Weißbrot war aber auch schon für uns Kinder ein wahres Festessen, denn an anderen Tagen gab es nur Schwarzbrot, den bekannten westfälischen Pumpernickel. Wir backten ihn selbst, alle drei Wochen drei Stück im Gewicht von etwa 40 Pfund. Zwölf Stunden lang mußte er im Ofen bleiben, bis er fertig war. Wir durften den Backofen auf dem Meierhof mitbenutzen, wofür wir acht Tage Handdienste im Jahr leisteten.

Auch das Vieh sollte Festtag haben. Die Ställe wurden gründlich gesäubert und das Streulager in diesen Tagen besonders gut bereitet. Futter erhielten die Tiere auch reichlicher und besser. Gab es sonst nur Häcksel, so bekamen sie nun das Heu unvermengt und eine Schnitte Schwarzbrot dazu. Nach altem Glauben durfte von Weihnachten bis zum 6. Januar, dem Tage der Heiligen drei Könige, nicht gemistet werden. Das konnte Unglück bringen, Krankheit, Viehsterben und Verkalben. Die Spinnräder und Webstühle mußten ebenfalls ruhen wie auch am Vorabend eines jeden Feiertages, insbesondere auch sonnabends.

Damit es recht gemütlich in der Stube war, bekam am Heiligabend der alte Holzofen, der noch die Jahreszahl 1759 trug, einige Scheite und Torfstücke mehr zu schlucken als gewöhnlich. Wir Kinder saßen mit glühenden Köpfen erwartungsvoll auf der Ofenbank neben den Eltern oder Großeltern und horchten gespannt, ob Nikolaus und das Christkind nicht ans Fenster klopften. Wie pochte unser kleines Herz, wenn endlich hinter dem Hause Schrit-

te zu hören waren und an dem Fenster gerüttelt wurde. Vater und Mutter gingen dann hinaus, um die Tür zu öffnen. Und wenn Nikolaus und Christkind nun in der Stube vor uns standen, Nikolaus mit seinen schweren Ketten rasselte und Christkind allerlei Fragen an uns stellte, dann vergruben wir vor lauter Angst zuerst den Kopf im Schoß unserer Mutter oder Großmutter, wagten erst nach und nach einen schüchternen Blick und leierten dabei unsere Gebete herunter. Und wenn das glücklich überstanden war, öffnete Nikolaus seinen großen Sack und packte aus.

Mein Vater begleitete dann beide nach draußen und brachte noch ein Bündel Birkenruten mit zurück. Nikolaus habe sie ihm noch vor der Tür in die Hand gedrückt, sagte er uns und legte sie dann an den bekannten Ort hinter den großen Spiegel. Gleich darauf kam dann die Bäuerin vom Meierhof mit ihren beiden großen Jungen ins Haus, und wir mußten erzählen, wie alles gewesen war und die Geschenke vorzeigen. Ich hatte eine rege Phantasie und schmückte stark aus, so daß sie viel zu lachen hatten.

Die Bäuerin war meine Patentante und die Spenderin der meisten Weihnachtssachen. Obwohl sie selbst zehn Kinder und noch acht Stiefkinder zu betreuen hatte, ließ sie es sich nicht nehmen, am Heiligabend die Kinder ihrer drei Heuerlinge mit Geschenken zu bedenken.

Am ersten Weihnachtstage ging ich morgens mit meiner Mutter zur Kirche und bewunderte das Krippenspiel auf dem Altar. Nachmittags waren wir dann mit anderen Verwandten zu Besuch bei Onkel und Tante, einer Schwester meiner Mutter. Sie hatten eine Bäckerei und schmückten immer einen ganz großen Weihnachtsbaum aus, der mit allerlei Getier aus Backwerk behangen war. Für die Jungen hatte der Onkel ein großes Pferd und für uns Mädchen eine Puppe gebacken. Vor dem Nachhausegehen durften wir den Baum plündern, und eine Tüte mit Backwaren bekamen wir noch obendrein dazu. Das war für mich ein ganz besonders schöner Tag, und schöner meinte ich einmal zu meiner Mutter, könne es doch in Königsschlössern auch nicht sein.

Neujahr zogen wir Kinder dann von Haus zu Haus zum Neujahrswünschen und erhielten Nüsse, Pfefferkuchen und Äpfel. Auch die Alten hielten Neujahrsrunde und tranken dabei manches Schnäpschen, so daß viele mit einem schweren Kopf ins neue Jahr hineinkamen.

Die Schule lag 3/4 Stunden von unserem Hause entfernt, und des weiten Weges wegen kam ich ein Jahr später hin als meine Altersgenossen. Meine Mutter brachte mir aber während des Winters das Lesen und Schreiben bei, und so holte ich dieses versäumte Jahr wieder ein.

Als ich zum ersten Schulgang das Haus verließ, gab sie mir ernste Ermahnungen mit auf den Weg, die sie dann zusammenfaßte in dem Spruch: "Gehorchet Euren Lehrern und folget ihnen, denn sie wachen über Eure Seele!"

Das Stillsitzen in der Schule war mir immer eine Qual, und es wurde mir auch recht langweilig. Fünf Jahre lang saß man in ein und derselben Klasse und hörte immer wieder dasselbe. Da blieb es nicht aus, daß man unaufmerksam wurde und die eigenen Gedanken mit einem durchgingen.

Besonders langweilig war es beim Lesen. Jeder mußte einzeln nach der Reihe vorlesen. Waren die Jungen dran, dann hatten wir es fein und konnten uns in dieser Zeit mit anderen Dingen beschäftigen. Da kam ich einmal auf den Gedanken, das Lesestück zu singen und probierte das nach einer eigenen Melodie. Dabei hielt ich mir beide Ohren zu in der Meinung, daß dann der Lehrer mein Gesumme nicht hören könne. Doch da hatte ich mich getäuscht. Ohne daß ich es gemerkt hatte, stand unser alter Lehrer hinter mir und zupfte an meinen Haaren, so daß ich erschreckt auffuhr und ihn mit großen Augen anglotzte. "Wenn Du so gern singst, kannst Du heute nachbleiben und Dich im Singen üben," sagte er. Nun waren mit einem Mal alle schönen Melodien dahin, dafür stimmte ich aber ein Heulkonzert an, das ich dann in der Nachsitzstunde etwas verstärkt fortsetzte. Da ließ mich denn mein Lehrer bald laufen, indem er meinte: "Nun hast Du wohl keine Lust mehr zum Singen."

Wir konnten damals noch tagelang, ja, wochenlang dem Unterricht fernbleiben. Schulversäumnisse wurden nicht so streng bestraft wie jetzt. Unser Lehrer war schon alt, oft viel zu milde, und manches ließ er "schlüren". Er wollte es auch mit den Eltern nicht verderben, weil er in manchen Dingen, wie beispielsweise in der Bestellung seines Ackers, von ihnen abhängig war.

Rüpelhafte Jungen kamen nach vorn auf eine niedrige Bank ohne Lehne, die wir die Schlüngelbank nannten. Es waren zu meiner Zeit viele große Jungen in der Schule. An einen Vorfall muß ich da noch denken.

Unser Lehrer war krank, und sein Sohn, der auch auf Lehrer studierte und gerade Ferien hatte, vertrat ihn. Der wollte nun mehr Ordnung haben, vor allem sollten wir unsere Füße still halten. Da er das nun gar nicht fertigbringen konnte, ließ er uns auf Kommando trampeln. Das gab einen Mordslärm, weil wir doch alle Holzschuhe trugen.

Schuhe zogen wir nur zu ganz besonderen Gelegenheiten und zur Kirche an, vorausgesetzt, daß wir überhaupt welche besaßen; doch meistens paßten sie nicht recht, entweder waren sie zu eng oder zu groß, und es war eine Qual, wenn man einen längeren Marsch darin machen mußte. Sie waren auch längst nicht so fein wie heute, gewöhnlich aus dickem Rindsleder und damit sie weich blieben, wurden sie gut eingetrant.

Nun sollten wir auch wieder auf Kommando ruhig sein. Die meisten gehorchten, einige klapperten aber nach, und ein großer Junge hörte überhaupt nicht auf. Er mußte herauskommen und sollte seine Striegel haben. Der junge Lehrer nahm den Kopf zwischen die Beine, um ihm so besser das Gesäß versohlen zu können. Beim ersten Streich, der sehr gelinde war, schrie der Junge laut auf und zog sich mit einem Ruck gerade, so daß der Lehrer kopfüber flog. Damit war der Unterricht des Lehrersohnes ein für allemal zu Ende. Der Vater kam und sagte: "Kinder, Kinder, was habt Ihr da gemacht! Lieber möchte ich Schweinehirte sein, als mit Euch groben Flegeln umgehen." Aber im gan-

zen Dorf freuten sich die Alten über diesen gelungenen Streich, und er wird heute noch viel erzählt und viel belacht.

Ich hatte den alten Mann lieb und habe ihm gern Freude machen wollen. Als wir einmal ein Kirchenlied einübten, trafen wir an einer Stelle nie den richtigen Ton. Weil wir nun durch das viele Wiederholen schon ganz eingeschüchtert waren, wurden wir an dieser Stelle immer unsicherer. Das ging mir gegen die Hutschnur, und ich nahm mir vor, einmal mutig durchzusingen. Und siehe da, es klappte auch. Heute noch klingt mir das Lob meines alten Lehrers in den Ohren: "Wenn man fest ist, sind es die anderen auch."

In einer Sache aber standen mein Lehrer und ich lange auf dem Kriegsfuß. Weil ich den weiten Schulweg hatte und außerdem morgens gern bis zur allerletzten Minute schlief, kam es häufiger vor, daß ich mich verspätete. Den weiten Schulweg legte ich meistens so zurück, daß ich hundert Schritte lief und hundert Schritte langsam ging. Einmal nun wurde es meinem Lehrer zuviel, und zur Strafe setzte er mich einen Platz herunter.

Damals gab es noch keine Halbjahrs- oder Jahreszeugnisse, dafür bekamen wir nach unseren Leistungen Plätze. Der Primus in der Klasse war der erste in der oberen Bank. Oft kam es vor, daß einer von den jüngeren Jahrgängen viele von den älteren überflügelte. Ich war die sechste von vierundzwanzig Mädchen, die mit mir aus der Schule kamen.

Diesmal wurde ich unter eine große Bauerntochter gesetzt, was mich besonders ärgerte. Sie war ein Waisenkind, wurde von einem Onkel aufgezogen und erbte später einen sehr großen Hof. Den Mund hatte sie wie ich immer offen. Am liebsten erzählte sie von ihrem großen Hof, der verpachtet war. Am 1. Oktober kämen alle die Pächter und zählten eine Menge lauter blanke Taler auf den Tisch. Oh, dachte ich dann, wärest du doch auch so reich! Und abends im Bett baute ich mir dann Luftschlösser. Einen großen Hof wollte ich haben, einen feinen Wagen zum Ausfahren, ein hellbraunes Gespann davor mit glitzerndem Pferdegeschirr.

Und wenn ich nun so überlege, wie mir diese Wünsche alle restlos in Erfüllung gegangen sind, muß ich dankbaren Herzens der
gütigen, göttlichen Fügung gedenken. In dieser Stunde wird mir
das besonders klar. Wie oft vergißt man doch, was Gott einem
Gutes zugefügt hat, obwohl es viel, viel mehr war, als man erhoffen konnte? Weil wir nie ganz wunschlos sind, hadern wir
immer wieder mit ihm um die Erfüllung unserer maßlosen Wünsche.
Ja, in dieser Stunde weiß ich auch, daß ich meinem Gott gegenüber sehr oft ein recht undankbares Menschenkind gewesen bin.

Nun saß ich also unter dieser Bauerntochter, und damit hatten auch wohl meine Luftschlösser einen empfindlichen Riß bekommen. Ich heulte wie ein Schloßhund, bis meine Tränendrüsen leer waren. Da kam das gute Herz meines Lehrers zum Durchbruch. Ich durfte wieder auf meinen alten Platz zurück, und dabei sagte er: "Du sollst Dich nicht blind weinen wie die Gemahlin Friedrichs von Österreich." Diese kleine Lektion genügte aber, ich konnte von da ab viel besser aufstehen.

Ich tat immer etwas, was meinem Lehrer ab und zu Kummer machte, ohne daß ich es gewollt hätte. Das wußte er aber auch wohl, denn sonst wäre er öfter ein strengerer Richter mit mir gewesen. Ich fing einmal eine Äußerung von ihm über mich an die Handarbeitslehrerin auf: "Sie ist in allem noch so unschuldig."

Dafür noch ein Beispiel: Eine von meinen Nachbarinnen hatte eines Tages Schnupftabak mitgebracht. Davon hörte ich zum ersten Mal, und darum mußte ich dieses Wunderpulver auch ausprobieren, nur brauchte das natürlich nicht gerade mitten im Unterricht zu sein. Ich nahm soviel davon, daß ich aus dem Niesen nicht wieder herauskam und dadurch die Aufmerksamkeit der ganzen Klasse ablenkte. Im Zorn des ersten Augenblicks sprang mein Lehrer auf die Bank und stand mit erhobenem Stock vor mir. Ich zuckte schon mit den Schultern, um die Schläge abzufangen. Aber mein Lehrer schlug nicht zu. Hatte ihn wieder mein unschuldiges Gesicht bezwungen, sah er im Augenblick die Harmlosigkeit meines Streiches? Jedenfalls fing er an zu lachen, als er merkte, was los war. Ich mußte die Nase festhalten, um nur ein paar Worte bei dem ununterbrochenen Niesen hervorzubringen. Die Augen

waren rot von den vielen Tränen, die über meine roten Backen liefen. "Mädchen," sagte er nur, "was machst Du da? Meinst Du eigentlich, daß Dein Rücken für den Stock zu gut ist?"

Im Winter des letzten Schuljahres bekam ich von November bis April zweimal in der Woche Unterricht im Weißnähen. Unsere Handarbeitslehrerin war schon eine alte Dame mit weißem Haar, stets sehr ernst und sehr streng. Die einzelnen Stiche mußten wir immer wieder üben, bis wir sie ganz gründlich konnten. Oft genug hatte man die Nähte wieder aufzutrennen, und wenn dann andere schon weiter waren, flossen meine Tränen. Einmal sagte sie: "Kind, schone Deine Tränen bis zum Alter." Ein anderes Mal fragte sie, ob ich meine Hemden mit oder ohne Schlitz vorne haben wollte. Und als ich antwortete, daß alle meine Hemden mit Schlitz seien und ich es mir jetzt auch so wünschte, sagte sie ganz laut, daß alle es hören konnten: "Ich glaube, wir machen sie ohne Schlitz, denn Kinder brauchst Du noch nicht zu stillen." Da fing die ganze Nähstube an zu lachen, so daß ich mich tüchtig schämte und am liebsten nicht wieder hingegangen wäre. Doch sie war dann in der Folgezeit sehr nett zu mir, es tat ihr wohl selber leid, daß ihr das Wort entfallen war.

Es nahmen nur drei Mädel aus meinem Dorfe an dem Kurs teil. Andere Eltern hielten das für eine unnütze Geldausgabe und sprachen nicht gut davon. "Was haben die Eltern mit ihren Kindern nur für große Rosinen im Kopf," sagten sie, "nachher müssen sie doch mit der Mistgabel hantieren und hinter dem Webstuhl sitzen."

Ich war später froh, daß meine Mutter so weitsichtig gewesen war und darauf hielt, daß ich das Nähen von Grund auf lernte. Wie gut sieht es aus, wenn alles akkurat geflickt ist! "Den Vogel erkennt man an seinen Federn," pflegte meine Mutter zu sagen, wenn sie mich anhielt, auf mein Äußeres zu achten. Und weil ich immer so wild war, hat sie mich darin oft ermahnen müssen.

Am 25. März 1885 wurde ich konfirmiert. Ich bekam den Spruch Johannes 4, Vers 25: "Gott ist Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten."

Ich habe ihn mir damals gut gemerkt und mich ehrlich bemüht, in meinem Leben auch danach zu handeln. Gewiß bin ich nicht immer untadelhaft gewesen; aber in solchen Stunden kam doch oft die Erinnerung an den Tag der Konfirmation, an dem ich den festen Entschluß faßte, nicht nur diese Worte zu hören, sondern auch danach zu tun. Über manche Klippe bin ich so hinweggekommen.

Es ist gut, wenn sich in unserem Leben viele solche festen Punkte befinden, an die wir uns rückblickend erinnern können. Sie sind Stützen für die vielen schwachen Augenblicke, die oft genug im Leben kommen. Ich meine darum, man sollte es gar nicht versäumen, solche Gedenktage in recht würdiger Weise zu feiern, damit sie starke Eindrücke hinterlassen.

Mein Seelsorger hat das verstanden. Wenigstens ist das mein Urteil, wenn auch viele Leute noch anders von ihm denken und reden. Aber in den Dörfern werden oft von den Pfarrern die schlimmsten Klatschereien verbreitet. Was er auch tut, von einigen wird es immer schlecht aufgenommen; selbst an seinen bestgemeinten Handlungen läßt man oft kein gutes Haar. Nicht viel anders redet man von den Lehrern. Die größten Klatscher suchen sich bei ihnen anzubiedern und tun so, als seinen sie die besten Freunde. Darum ist es für einen Pastor und Lehrer schwer, die Leute nach ihrem Wert richtig einzuschätzen.

Warum sprechen nun die Leute oft so schlecht gerade vom Pfarrer? Ich glaube deshalb, weil er sie zur Buße ermahnt und sie
durch seine Predigt die nackte Wahrheit erfahren, die ihr Gewissen aufrüttelt, so daß sie oft mit einem unangenehmen Gefühl den Gottesdienst verlassen. Mancher ist auch wohl in solcher Stimmung zu ihm gegangen und hat seine Schlechtigkeit gebeichtet. Daß so etwas vorkommt, hört man ja, wenn der Pfarrer
die Gaben verliest und dabei angibt, für welchen Zweck und aus
welchen Gründen sie gegeben worden sind. Wenn die Zeit später die
Sünden getilgt hat und ihnen das ausgegebene Geld leid tut,
suchen sie ihre Sicherheit dadurch zu zeigen, daß sie sich über
den Pfarrer, über die Kirche und über die Religion lustig machen.

Ich habe in dem Pfarrer stets den Stellvertreter Gottes auf Erden geachtet. Desselbe kann ich von meinem Mann sagen. "Tue recht und scheue niemand," so haben wir beide es dem Pfarrer und dem Lehrer gegenüber gehalten. Das hat der Pfarrer, glaube ich, manchmal falsch ausgelegt. Doch in späteren Jahren machte er einmal uns gegenüber die Äußerung, daß man sich in den Leuten schwer täuschen könne. Und da hatte ich den Eindruck, als wenn er uns eine Anerkennung aussprechen wollte.

Nun lag also die Schulzeit hinter mir, und ich war froh darüber. Jetzt sollte doch das Leben erst richtig beginnen, wurde man doch von nun an auch ganz anders mitgezählt. Ich konnte meinen Eltern Arbeit abnehmen, besonders meiner Mutter eine Stütze sein, die doch neben den vielen eigenen Arbeiten auch noch auf dem Meierhofe zu helfen hatte.

In den letzten Schuljahren konnte ich nichts dazulernen, es wiederholte sich doch vieles, und außer Rechnen faßte ich alles schnell auf, und darum langweilte ich mich oft im Unterricht. Aus dem Rechnen machte ich mir nicht viel, weil ich mir sagte: "Was Eier und Butter kosten, wirst Du schon ausrechnen können, und das andere ist Sache der Männer." Wenn draußen schönes Arbeitswetter war, habe ich oft morgens in der Schule in mich hineingeknurrt: "Was ist das für eine Zeitvertrödelei! Du sitzt hier herum, und Deine Eltern wissen nicht, wie sie mit der Arbeit fertig werden sollen."

Nun hatte das ein Ende, und ich konnte meine Mutter doch wenigstens beim Bauern ablösen, und weil ich groß und stark genug war, hatte der Bauer nichts dagegen. Ja, die Bäuerin hatte mich sogar sehr gern in der Arbeit. Sie sagte öfters zu meiner Mutter: "Schick mir ruhig das Mädchen, sie ist willig und fleißig und ersetzt mir Deine Arbeitskraft."

Die Bäuerin war schon sechzig Jahre alt, aber noch immer rüstig, öfter stand sie noch mit uns auf dem Felde und griff tüchtig mit zu. Die Hauptsache war aber wohl, daß wir unter Aufsicht standen und das Arbeiten nicht vergaßen. Das ließ sie uns jedoch nicht fühlen; wir freuten uns immer, wenn sie mit



3. Hof des Bauern Meyer zu Ilvede, Haldem, Kirchspiel Dielingen. Zum Hof gehörten drei Heuerlingsstellen. Eine davon mit Haus, Garten und 12 ha Land bewirtschafteten die Eltern von Sophie Wiechering, geb. Schlüter. Aufn. 1983.



4. Giebel des Hofes Meyer zu Ilvede.

dabei war. Man konnte viel von ihr lernen. Sie kam von auswärts, war in ganz anderen Verhältnissen groß geworden und hatte in ihrer Jugend mehr gelernt als die anderen Bauersfrauen in unserer Gegend.

Es ist gut, wenn in ein Bauerndorf einmal fremdes Blut kommt. Das kann die anderen aus dem alten Schlendrian reißen. Ich habe ihr viel abgeguckt und "abgestohlen", wie man dazu bei uns sagt. Doch dieser Diebstahl mit den Augen ist gestattet und allen jungen Leuten nur zu empfehlen. Sonst lautet die Parole aber: "Finger von die Dinger!" oder "Ehrlich währt am längsten, Schelm am bängsten!"

Die Bäuerin war trotz ihrer Jahre auch noch für unsere dummen Schnäcke zu haben und gab immer feste mit drauf. Wir konnten ihr auch alle die lustigen Streiche erzählen, die wir ausgeheckt hatten, ohne daß sie uns schulmeisterte oder es weiter tratschte. Manchmal forderte sie uns auf, hochdeutsch zu sprechen. Das gab dann ein ziemliches Kauderwelsch und viel Anlaß zum Lachen. Und singen durften wir bei der Arbeit, soviel es uns Spaß machte. Einmal kam meine Mutter dazu, wie wir so richtig in Fahrt waren und sagte: "Die Mädchen kommen bei Dir noch außer Rand und Band." "Laß die Jugend sich austoben," war ihre Antwort, "sie tun ja nichts Schlimmes. Still werden sie schon noch früh genug mit den Jahren."

Doch ging es nicht immer mit Lachen zu. Wenn wir unsere Arbeiten nicht gut gemacht hatten, konnte sie auch tadeln. Und wenn sie tadelte, hatte sie Grund dazu, so daß man sich jedesmal tüchtig schämte und wie ein begossener Pudel vor ihr stand und sich nicht entschuldigen konnte. Um kleine Dinge vergab sie nicht erst Worte, da genügte schon ein Blick. Darum wirkten ihre offenen Tadel auch wie Keulenschläge, die man so fürchtete, daß man sich von selbst die größte Mühe gab.

Einmal, weiß ich noch, hatte ich die Strümpfe nicht sauber genug gewaschen. Da mußte ich die vielen Paare samt und sonders
nachwaschen, und das war keine Kleinigkeit und eine abscheuliche Arbeit, zumal ich noch weit über Feierabend hinaus zu
tun hatte.

Wenn wir große Wäsche hatten, dauerte das drei Tage. Mit drei Personen standen wir ununterbrochen von früh morgens bis spät abends an den großen Waschmollen. Wehe, wenn sie dann nachsah und noch Schmutzflecken fand! Dann blitzte und donnerte es zugleich.

Was die alte Bäuerin zuviel hatte, das hatte die junge zu wenig. Der Erbe des Hofes war eine Vernunftehe eingegangen, wie es so häufig auf Bauernhöfen der Fall ist. Das hatte ihm viel Geld eingebracht, doch das Geld verführte ihn nun zum Leichtsinn. Er hatte ein Verhältnis mit einer Ehefrau aus der Nachbarschaft, und als ihm die Geschichte zu bunt wurde, rückte er aus nach Amerika, wo er einen Bruder hatte. Doch kam er nur bis England. Von dort holte ihn ein Verwandter wieder ab. Es war wohl alles nicht so schlimm, wie er es sich gedacht hatte. Das Schönste daran war, daß ihm seine Frau nichts nachtrug und sich freute, als er wieder zurück war. Sie hatte aber auch einen Affen an ihrem Mann gefressen, und bei ihr war er "Krischan vorn und Krischan hinten", wie man bei uns sagt.

So hat die liebe, gute Bäuerin in ihren alten Tagen noch viel erleben müssen. Ihr Mann wurde außerdem im Alter noch blind, und erst nach zehn Jahren hat ihn der Tod davon erlöst.

Meine Eltern mußten damals für Haus, Garten und zwölf Morgen Land eine Pacht in Höhe von dreißig Talern zahlen. Hinzu kam aber noch das Tagewerken. Im Sommer hatten wir Tag für Tag bereitzustehen. Ungefähr zweihundert halbe Arbeitstage im Jahr hatte meine Mutter abzudienen, mein Vater dagegen weniger. Für die Frauen betrug der Tagelohn zwölf und für Männer 25 Pfennige. In den Erntetagen erhöhte sich dieser Lohn für meinen Vater auf fünfzig Pfennige.

In der Heuernte, in den Erntetagen und im Herbst, wenn die Hackfrüchte eingeholt und die Roggenäcker bestellt werden mußten, war es am eiligsten. Mähmaschinen, Heuwender usw. kannte man noch nicht, das ganze Korn und Gras mußte mit der Sense gemäht werden. Das waren anstrengende Arbeitstage. Ich verstehe heute noch nicht, daß meine Eltern das ausgehalten haben, gesund dabei geblieben sind und noch obendrein ein hohes Alter erreicht haben. Vier bis fünf halbe Tage hatten sie beim Roggenmähen zu

helfen und zwei bis drei Tage beim Hafer. Und unser Korn war in diesen Tagen doch auch reif und mußte gemäht werden. Das geschah dann in den Morgenstunden, oft noch bei Tau. Aber die Morgenzeit reichte nicht immer aus, dann mähten Vater und Mutter auch wohl des Nachts beim Mondschein. Meine Mutter sagte, wenn sie nur ein paar Stunden im Bett gelegen hätte, dann wäre sie wieder frisch. Sie war eben ein richtiger "tauer (zäher) Hinnerk".

Weil man in großer und fröhlicher Gesellschaft arbeitete, brachten diese harten Erntetage aber auch viel Spaß und Freude. Unser Bauer mähte mit zwölf bis fünfzehn Sensen, und er ging selber voran, um das Arbeitstempo anzugeben. Und in Hetze, wie auf vielen anderen Höfen, ging es auf dem Meierhofe nicht zu. Wir Frauen konnten mit dem Ausgarben und Binden wohl mitkommen, was schwer ist, wenn ein tüchtiger Mäher voraus ist und eine breite Mahd hinlegt.

Ich war mit drei bis vier anderen, gleichaltrigen Kindern schon vom zehnten Lebensjahr an dabei. Wir hatten Garben zu binden, damit die Frauen zwischendurch einmal Zeit hatten, etwas Luft zu schnappen; denn das ewige Bücken beim Binden strengt zu sehr an, weil es sich tagelang wiederholt. Schwache Frauen konnten dann kaum noch den Rücken gerade kriegen. Es wurde öfter nachgeprüft, ob wir das Seil auch fest genug anzogen. Fand man eine Garbe nicht gut genug gebunden, so flog sie uns auch wohl mal um den Kopf.

Riesigen Spaß machte es uns, wenn Kaffeezeit war und in großer Gesellschaft unter freiem Himmel im Schatten der Bäume Kaffee getrunken wurde. Wie schmeckte das, und wenn es auch Schwarzbrot war! Zwischendurch gab es für die erhitzten Mäher und Mäherinnen auch einen Kornschnaps oder einen Pfefferminz. Den Durst stillte man mit klarem Wasser, das mit Schwarzbrot angesäuert war. Das ist ein wohlschmeckendes und besonders durststillendes Getränk.

Wenn das letzte Korn gemäht war, wurden wir mit Pferd und Wagen vom Felde abgeholt. Ein Harmonikaspieler spielte auf, und mit Gesang und Klang fuhren wir heim. Zu Hause stand schon das Abendbrot bereit. Die Bäuerin hatte den Tisch auf der großen Diele gedeckt und ein besonderes Essen, Sauerkraut mit Backe, Speck und Wurst, bereitet. Trotz der Müdigkeit versuchten wir jungen Leute dann noch ein Tänzchen, und auch einige von den Alten machten noch ein paar Runden.

Noch festlicher ging es zu, wenn die letzte Kornfuhre eingebracht wurde. Man richtete es nach Möglichkeit ein, daß man nachmittags früh fertig wurde und noch viel Zeit blieb, ein fröhliches Beisammensein zu veranstalten. Was ein Bauernhof an Leckerbissen bot, wurde auf den Tisch gebracht. Es wurde uns gern gegeben, wenn die Erträge reichlich waren und alles gut unter Dach und Fach gekommen war. Es fehlte auch nicht an Spirituosen. Mancher, der nicht Maß zu halten wußte, machte sich zum Gespött der anderen.

Es sind auf den Dörfern immer welche dafür bekannt, daß sie sich gern auf anderer Leute Kosten etwas zugute tun. Man kennt seine Pappenheimer, aber man versucht sie an solchen Tagen "dicke" (betrunken) zu machen. Wenn man sie dann so weit hat, treibt man seinen Unsinn mit ihnen, und noch in späteren Tagen erzählt man oft davon.

Da war einer, den nannten sie "Düwelfritken". Er war in betrunkenem Zustand auf dem Nachhausewege in eine Wasserlache geraten und liegengeblieben. Steifgefroren fanden ihn morgens die Ziegelbrenner, die ihn mitnahmen, und damit er auftaute, an ein Feuerloch auf den Ziegelofen legten. Er wurde gerade wach, als man nachfeuerte. Beim ersten Augenaufschlag sah er in die Glut und rief in seinem Tran: "Oh, Düwel, sei mir gnädig, ick was besurb'n, as ick starv." (O Teufel, sei mir gnädig, ich war besoffen als ich starb.)

Einen anderen, der einen Buckel hatte, staffierten sie zum Teufel aus, indem sie ihm das Gesicht mit "Keenrok" schwärzten. Weil er nicht mehr auf den Beinen stehen konnte, luden sie ihn auf eine Schiebkarre und brachten ihn mit viel Hallo nach Hause. Da kippten sie einfach die Karre mit ihm in den Mistfall hinein. Er fiel wenigstens weich. Dann weckten sie seine Frau und sagten ihr, sie möchte ihr "Swin", das noch im Mistfall wühle, ins Haus holen. Bauern sind eben für derbe Späße zu haben.

Einmal habe ich miterlebt, wie man eine Bierleiche in ein weißes Bettlaken hüllte und ein richtiges Begräbnis hielt. Ein Witzbold machte den Arzt und den Pfarrer zugleich. Bis dahin war alles spaßig, doch dann wollte man ihn richtig begraben. Das haben wir Mädchen, die wir wenig getrunken hatten, aber doch verhindern können.

Das richtige Erntefest feierte das ganze Dorf gemeinsam im Dorfkrug. Ein Kornwagen wurde bunt bekränzt, wobei wir jungen Mädchen unseren Geschmack zeigen konnten. Besonders die Gäule, die schönsten im Dorf, mußten aufs beste herausgeschmückt werden.

Vorn auf der Fuhre, neben dem mit vielem Flitterkram behängten Kutscher, saßen zwei Mädel, die den Erntekranz halten mußten, dahinter so viele Ehrendamen, wie der Wagen noch aufnehmen konnte, ebenfalls geschmückt mit Kränzen, Blumensträußen und Schleifen. Eine Vorreiterschar kündete den Zug an. Dann kam der Wagen mit der Musik, links und rechts von einem Reiter begleitet, und nach dem Erntewagen noch viele andere, voll besetzt mit lauter geputzten Menschen, die ihrer Fröhlichkeit Luft verschafften durch Gesang und "Krajöhlen".

So ging der Zug durchs Dorf, bis man auf Umwegen das Festlokal erreichte. Jung und alt war auf den Beinen. An diesem Tage hielt es auch kein altes Weib zu Hause aus. Knechte und Mägde erhielten an diesem Festtage von ihren Dienstherren ein gutes Trinkgeld. Hatte aber einer von ihnen beim Einfahren Pech gehabt, zum Beispiel eine Fuhre umgeworfen, so ging er leer aus. Das war eine recht gute und kluge Erziehung der jungen Leute zur Vorsichtigkeit, da nahm sich jeder zusammen.

Auf dem Meierhofe waren noch drei jüngere, unverheiratete Söhne, mit denen ich täglich in der Arbeit zusammen war. Wir vertrugen uns gut miteinander. Zu lustigen Späßen, wie sie in dem Alter unter dem Jungvolk beliebt sind, fand sich immer reichlich Anlaß. Wir Mädel, besonders eine andere, befreundete Heuerlingstochter und ich, gaben den Jungen im Unsinnmachen nichts

nach, so daß die anderen viel zu lachen hatten. Doch blieb ich dabei immer im Rahmen des Erlaubten. Unkeusche und unzüchtige Gedanken hatte ich nicht dabei. Von meinen Eltern wurde ich darin auch oft genug gewarnt, und meine Mutter sagte: "Komm mir nur nicht als Hure ins Haus, dann jage ich Dich über alle Berge."

Ich wußte, daß sie das wahrmachen würde, und so spielte ich nicht mit solchen Gedanken. Sie kannte das Leben auf den Höfen und wußte wohl, daß in diesen Dingen große Gefahr bestand. Mir gingen aber auch bald die Augen auf, und da war ich meiner Mutter dankbar, daß sie mich früh genug hellsichtig gemacht hatte.

An den langen Winterabenden wurde Geselligkeit gepflegt; aber auf andere Art, wie man es heute sich angewöhnt hat. Man legte die Hände nicht müßig in den Schoß, sondern spann eifrig dabei. Trotz des Gesurres der Spinnräder unterhielt man sich aufs beste, wußte allerlei Schnurren und Geschichten zu erzählen oder sang alte Volkslieder, so daß die Abende schnell vergingen. Manch ulkiges Gereimsel und Sprichwörter sind auf solchen Spinnabenden entstanden.

Am liebsten erzählte man sich Gruselgeschichten, in denen recht wunderliche Dinge passierten. Und wenn man dann abends in stockfinsterer Nacht heimging, war es einem ganz gruselig zu Mute. Wer nicht ganz standhaft war, sah sich dann von Spuk und bösen Geistern verfolgt.

Die bösen Geister waren aber meist harmlose Bekannte, die sich nur einen Spaß daraus machten, ängstliche Gemüter in Aufregung zu bringen. Wenn man nur den Mut hatte, der Sache auf den Grund zu gehen, bekam man bald heraus, daß alles mit rechten Dingen zuging. Aber der Aberglaube gedieh, und wenn man von Jugend auf davon hört, macht man oft rein gefühlsmäßig mit, obwohl der Verstand sagt, daß das alles Unsinn ist.

Mit dem Glockenschlag halb acht Uhr hielten alle Spinner wie auf Kommando die Spinnräder an, und statt des einförmigen Surrens setzte jetzt das Geschnatter der Unterhaltung ein. Die Männer holten sich ihre kurzen Pfeifen aus der Tasche hervor,

setzten sie in Brand, und beim Rauchen ging das Geplauder weiter bis acht Uhr. Auf diese halbstündige Ruhepause wurde allgemein gehalten. Das war ein ungeschriebenes Spinnstubengesetz. Um zehn Uhr war Feierabend, und wenn man abgemacht hatte, wo man sich am nächsten Abend treffen wollte, nahm man sein Spinnrad auf den Rücken und ging nach Haus.

Auf dem Meierhofe war auch eine Schäferei.Der Schäfer hatte ungefähr hundert Schafe zu beaufsichtigen und auszutreiben. In der Schule lernten wir allerlei Gedichte und Geschichten von Hirten, in denen diese aber viel besser dargestellt sind, als ich sie in Wirklichkeit kennengelernt habe. Unser Hofschäfer war schon ein älterer Mann, der für andere Arbeiten nicht taugte. Er trug einen mächtig langen Bart und einen Rock, der ihm fast bis in die Kniekehle ging. Sein Hut gehörte schon lange zum "Plünnentüsker". Weil er mit seinen Schafen oft über nasse Wiesen mußte, ging er meistens in Holzschuhstiefeln, die bis halbwegs in die Kniekehlen reichten. Im Herbst, wenn es kälter wurde, zog er so dicke wollene Fausthandschuhe an, wie sie keiner in der ganzen Gegend trug. Sie hatten lange Armlinge, die er mit Bindfäden auf dem Arm festband, damit der Wind nicht von oben hineinpusten konnte. Auf Sauberkeit legte er nicht viel Gewicht, und ich glaube, daß er sich nur des Sonntags wusch. In solchem Aufputz sah er dann recht plump und unförmig aus, für uns ein Abbild der Häßlichkeit.

Sein Hund, den er gut abgerichtet hatte, hieß Lux. Doch manchmal ging dieser in seinem Eifer zu weit, so daß die Schafe tüchtig Wolle lassen mußten oder hinkend abzogen. Dann hieß es: "Lux, in die Furche!" Und wenn er es gar zu schlimm gemacht hatte, erhielt er auch wohl eine Tracht Prügel, worauf er sich immer eine Zeitlang hinter einer Hecke oder einer Furche verkroch.

Ein wichtiges Handwerkszeug für den Schäfer ist seine Schippe. Sie ist nur klein und sitzt auf einem übermäßig langen Stiel. Damit wirft er seine Erde nach den Schafen, wenn sie ablaufen. Im Werfen sind die Schäfer sehr geschickt, das macht die lange Übung. Wir hätten es ihm gern nachgemacht.

Meistens sind die Schäfer nicht ganz gesund oder Krüppel. Sie gelten als faul, und gern macht sich das Volk über sie lustig. So kenne ich ein Reimsel, das nicht appetitlich ist, aber zeigt, wie der Bauer ganz anders über die Schäfer denkt als der Dichter.

Schöper, Schöper, Schüppen kömmt de Dirl uphüppen met een langen Staken, woll dat Füer utraken. Dor schät he'n Klacks upt Laken. Nöm een Blatt und wisket's aff. Futt, futt, futt, wat stinket dat!

Sprichwörtlich ist die Faulheit der Schäfer geworden. "Fuler Schöper" heißt bei Bauersleuten jeder, der träge und langsam ist. Ein "Vertellsel", das wie alle Bauernerzählungen ein wenig übertreibt, will ich hierher setzen.

Ein Schäfer hütet seine Herde auf einer weiten Heidefläche. Da konnten die Schafe nach Herzenslust herumlaufen und weiden. Verderben konnten sie nichts. Unser Schäfer machte es sich darum denn auch bequem, legte sich unter eine struppige Kiefer und döste in den Tag hinein. Seinen Brotbeutel hatte er an einen Ast gehängt, damit er vor Ameisen und vor seinem Hunde sicher war, Schließlich bekam er Hunger, war aber zu faul aufzustehen. Als nun zufällig ein Mann vorbeiging, fing er laut an zu weinen. Natürlich erkundigte sich der nach seinem Kummer. "Ach", sagte der Schäfer, "ich habe einen schrecklichen Hunger." Ob er denn sein Brot vergessen habe, fragte jener Mann. "Das nicht", antwortete der Schäfer und hob dabei den Kopf ein wenig, "aber es hängt da oben im Baume, und ich mag es nicht herunterholen."

Unser Hofschäfer war im Faulpelzen wenig anders. Morgens konnte er schlecht Unruhe vertragen. Er trieb erst nach zehn Uhr aus, und weil die anderen dann schon lange tagewerkten, ließ sich eine Störung nicht immer vermeiden. Oft aber wurde der faule Schäfer auch absichtlich gestört, um ihn ein bißchen in Wut zu bringen. Man hatte seinen Spaß daran, wenn er sich in groben Schimpfwörtern Luft verschaffte. Und diese Schimpfwörter waren so schlimm, daß ein richtiger Bauernjunge noch viel dazulernen konnte.

Er schlief außerdem noch im Dreschhause, weil das nahe beim Schafstall stand. Hier hatten wir Mädel auch zu "brauken" (= Flachsbrechen), und das gibt auch nicht gerade einen schönen Ohrenschmaus für Leute, die schlafen wollen. Und dabei trug sich einmal eine unangenehme Geschichte zu. Vorher will ich aber noch erklären, was "brauken" ist: Wenn die Flachsrinde durch Bleichen, durch "Röten" in den Rötekuhlen (Teiche) und durch Stampfen in der Bockermühle mürbe geworden ist, dann beginnt man mit dem Brauken, das heißt, mit Hilfe einer Brauke wird die Rinde abgelöst, so daß die Flachsfasern zurückbleiben. Aber spinnfertig ist der Flachs dann noch nicht, das wird er erst beim Hecheln. Die Hechel sieht einem großen viereckigen Nadelkissen ähnlich, ungefähr 20 mal 20 Zentimeter groß, darin stecken in engen gleichmäßigen Abständen lauter Stahlnadeln. Beim Hecheln fällt dann noch Splint und Hede ab. Die Hede wird auch gesponnen (meistens müssen sich Spinnanfänger daran versuchen). Man kann daraus nur Sackleinen, Schürzen- und Jackenstoffe, Grünlaken usw. herstellen. Die Brauke ist nun auf einem Untergestell befestigt, das ungefähr 80 cm hoch und breit ist. Damit es beim Arbeiten feststeht, ruht es in schweren Klötzen. Die eigentliche Brauke, die auf diesem Untergestell befestigt ist, besteht aus drei glatten, scharfen Buchenleisten und einem Hebel mit Griff, dem Schläger, der sich mit seinen scharfen Buchenleisten in die Lücken zwischen die drei anderen Leisten senkt.

Wenn so drei bis fünf Brauken am Flachsbrechen sind, gibt das ein anständiges Geklapper. Bevor man beginnt, werden die Flachsbündel zerteilt. In einem Brett ist in der Mitte ein langer Stiel befestigt. Um diesen Stiel wird der Flachs handvollweise aufgeschichtet. Dabei ergeben sechs Handvoll eine Risse. 82 Risse oder zwei Bund sind das Tagespensum für einen Brauker. 40 Risse werden zu einem Bund gefügt, die 41. Risse wird dabei als Seil gebraucht. Für jedes Bund, das wir über unser Pensum hinaus braukten, bekamen wir eine Extraentschädigung von 25 Pfennigen. Das gab uns einen mächtigen Anreiz; es ging in der Arbeit immer um die Wette, jeder wollte die anderen überflügeln.

In ihrem Eifer nun steht meine Freundin zwei Stunden eher auf als sonst und arbeitet für sich allein im Dreschhaus. Als sie eine Risse fertig hat, kommt der Schäfer mit bloßem Hemd aus seiner Kammer und sucht, sich ihr in unzüchtiger Weise und mit unzüchtigen Worten zu nähern. Da ist sie aufgesprungen und davongelaufen und auch nie wieder des Morgens allein ins Dreschhaus gegangen. Mir hat sie ihr Erlebnis erzählt, und wir haben uns lang und breit darüber unterhalten, was der Schäfer gewollt haben könnte und was er gemacht hätte, wenn sie ihm nicht davongelaufen wäre. Von dieser Stunde an habe ich mir alle Männer mit kritischen Augen angesehen.

Mir hatten sie einmal meine Brauke mit Lehm und Kuhdreck beschmiert. Bis ich sie wieder sauber und meinen Ärger hinuntergeschluckt hatte, verging so viel Zeit, daß mir die anderen den ganzen Tag voraus waren. Aber ich blieb ihnen nichts schuldig. Der Übeltäterin habe ich abends eine Vogelscheuche hinter das Kammerfenster gestellt. Da hat sie sich morgens tüchtig erschrocken, und noch lange wurde sie verulkt, wer denn bei ihr gefenstert habe, es sei wohl ein Landfremder gewesen.

Nach der Ernte muß der Schäfer des Nachts mit seiner Herde auf dem Felde lagern. Die Schafe liegen dann eng zusammengepfercht hinter der Hürde, einem Zaun aus Bretterverschlägen. Die Hürde wird um Mitternacht umgeschlagen, damit ein größerer Teil des Feldes gedüngt werden kann. Der Schafdung ist besonders gut, und Hackfrüchte gedeihen danach vorzüglich. Für einen Hof, der seiner Größe entsprechend zu wenig Viehwirtschaft betreibt, ist darum die Schafhaltung recht vorteilhaft.

Der Schäfer schläft dann in einer zweirädrigen Hirtenkarre, worin er auf Strohsäcken sein Bett hat, das den ganzen Raum ausfüllt. Unter dem Karren liegt in einem Strohkranz der Wachhund. Im Winter kommen dann die Schafe in den Schafstall. Unserer war mit Stroh gedeckt, wie noch die meisten Häuser in meiner Heimat. Die Wände waren aus Weidenholz geflochten und mit Lehm verputzt. Solche Fachwerkwände gab es damals noch viel, heute sind sie aber verschwunden und dafür mit Steinen ausgefüllt.

Wenn ich als Kind in diesem Stalle stand, habe ich immer daran denken müssen, daß in einem so ärmlichen Raum unser Herr Jesus Christus geboren ist, obwohl er doch als Herr des Himmels und der Erde von allerhöchster Herkunft war. Aber er wollte besonders den Armen ein Helfer sein, darum kam er auch als ihresgleichen auf die Welt, damit sie Vertrauen zu ihm hatten.

Jahre vergingen, ich wurde sechzehn. Da erlaubten meine Eltern, daß ich wie die anderen jungen Leute Vergnügungen mitmachte. So durfte ich jetzt auch den Tanzboden besuchen, durfte zur "Musike", wie man bei uns sagte.

Das Tanzvergnügen war nur ein Treffen der Jugend, alte und verheiratete Leute nahmen nicht daran teil. Es hatte nur den einen Zweck, sich nach einem Mann umzusehen oder sich eine Frau auszusuchen. Das schloß nun nicht aus, daß auch die alten Leute reges Interesse daran hatten. Nach solcher Veranstaltung kam in der Regel der größte Klatsch auf. Die Alten kontrollierten genau, wie der Heiratsmarkt stand und ob sich auch alles nach ihren Wünschen entwickelte. Wenn das nicht der Fall war, verabscheuten es auch einige Eltern nicht, selbst einzugreifen. Mittelspersonen wurden ausgeschickt, die von hinten herum "den Wagen in die Spur bringen mußten". Dabei spielte die Mitgift die wichtigste Rolle.

Nun, diese Art des Heiratens ist ja nicht nur bei Bauern üblich, aber bei ihnen ist es fast die Regel, während doch in anderen Ständen noch mehr auf die Zuneigung der beiden Menschen gesehen wird, die sich für ein ganzes Leben binden wollen. Auch die jungen Leute schwimmen schon meist ganz im Fahrwasser der Alten, obwohl das doch ganz unnatürlich ist. Aber es sind auch noch andere da, die sich durchzusetzen wissen und es dabei auf einen Krach ankommen lassen. Ja, ich kenne Bauernjungen, die um eines Mädels willen, das sie gern hatten, auf ihr Erbrecht verzichtet haben. Im großen und ganzen aber geht es ums Geld, und so ein Tanzvergnügen ist ein "Kampfplatz", wo man es vielleicht leicht erringen kann. So geht es dann oft hart auf hart, und wenn es einem Hitzkopf nicht nach der Mütze geht, wird er sogar tätlich.

Mord und Totschlag sind oft ein böses Nachspiel. Das habe ich selbst miterlebt. Ich kenne jetzt noch Leute in der alten Heimat, die Narben von früheren Schlägereien haben.

Aber trotzdem - für mich begannen vergnügte Stunden! Bei meiner Lebendigkeit hat es mir nie an Verehrern gefehlt, obwohl ich eine Heuerlingstochter ohne Vermögen war. Ich hatte schon den Mund auf dem rechten Fleck und sorgte selbst dafür, daß ich nicht zur Eckensteherin wurde. Mädchen, die ohne Freund am Abend allein nach Hause gehen mußten, galten nichts. Mir hat es nie an Begleitern gefehlt, an jedem Finger konnte ich einen haben. Es machte mir im Gegenteil nur immer Mühe, sie abzuwehren. Doch ich weiß wohl, daß viele anderes dahinter vermuteten.

Als ich nun zum ersten Male auf dem Tanzboden war, das vergesse ich all mein Lebtag nicht. Ich bekam einen Antrag von einem Dreiundzwanzigjährigen. Der schien mir bei meinen sechzehn doch nicht der richtige zu sein, und ich war schwer enttäuscht.

Aber junge Mädchen, die es ja darauf ankommen lassen müssen und nicht wie die Jungen hingehen können und werben, erleben da manche Enttäuschung. Später lernt man es aber, selbst ein bißchen nachzuhelfen. Was sollte auch aus den Frauen werden, wenn sie so gar keine List anwenden dürften, um sich dem Erwählten zu nähern!

Ich hatte nun Angst, mich von ihm nach Hause begleiten zu lassen und bat meine Freundin, mit mir zu gehen. Doch die hatte andere Rosinen im Kopf und ließ mich im Stich. Aber mein Begleiter war ganz treu, er hat mit mir über alltägliche Dinge vernünftig gesprochen wie zu einer älteren, viel zu vernünftig für mich.

Am zweiten Pfingsttag waren in den beiden Berghäusern, die etwa eine Stunde auseinanderlagen, immer große Tanzfeste. Aus
allen Dörfern der Umgegend strömte das Jungvolk zusammen. Ich
machte die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der in einer Kohlenzeche bei Dortmund arbeitete. Wir kannten uns nur ganz flüchtig vom Konfirmandenunterricht her, an dem die Konfirmanden aus
dem ganzen Kirchspiel teilnahmen. Weil er aus der Stadt kam,

tat er sich ein wenig wichtig, und das Geld saß auch locker. Er machte mir den Vorschlag, mit ihm zum anderen Berghaus zu gehen. Das gefiel mir. Es ist ein schöner Waldweg bis dahin, und so zu zweien in der Pfingstzeit durch den Wald zu gehen, ist ein besonders schönes Vergnügen. Noch heute geht mir so ein Gang durch die freie Gottesnatur über alles. Die Natur ist so keusch und rein, und man vergißt darin den Alltag mit seinen Sorgen und Kümmernissen.

Dort im Berghaus angekommen, trafen wir gute Bekannte, mit denen wir uns an einen Tisch setzten. Bei Waldmeisterbowle kamen wir bald in ausgelassene Stimmung. Mein Bekannter wollte aber lieber mit mir allein sein. Das gefiel mir gar nicht, weil ich es in größerem Kreis lustiger fand. Auch sagte ich mir, allein kann er mit dir sein, wenn er dich nach Hause bringt. Schließlich gab ich nach und ging mit. Da lernte ich nun seine eigentlichen Absichten kennen, und die waren schlimmer, als ich sie mir im schlimmsten Falle gedacht hatte. "Die Huren und Ehebrecher werden das Reich Gottes nicht ererben", sagte ich ihm. Dafür aber hatte er kein Verständnis. Unsere Freundschaft war aus, er trank sich einen an den Hut, und ich ging an diesem Abend allein nach Haus.

Mit zwanzig Jahren muß ein junges Mädchen bei uns unter der Haube sein. Weil ich immer noch keine Anstalten dazu traf, versuchten meine Eltern nachzuhelfen. Einen Junggesellen von vierzig Jahren hatten sie für mich ausersehen. Er hauste ganz allein auf einer eigenen Besitzung. Meine Eltern sagten: "Es wird Dir nie wieder besser geboten. Du hast deinen eigenen Grund und Boden und bist sofort Herrin im Hause!" Ich hörte das lange geduldig an. Doch eines Tages, als ich das Zureden gründlich satt hatte, platzte ich heraus: "Ihr könnt reden, was Ihr wollt, ich nehme ihn nicht, und wenn er auch doppelt soviel Grund und Boden hätte!" Besonders verabscheute ich ihn, weil er so behaart war. Noch heute überkommt mich ein Ekel, wenn ich an seine Hände denke, die mit langen, braunen Haaren bedeckt waren.

Da war aber ein anderer, den ich gern hatte, und der auch mir zugetan war. Er erbte einen Hof von einem Pferd und vier Kühen, nebenbei machte er Spinnräder. Doch es kam anders, als ich es mir erträumt hatte. Meine beste Freundin, jene Heuerlingstochter, von der ich schon erzählt habe, verkehrte heimlich mit einem Sohn vom Hofe. Das war aber nicht ohne Folgen geblieben. Er ließ sie aber nicht sitzen, hatte sie auch wirklich gern, weil sie so ein fröhliches Wesen war. Auch seine Eltern nahmen es hin und sorgten dafür, daß die beiden zurechtkamen. Weil unser Heuerlingshaus das beste war, sollten wir ausziehen, um den beiden Platz zu machen. Das tat selbst der Bäuerin leid, und weinend sagte sie zu meiner Mutter: "Versteh das doch! Du weist doch, das Hemd ist einem näher als der Rock." Wir gaben uns auch darein, obwohl meine Eltern doch gar nicht darauf vorbereitet waren und nicht wußten, wo sie bleiben sollten. Dazu kam noch das Gerede der Leute. Besonders meine Freundin, mit der ich wie mit einer Schwester verkehrt hatte, bekam es von allen Seiten. Dabei trafen auch mich einige Seitenhiebe. "So macht sie es nun," sagten die Leute und auch meine Eltern, "jagt Euch von Haus und Hof, um sich ins gemachte Nest zu setzen. Die hat Dich schön mit ihrem süßen Lächeln betört." Damals habe ich anfangs den Glauben an sie verloren, aber später, als aller Schmerz überstanden war, sind wir doch wieder miteinander gut geworden. "Nun sind wir Vögel unter freiem Himmel," jammerte meine Mutter und besonders auch meine Großmutter, die 85 Jahre alt war. Zur Pacht fand sich nichts Passendes. Hier fehlte dies, dort jenes. Schließlich fand sich eine kleine Stelle in nächster Nachbarschaft, die zum Verkauf stand, weil der Besitzer nach Amerika auswandern wollte. Da bekam meine Mutter wieder Mut. "Siebenmal umziehen im Leben, ist so gut wie einmal abgebrannt," hatte sie schon öfters gesagt, wenn sich mein Vater mit Umzugsgedanken trug. Nun war also zur rechten Zeit eine gute Gelegenheit, sich ganz festzusetzen. Meine Eltern hatten ein für damalige Zeit nettes Sümmchen für meine Aussteuer zusammengespart. Dieses Geld mußte nun schon mit angelegt werden, wenn der Plan verwirklicht werden sollte. Aber was wurde dann aus meiner Heirat? So erklärte meine Mutter mir dann eines Tages folgendes: "Du wirst Dich von Deinem Freunde trennen müssen, denn wir können Dir jetzt keine Aussteuer, viel weniger eine Mitgift geben. Dafür sollst Du unser Erbe werden, Deine Schwester finden wir dann ab. Sie ist noch klein, und wir können für sie noch in den folgenden Jahren sparen." Dabei blieb es. Wie mir zu Mute war, will ich nicht beschreiben. Meine Fröhlichkeit war dahin. Wohl ging ich noch ab und zu auf den Tanzboden, aber es war nicht mehr so wie früher.

Meinem Freunde mochte ich nicht frei und offen sagen, wie es um mich stand. Wir trafen uns noch wie sonst, doch nach und nach zog ich mich zurück. Er nahm es stillschweigend hin. Doch einmal im Tanzzelt, trat er mir absichtlich auf meinen Fuß, daß mir das Tanzen verging und ich nach Hause humpeln mußte. Ich habe es ihm nicht übel genommen, sondern mir gesagt, daß ich das ehrlich verdient hätte.

Der Kauf kam zustande. Die Stelle war 19 Morgen groß. Hinzu kamen noch drei Morgen Heide, die mit übernommen werden mußten. Das Land gehörte verschiedenen Bodenklassen an und lag nicht zusammen. Eine Fläche von siebeneinhalb Morgen kostete 880 Mark, das Wohnhaus mit sechs Morgen 900 Mark, fünfeinhalb Morgen 1.500 Mark und die drei Morgen Heide 90 Mark. Da wir mit Schulden anfangen mußten, hieß es tüchtig schuften und sparen. Ich übernahm den Acker, pflügte, säte und eggte, damit mein Vater Zeit hatte, Holzschuhe zu machen. Ich tat es gern, weil mir die Arbeit in der frischen Luft besser gefiel als die Hausarbeit. Die besorgte meine Mutter mit der Schwester, die zu Ostern zwar schon aus der Schule kam, aber doch recht schwächlich war. Sie spannen und webten und hatten neben der Hausund Gartenarbeit auch noch alle Hände voll zu tun. Ich glaubte, die Welt bezwingen zu können und traute mir wohl mehr zu, als ich leisten konnte. So wurde ich kränklich, hatte Brustschmerzen und Atemnot. Meine Mutter sagte öfters: "Mädchen, Du liegst so bleich im Bett, als wenn Du eine Leiche wärest." So mußte ich es etwas langsamer angehen lassen, und bald erholte ich mich dann auch wieder. Vor allem ließ ich das schwere Heben und Tragen nach.

Am 17. November 1890 starb meine Großmutter. Sie hatte schon einmal einen Schlaganfall gehabt und war danach recht klapperig geblieben. In der Nacht vom 16. auf den 17. konnte ich keine Ruhe finden. Meine Schwester, die mit mir in einem Bette lag, schlief, was das heile Zeug halten wollte. So einen Schlaf hatte ich sonst auch, und wenn meine Mutter mich morgens nicht weckte. schlief ich bis in den hellen Morgen hinein.

In dieser Nacht wurde ich aber andauernd von Schwermut geplagt, obwohl dafür gar keine Veranlassung vorlag. Manchmal war es mir dann, als wollte mich einer aus dem Bett drängen. Am anderen Morgen starb meine Großmutter. Sie wurde in unserer Kammer aufgebahrt, und zwar vorne auf meiner Liegestelle. Man soll nicht abergläubisch sein, aber ich komme in diesem Falle nicht von dem Glauben los, daß ich ein zweites Gesicht in jener Nacht gehabt habe.

Als sie beerdigt wurde, war ein starkes Frostwetter, das bis Mitte Februar anhielt. Die Leichenträger hatten nichts zu lachen, und mancher mag einen schönen Schnupfen mit nach Hause genommen haben.

Häufig ist es so, daß der einen Leiche bald eine andere folgt. Man glaubt noch, daß da böse Geister mit im Spiel sind und ihren Schabernack treiben wollen. Doch ist das wohl ganz natürlich zu erklären. Meistens sterben doch alte Leute, und alte Leute, die mit ihnen aufgewachsen sind, geben ihnen das letzte Geleit. Wenn dann schlechtes Wetter ist, holen sie sich gewöhnlich beim Leichengang etwas weg.

Zu Ostern wurde meine Schwester konfirmiert. Ich freute mich, daß ich nun auch morgens Gesellschaft bei der Arbeit bekam. Unsere Stelle lag noch einsamer als unser Heuerlingshaus, und ich war doch auch gewöhnt, immer in großer Gesellschaft zu arbeiten. In der ersten Zeit habe ich das schmerzlich empfunden, doch der Mensch gewöhnt sich mit der Zeit an alles.

Als nun meine Schwester älter wurde, bekam sie natürlich auch Lust, Festlichkeiten zu besuchen. Allein mochte sie nicht gehen, ich sollte sie immer begleiten. Nicht gern war ich ihr zu Willen, oft habe ich es abgelehnt, denn ich hatte daran die Lust verloren. Von meinen Jugendgenossen traf ich kaum welche, und alle die anderen waren mir zu jung. Wenn alles in fröhlicher Ausgelassenheit war, überfiel mich der Schlaf. So mied ich allmählich alle Festlichkeiten. Als meine Schwester größer und klüger wurde, sagte sie: "Es ist nicht recht, daß meine Schwester erben soll. Ich bin die Jüngste, und mir kommt das Erbe zu." Meine Eltern versuchten, ihr klarzumachen, warum ich ein größeres Anrecht auf den Hof hatte, doch davon ließ sie sich nicht überzeugen. Sie blieb auf ihrem Standpunkt stehen und erlaubte sich sogar allerhand schlimme Worte dabei. Das konnte sie sich auch erlauben. Immer ein wenig verhätschelt, weil sie so kränklich war, hatte sie die Rute nie so zu spüren bekommen wie ich.

Ich merkte bald, daß meine Mutter nicht mehr ganz fest blieb. Ja, wir hatten einmal eine ernste Auseinandersetzung deswegen. Da sagte ich ihr schließlich: "Gut, wenn Du meinst, daß ihr Unrecht geschieht, dann nehme ich lieber Abstand. Und weil sie immer kränklich ist, wird es ja auch besser sein, wenn sie bei Euch bleibt." Und dabei blieb es.

Für mich aber war es eine neue Enttäuschung, die mir jede Lust zur Arbeit nahm. Mein Interesse war dahin. "Was wird nun aus dir?" ging es mir durch den Kopf. "Das ist deine Strafe dafür, daß du deinen Freund so treulos sitzen ließest." Wie schämte ich mich, wenn ich ihm begegnete. Am liebsten wäre ich davongelaufen. Ich trug mich mit dem Gedanken, in die Stadt zu gehen, um barmherzige Schwester zu werden.

Doch Gottes Wege führen wunderbar. Im Herbst starb mein Onkel. Nun wollte meine Tante von Sinnen und Verstand kommen. Da sagte meine Mutter zu ihrer Schwägerin: "Damit Du im Winter nicht so allein bist und auf andere Gedanken kommst, gebe ich Dir eine von meinen Mädchen." Mich traf das Los - und nicht das beste. Die Tante konnte nicht vergessen, und es verging kein Tag, an dem sie nicht weinte. Auch mir war ja nicht zum Lachen zu Mute. Anfangs richtete ich mich auf. Wenn ich ihr Trost zusprach, wurde es mir zugleich auch selbst dabei leichter. Doch

als sich nichts änderte, verlor ich jede Lust und wollte wieder nach Hause zurück. Da bat und flehte sie solange, bis ich wieder blieb.

Sie hatte noch einen siebzehnjährigen Jungen. Als nun der Frühling ins Land zog, wurde er krank. Er bekam eine schwere Diphteritis. Da konnte meine Tante ihr Leid kaum noch tragen. 300 Mark gelobte sie den Armen zu geben, wenn ihr Gott den Sohn ließe. Doch die Krankheit wurde immer schlimmer. In einem unbewachten Augenblick riß sich der Kranke mit einem Schuhknöpfer die Pilze von den Mandeln weg. Sie wurden in ein Glas Wasser getan, damit der Arzt sie untersuchen konnte. Meine Tante war nicht mehr recht bei Sinnen. So hat sie mehrere Male das Glas Wasser ausgetrunken, in dem die Pilze waren. Ich suchte, das zu verhindern. Doch sie tat es immer wieder und sagte: "Ich will mit dem Jungen sterben."

Es wurde mir jedesmal ganz schlecht, und essen konnte ich dann nichts mehr. Wir waren auch zuletzt so herunter, daß wir gar nicht mehr daran dachten, uns Essen zurechtzumachen. Ich hatte mir außerdem den ganzen Hals mit Nelken verbrannt. Sie sollten die Ansteckung verhindern. Eine andere Schwester meiner Mutter, die in der Nähe eine Bäckerei hatte, sorgte dann für uns und schickte uns Mittagessen.

Unser Haus durfte niemand betreten, ein Schild an der Tür machte jeden darauf aufmerksam, daß eine ansteckende Krankheit im Hause war. Die Verwandten und Bekannten kamen darum immer von ungefähr und erkundigten sich, wie es um uns stand. Nur ein Nachbarjunge - er war wohl 28 Jahre alt - scheute die Gefahr nicht, und kam ständig in unser Haus und pflegte den Kranken. Bald trat auch eine Besserung ein. Das Haus wurde gründlich gereinigt, der Kranke kam zu der Mutterschwester, damit er andere Umgebung sah und gründlich auskuriert wurde. Eines Abends kam sie aufgeregt zu uns und sagte: "Den Jungen friert so, und das ist kein gutes Zeichen." Da ging meine Tante natürlich sofort mit, und ich blieb die ganze Nacht allein zu Hause. Das war eine schlechte Nacht für mich, an Schlaf war nicht zu denken. In allen Ecken gruselte es. Als ich am anderen Morgen das Haus aufschloß, lag ein totes Huhn vor der Tür. Ich hatte mich nicht

von dem Schrecken erholt, da trat meine Tante laut klagend in die Haustür und fiel ohnmächtig vor mir nieder.

Am Morgen war der Junge in Krämpfen gestorben. Ich fing laut an zu schreien, so daß die Nachbarn herbeigelaufen kamen.

Nun hatte die Tante jeglichen Halt verloren und kam körperlich ganz herunter. Die Arbeit ließ sie liegen, meistens war sie bei ihrer Schwester. So lag alles in meiner Hand, und ich hatte vollauf zu tun, ein Pferd, drei Kühe, zehn Schweine und fünfzig bis sechzig Hühner waren zu versorgen. Meine Tante ließ mich schalten und walten, bis sie sich schließlich entschloß, die Stelle zu verpachten. Anfangs sollte ich der Pächter werden, und sie wollte dann bei mir bleiben. Dazu hatte ich wohl auch Lust, doch meine Mutter war dagegen. Die Besitzung sei zu schwer zu bearbeiten, meinte sie, ich könnte mich darauf zu Tode quälen.

Zum 1. Oktober zogen die neuen Mietsleute ein. Sie hatten soeben geheiratet. Er war Schuster und sie Hebamme. Wir behielten das halbe Haus und hatten nun ein bequemes Leben. Ziehen lassen wollte mich meine Tante nicht, um nicht ohne Gesellschaft zu sein. In der Zwischenzeit spann und webte ich. Manchmal lebte ich auch so in den Tag hinein, denn ich war von alledem auch mürbe geworden.

Als die Trauerzeit vorüber war, bekam ich Lust, meine Einsamkeit zu verlassen. So ging ich denn auch wieder einmal mit meiner Schwester zu einem Tanzvergnügen. Dort machte mir mein zukünftiger Mann, der im Nachbardorfe wohnte und den ich von früheren Festen her wohl kannte, einen ernstlichen Heiratsantrag.
Meine Tante redete tüchtig zu, und meine Eltern, die anfangs
Bedenken hatten, waren schließlich auch damit einverstanden.
So machten wir denn am 20. Dezember 1894 Hochzeit.

Der 20. Dezember, unser Hochzeitstag, war recht nebelig; nicht ein einziger Sonnenstrahl durchdrang die Nebelschicht. In den Vormittagsstunden kam mein Bräutigam mit bekränztem Wagen vorgefahren, um mich und meine Eltern abzuholen. Der Kutscher hatte neben sich eine Korbflasche mit zehn Litern Schnaps, in der Rocktasche außerdem noch eine Literflasche, die, wenn sie geleert war, wieder nachgefüllt wurde. Ungefähr eine Stunde Fahrt

war es bis zum Standesamt und zur Kirche. Auf diesem langen Wege konnten wir aber gegenwärtig sein, daß unsere Vorräte ausgetrunken wurden.

Es war Sitte, daß der Brautwagen unterwegs durch Pistolenschüsse begrüßt wurde. Dann reichte der Brautbitter, von dessen Hut viele bunte Taschentücher flatterten, die Schnapsflasche herum. Wenn dann, was häufig vorkam, eine große Anzahl Männer versammelt war, kam sie leer zurück. Ja, manchmal reichte eine Flasche nicht aus. Gott sei Dank kostete damals der Schnaps noch nicht soviel wie heute, der Liter zwischen 60 und 80 Pfennige.

Auch Kinder hielten den Brautwagen auf. Sie "schatteten", das heißt, sie zogen ein Seil über den Weg und ließen es nicht eher fallen, bis der Bräutigam Pfennige herunterregnen ließ.

In einer der Gastwirtschaften in der Nähe der Kirche stiegen wir ab. Von da aus ging es dann zu Fuß in die Kirche. Mit uns wurde gleichzeitig noch ein Paar getraut. Da die Braut ihren Myrthenkranz nicht in Ehren trug, wurde er ihr von dem Pfarrer vor dem Altar abgenommen. Das war eine unangenehme Störung und verdarb uns die feierliche Hochzeitsstimmung. Sie hatte ihren Zustand dem Pfarrer verschwiegen und war darum von der Kanzel zu Unrecht als Jungfrau aufgeboten worden. Nun mußte sie für ihre Lüge die Schande ertragen.

Nicht immer - wie in diesem Fall - erfährt der Pfarrer vor der Trauung den wahren Sachverhalt; aber ans Tageslicht kommt ja alles bei der Kindtaufe. Dann macht der Pastor es vorher von der Kanzel bekannt, daß das Kind als unehelich getauft wird und daß die Eltern als Lügner zum Traualtar gegangen sind. Bei dem Taufakt werden dann die Lichter auf dem Altar ausgeblasen. Sie sind dann "zum zweiten Male aufgeboten" wie die Leute sagen. Diese kirchliche Strafe hat schon viel böses Blut gebracht, doch sind auch wieder andere da, die von dieser Einrichtung nicht lassen wollen.

Der Pastor sah mich von unten bis oben an. Ich hielt aber seine Blicke aus und dachte in meinem Sinn: "Guck Du mir ruhig scharf in die Augen, ich kann Dir auch mit ruhigem Gewissen in die Augen sehen." Nach der Trauung ließ er noch meinen Vater zu sich kommen. Was er von ihm gewollt hat, verriet er mir nicht, obwohl ich ihn danach fragte. Aber keine Antwort war für mich auch eine Antwort.

Von der Kirche aus gingen wir wieder zurück ins Wirtshaus. Bis zur Mittagszeit blieb man dort bei Glühwein und allerlei Gebäck zusammen. Draußen wartete dann gewöhnlich eine Schar Kinder darauf, daß der Brautkutscher die Pferde vor den Wagen spannte und sich der Brautwagen mit dem junggebackenen Paar in Bewegung setzte, um Kleingeld einzuheimsen. Das war eine Lust anzusehen, wie die Kinder sich tummelten, um recht viel von den rollenden Pfennigen zu erhaschen.

Vor dem Hochzeitshause wartete schon ein Aufwärter als Wilkommensmann mit dem nötigen Grog. Im schnellsten Galopp wurde die letzte Strecke zurückgelegt, und wenn der Willkommensmann die Ankunft verpaßte, dann wurden die Pferde links gewendet, und in toller Fahrt ging es wieder eine Strecke zurück. Für den Willkommensmann war das eine große Blamage, und er mußte dafür viel Sticheleien einstecken.

War man nun endlich gelandet, so wurde die junge Frau von den Eltern des Hauses über die Diele, an den langen gedeckten Tischen vorbei in die Stube geführt. Da meines Mannes Eltern schon tot waren, besorgte das diesmal der Willkommensmann und seine Frau. Bei dieser Einführung blieb alles sehr ernst.

Nach einer Weile wurde dann das junge Paar eingeladen, auf der Diele zu speisen. Am oberen Ende des langen Tisches - meistens waren bei der Menge der Hochzeitsgäste zwei bis drei Reihen nötig - standen für die Jungvermählten zwei bekränzte Lehnstühle bereit. Links und rechts vom Brautpaar nahmen dann die Eltern und Verwandten nach dem Verwandtschaftsgrade Platz.

Zunächst gibt es auf einer Bauernhochzeit eine recht kräftige Hühnersuppe mit "Stutenschnitten" (Weißbrot), dazu gekochtes Hühnerfleisch. In kurzen Abständen steht Huhn bei Huhn. Die nächsten Verwandten und guten Bekannten haben sie dem jungvermählten Paar zu ihrem wichtigsten Festtage gespendet, so daß sie selbst von ihrem eigenen Hühnerbestand kaum welche dazutun mußten. Nach der Suppe kommen Braten von sieben bis acht Pfund

auf den Tisch, von denen einer für acht Personen berechnet ist. Außer Kartoffeln und Sauerkraut stellt man auch getrocknete Pflaumen auf. Gekochte Trockenpflaumen sind für viele ein Lekkerbissen, und sie essen sie dann statt Kartoffeln zum Braten. Als Nachspeise gibt's dicken Reis mit Zucker und Zimmet als Streusel.

Alles war überreichlich vorhanden, so daß der größte Teil wieder abgetragen werden mußte. Aber so eine Bauernhochzeit dauert auch mehrere Tage; nach dieser Hauptseier folgen noch die Nachseiern. Und wenn dann noch nicht alle Vorräte verzehrt sind, werden die Reste unter die Nachbarn verteilt oder auch ärmere Leute damit bedacht. Wenn die Bauern auch sonst knickerig sind, an solchen Tagen lassen sie sich nicht lumpen. Unser alter Kantor im Dorfe pflegte zu sagen: "Wenn die Dielinger Kindtaufen und Hochzeiten feiern, werden sie unvernünftig, während sie sonst noch am liebsten das Schwarze unter dem Nagel sparen möchten."

So ganz Unrecht hatte er nicht. Große Bauern luden oft so viele Gäste ein, daß extra ein Zelt aufgebaut werden mußte. Auch eine Musikkapelle, die während des Essens Konzert macht und nachher zum Tanz aufspielt, fehlt auf solchen Hochzeiten nicht. Auf unserer Hochzeit aber ging es still zu.

Mein Mann war kein Freund vom Tanzen, auch wollte er, daß seine Hochzeit in aller Stille gefeiert würde, da ihm seine Eltern so früh gestorben waren. Nun waren aber seine beiden verheirateten Brüder, sein Onkel und seine Tante sowie die ganzen anderen Gäste hochzeitlich gestimmt und wollten in den Abendstunden einen Harmonikaspieler holen. Mein Mann ließ sich auf nichts ein und verbot es. Einer seiner Brüder ärgerte sich so sehr über seine Dickköpfigkeit, daß er ihm mit einer Literflasche den Schädel einschlagen wollte. Es hätte auch sicher Blut gekostet, wenn nicht Vermittler dazwischengekommen wären.

Nach diesem Zwischenfall ließen wir die Hochzeitsgesellschaft allein und gingen mit einigen Älteren ins Nachbarhaus. In dieser Zeit nun holten die Brüder den Harmonikaspieler herbei, und als wir später zurückkamen, drehte sich alles im Kreise zum lustigen Tanz. Sowie mein Mann die Musik hörte, wurde er kreide-

bleich, war kaum noch zu halten und gebot sofort Feierabend. Ich habe fürchterlich gezittert, denn daß er so einen harten Kopf hatte, wußte ich noch nicht. Alles ging holterdipolter, die Gäste und auch die Aufwärter verließen aufgeregt unser Haus. Meinen Mann kümmerte das anscheinend nicht. Der eine Bruder tobte vor Wut und schrie: "Ich werde Dich von Haus und Hof jagen lassen!" Mein Mann sagte darauf zu mir: "Darüber beruhige Dich man, das Testament ist in meinen Händen." Für mich war es ein schwerer Anfang.

Als das Haus leer war, blieb alles in Unordnung zurück. Ich zog mein hochzeitliches Kleid aus und sorgte an dem Tage, der mir doch in schönster Erinnerung bleiben sollte, selbst für Ordnung.

Aber mein Mann hatte keine schlechte Natur. Unter der rauhen Schale schlug ein weiches Herz, das er aber verbarg. Mancher hat von ihm eine Wohltat erfahren, aber nie ist ein Wort von seinen Guttaten über seine Lippen gekommen. Er redete überhaupt nicht viel, dachte aber um so mehr, und wenn er sich für eine Sache entschieden hatte, dann führte er sie auch durch, mochte es biegen oder brechen. Nach außen hin hatte das den Anschein, als ob er halsstarrig oder dickköpfig war. Doch mit der Zeit wußte man, daß er ein rechtschaffener Mann war, und er genoß ein großes Ansehen bei jedermann. Man wollte ihm oft ein Ehrenamt geben, doch nie in seinem Leben hat er eines angenommen.

Drei Jahre lang hatte er nach dem Tode seiner Eltern allein als Junggeselle auf seiner Besitzung gehaust, den größten Teil selbst bearbeitet und selbst für Essen und Trinken gesorgt. In jenen Jahren hatte er ein recht rauhes Leben geführt. Kaffee hatte er sich kaum gekocht, immer nur "Pumpenheimer" getrunken. Die kleine Kanne, aus der er immer trank, habe ich lange aufbewahrt.

Heute kann ich seine ernste Stimmung an unserem Hochzeitstage wohl verstehen. Auch hat er sicher viel an seine verstorbenen Eltern gedacht, denn sie hingen ihm viel zu sehr am Herzen, und was er von ihnen erzählte, war nur Gutes. Aber was für ein eigentümlicher Mensch war er auch darin. Nie habe ich das Grab seiner Eltern gefunden, kein Gedenkkreuz gab mehr von ihnen Kunde. Als ich ihn danach fragte, zeigte er nur mit der Hand in eine Richtung. Aber ich bin davon überzeugt, daß er für sich ganz genau die Stelle wußte und andächtig daran vorbeiging, wenn er allein war. Für mich aber war alles ein schwerer Anfang, und schöne Flitterwochen, von denen man immer erzählt, habe ich nicht gekannt. Durch das Alleinsein war mein Mann verwildert und konnte sich schlecht an einen geordneten Haushalt gewöhnen. Dabei fehlte es gerade bei uns an allen Ecken und Enden. Nichts war erneuert, fehlende Sachen nie ersetzt worden. Im Schrank stand kaum eine Tasse, die noch einen Henkel hatte. Für Geldausgaben war aber mein Mann nicht zu haben, und wenn ich ihn um Geld anging, wurde er hart und grob. Fünf Pfund Zucker waren von der Hochzeit her noch übriggeblieben. Sie sollten wieder zum Kaufmann zurückgebracht werden, da man nach seiner Meinung höchstens drei Pfund im ganzen Jahr gebrauche.

Widerrede konnte er nicht vertragen. Dann wurde er so erregt, daß ihm die Nase zu bluten anfing, er in Ohnmacht fiel und wirre Reden hielt. Er hatte doch wohl seinen Körper in den Jahren des Alleinseins zu sehr vernachlässigt. Das sah ich ein und habe ihm gern alles verziehen.

Im Winter gab es noch wenig zu tun, und so konnte ich meiner Schwägerin, die in unserer Nähe wohnte, öfters aushelfen. Sie hatte mit ihren zwei Jungen von drei und vier Jahren und mit der Landarbeit alle Hände voll zu tun. In seiner Junggesellenzeit hatte sie für meinen Mann die Wäsche besorgt. Deshalb sagten meine Eltern: "Das mußt Du wieder gutmachen. Sei gut mit Deinen Schwägern, damit sie gern im Elternhaus einkehren. Nichts ist schwerer für Kinder, als wenn sie das Vaterhaus nicht mehr betreten dürfen." Mit der Zeit wurde es aber meinem Mann zuviel. "Du sollst Dich nicht bei anderen Leuten totarbeiten wie meine Mutter," sagte er. "Ich schulde meinem Bruder nichts. Er hat seine volle Aussteuer erhalten und sich ein Haus gebaut, als er noch bei mir war, und hat vieles mitgenommen, was ihm nicht zugedacht war. Und dabei hat ihm seine Mutter noch in ihrer letzten Stunde das Versprechen abgenommen, mit dem Bauen zu warten." Was sollte ich dagegen sagen? Ich wollte Ruhe und Frieden und tat, was mein Mann verlangte. Doch haben wir später noch oft aushelfen können. Sieben Kinder kamen an, und meine Schwägerin, die eine herzensgute Frau war, hat sie mit viel Mühe großgezogen, obwohl sie frühzeitig kränkelte. Drei Söhne schickte sie ins Feld, aber sie hat es nicht mehr miterlebt, daß alle drei gesund wieder zurückgekehrt sind.

Onkel und Tante meines Mannes waren unsere Nachbarn. Die Tante hatte manchmal nach dem Rechten gesehen und erwartet, daß mein Mann ihre Nichte heiratete. Ich merkte bald, daß ich nicht ganz nach ihrem Sinn war. Nach ihrem Dünken war ich nicht sparsam genug, und an meiner Aussteuer hatte sie auch mancherlei auszusetzen. Ihre Nichte, so meinte sie, hätte sofort bares Geld mitgebracht und mit meinem Geld könnte es noch lange dauern. Ich käme weit her - dabei waren es nur zwei Stunden wegs - und da könnte unterwegs noch viel verlorengehen. Das alles kränkte mich sehr, wenn es die anderen Nachbarn mir wiedererzählten. Mein Mann schwieg zu allem. Ich meinte, er sei aufgehetzt und gäbe der Tante in diesen Dingen Recht. Auch stellte ich fest, daß er "Argglauben" hatte.

Meine Eltern hatten mir mein Erbteil zugesagt, aber noch nicht testamentarisch festgelegt. Sicher aber hatten sie die feste Absicht, mich nach ihren Verhältnissen gut auszusteuern, zumal ich doch auf die Stelle verzichtet hatte. 3.000 Mark Schulden standen noch auf der Besitzung. So konnten sie mir noch nicht sofort Bargeld mitgeben. 2.000 Mark sollte ich neben meiner Aussteuer bar erhalten, davon 300 Mark sofort, die restlichen 1.700 Mark nach zwölf Jahren, wenn meine Schwester das dreißigste Lebensjahr erreicht hatte. Heiratete sie aber vorher, so sollte der Betrag sechs Monate nach ihrer Hochzeit gezahlt werden.

Das alles hatte ich meinem Mann bei meinem ersten Besuche gesagt. Wie gut, daß ich ihm damals reinen Wein eingeschenkt und meinen Ehestand auf festen Grund gebaut hatte. Eine Ehe wird nie so vollendet, wie sie begonnen wird. Wie schlimm, wenn sie nun schon mit irgendeiner Unwahrheit anfängt!

Damals hatte mir mein Mann versichert, daß er die Person und nicht das Geld heiratete. Daran erinnerte ich ihn jetzt. Und weil er immer ein rechtdenkender Mensch war, trat er in diesem Fall auch ganz auf meine Seite. Nachdem er sich alles ruhig angehört hatte, schloß er kurz und bündig die Aussprache mit den Worten: "Die Tanten haben nichts zu befehlen, Du bist Herrin hier im Hause!"

Es kränkte mich aber doch, daß er zu meinen Eltern kein volles Vertrauen hatte. Am nächsten Sonntag besuchte ich sie, um ihnen alles zu sagen. Sie waren bereit, meinen Mann von seinem Mißtrauen zu heilen und machten sofort darauf ein Testament. Damit war diese Angelegenheit aber noch nicht für meine Tante abgetan. Sie konnte ihre Enttäuschung nicht verbergen und erzählte mir noch Jahre danach von ihren Guttaten. Sie habe ihrem Mann schon früher gesagt, was würde, wenn sein Neffe sie nicht achte, sich eine Frau aus weiter Ferne nähme und alle ihre Mühe und Arbeit vergeblich gewesen sei. Ihr Mann habe darauf erwidert: "Danach frag nicht! Es läuft ja ein Weg zwischen unseren Häusern, daß jeder für sich bleiben kann." Aber ich denke, sie haben sich nicht zu beklagen brauchen.

Nach zweijähriger Ehe wurde uns im November ein Junge geboren. Das war eine günstige Zeit, weil dann die Feldarbeiten getan sind und das Kind seine Pflege bekommen kann. Im Sommer wäre das nicht immer so möglich gewesen, denn dann mußte ich, weil wir doch alles ohne Hilfe machten, mit nach draußen. Und wenn zum Beispiel in der Erntezeit am Himmel schwarze Regenwolken drohen, dann gibt es für den Bauern nichts Wichtigeres auf der Welt als seine Ernte. Ja, ich übertreibe wohl nicht, wenn ich behaupte, daß der Bauer zunächst darauf achtet, daß sein Vieh richtig gepflegt wird und er erst dann an sich und seine Familie denkt.

"Fruenstirben bringt keen Verdirben, aber Päerverrecken, dat bringt Schrecken," meint ein Sprichwort, und es hat nicht so ganz Unrecht.

Die Freude war besonders groß, weil es ein Junge war. Ich hätte meines Mannes Enttäuschung nicht sehen mögen, wenn es anders gewesen wäre. Mit drei Jungen waren sie aufgewachsen und vom Vater bewußt zu "derben Kerls" herangezogen worden. Einige von seinen Erziehungsgeschichten, die mein Mann mir und später auch seinem Jungen oft erzählt hat, will ich mitteilen.

Der Großvater meines Mannes war schon mit acht Jahren zum Bauern als Kuhhirt gekommen. Er mußte dort die Kühe am Strick auf den Rainen und Kehren hüten, während die anderen Jungen das Vieh auf Weiden frei laufen lassen konnten und so mehr Freiheit zum Spielen hatten. Das paßte ihm natürlich gar nicht, und er sann darüber nach, wie er es wohl ändern könnte.

Als er dem Bauern eines Abends nach dem Eintreiben sagte, daß die Kühe nicht mehr fressen wollten, stellte dieser fest, daß sie sich noch dick und rund gefressen hatten. Das merkte er sich, und am anderen Tage trieb er die Kühe dauernd an, so daß sie wenig Zeit zum Fressen hatten und abends mit einem hohlen Bauch zurückkamen. Nun sah sich doch der Bauer veranlaßt, der Sache auf den Grund zu gehen und sagte, daß er sich am anderen Tage selbst überzeugen wolle. "Was fängst Du nur an, daß Du nicht bei Deinen Lügen ertappt wirst?" So grübelte er nun abends im Bett und ruhte nicht eher, bis er einen Ausweg gefunden hatte. Er schmierte nun am anderen Morgen den Kühen Kuhdreck in die Nase, natürlich so wenig, daß es keiner entdecken konnte. Da ließen sie die besten Gräser stehen, und als der Bauer das sah, durfte er die Kühe auf die große Wiese treiben und hatte Zeit zum Spielen wie die anderen auch.

Bei einem anderen Bauern mußte er "Pflugtreiben". Drei Pferde waren vorgespannt, das erste mußte er mit der Leine leiten. Einige Male schon hatte der Pflüger geäußert: "Junge, wenn Du nicht besser treibst, werfe ich Dir den Ackerknüppel an den Kopf!" Nun hatte er immer halbrücks nach hinten gesehen und das Treiben noch schlechter gemacht, so daß der Bauer schon bald sein Wort wahrmachte. Aber seine Augen waren nicht faul gewesen; früh genug sah er den Knüppel fliegen, geschickt bückte er sich, und nicht ihn, sondern das vordere Pferd traf

es. Das machte einen Sprung in die Luft, brachte die letzten beiden auch mit in Aufregung, und dann ging das ganze Pfluggespann auf und davon, querfeldein. Der Bauer fiel lang in die Furche, der Pflug ging in Stücke; wie durch ein Wunder kamen aber die Pferde mit heiler Haut davon.

Nach solchen Erzählungen schloß der Vater meines Mannes: "Jungs (es waren ja ihrer drei), ich sage Euch, laßt Euch nicht verbüffen, aber laßt Euch nicht dabei packen. Seid klug und macht die Augen auf!"

Ich weiß, daß seine Lehren nicht umsonst gewesen sind. Alle drei Brüder, das haben sie oft erzählt, haben viele Streiche ausgeheckt. Der Vater hat ihnen immer verziehen, aber tüchtig böse ist er geworden, wenn sie dabei hereingefallen waren. Viele heitere Schulgeschichten waren dabei, und der alte Kantor Grussendorf hat seine liebe Last mit ihnen gehabt und manche Haselrute aus seinem Garten entzwei geschlagen. Wenn der Vater erfuhr, daß sie in der Schule Prügel bekommen hatten, war seine erste Frage: "Habt Ihr auch nicht geweint?" Aber er stand sich auch mit dem Lehrer gut, und wenn der sich beklagte, bekam er die Antwort: "Ordentlich welche hinten vor geben, das letzte Mal hat's nicht geholfen, da haben sie ja noch nicht einmal geweint."

Bei einem anderen Bauern hatte das Gesinde keine Butter bekommen, den ganzen Winter hindurch nur Apfel-, Pflaumen- und Birnenkraut. In großen steinernen Töpfen stand nun das Birnenkraut aufbewahrt auf dem Boden. Als eines Tages der Großvater allein auf den Boden kommt und den großen Vorrat sieht, denkt er, einen Topf solltest du erst einmal um die Ecke bringen. Dann ruft er die Hausfrau und zeigt ihr die Bescherung. Die ist untröstlich, daß die Katzen den Topf umgeworfen haben. "Ja," sagt er dann treuherzig, "wie schade, das schöne Kraut! Das kann einem wirklich leid tun."

In einem Winter ist es sehr kalt gewesen. Er schlief in einer Kammer, in der der Bauer auch Kartoffeln aufbewahrte. Die wurden mit einem recht dicken Federbett zugedeckt, damit sie nicht erfroren. Sein eigenes Federbett dagegen war recht dünn, so daß er nachts im Bett fror. Da hat er gedacht, was für die Kartof-

feln gut ist, kann dir selbst nicht schaden, das Federbett von den Kartoffeln genommen und sich warm zugedeckt. Am anderen Morgen hat er es früh genug wieder an Ort und Stelle gelegt. Als nun Tauwetter kam, sind die Kartoffeln weich gewesen, und der Bauer hat erstaunt zu ihm gesagt: "Christian, ist das denn so kalt hier gewesen, daß die Kartoffeln unterm Bett erfroren sind?"

So hatte der Großvater erfahren, wie sauer es ist, wenn man sich bei fremden Leuten sein Brot verdienen muß. Darum hat er auch gestrebt und gespart und sich schließlich das Haus kaufen können, in dem wir noch wohnten. Der Vater meines Mannes, einziges Kind, war dann Maurer geworden, hatte es ebenfalls weiter gebracht und als selbständiger Handwerksmeister bis zu zwanzig Gesellen beschäftigt. Doch er starb schon früh; aber er hatte soviel Geld verdient, daß jeder seiner beiden Söhne, die aus dem Haus gingen, eine Mitgift im Werte von 2.000 Talern bekam. Meinem Mann blieb die elterliche Besitzung.

Von diesen Geschichten hat auch unser Junge genug zu hören bekommen. Es war die Absicht meines Mannes, auch ihn zu einem
derben Bauernjungen zu erziehen. Ich dachte damals schon im
Stillen, könnte er doch Lehrer werden! Das laut zu sagen, hätte ich aber niemals gewagt.

Er wuchs zu unserer Freude kräftig heran, und als er fünfeinhalb Jahre alt war, kam noch ein Schwesterchen dazu. Die wurde im Mai geboren, und ich klagte oft, wie wir bloß durch den Sommer kommen sollten. Doch mein Mann sagte: "Da mach Dir man keine Sorgen, wenn der Tag nicht ausreicht, nehme ich die Nacht mit zur Hilfe."

In den Niederkunftswochen wollte meine Mutter den Haushalt versorgen. Da wurde sie schon nach acht Tagen zurückgerufen, weil bei meiner Schwester auch ein Kleines angekommen war. Dafür blieb nun mein Vater bei uns. Doch Männer sind Männer, in den Haushalt passen sie nicht. So gut er es auch meinte, es ging ihm nichts von der Hand und vieles blieb liegen. Da machte ich mich stark und stand schon nach ein paar Tagen wieder auf.



 Sophie Wiechering, 32jährig, mit ihrem Ehemann Heinrich, ihrem Sohn Fritz, 7 Jahre, und ihrer Tochter Luise, 1 Jahr. Aufn. 1903.

Doch bald darauf stellte sich Fieber ein, und ich mußte mich wieder ins Bett legen. Ich wurde schwer krank und konnte meine Glieder nicht rühren. Der Arzt verordnete Ruhe. Nach zwei Wochen hatte ich aber die Krankheit glücklich überstanden, konnte wieder aufstehen und die notwendigen Arbeiten verrichten.

Ein Unglück kommt selten allein. Zwei Wochen danach bekam mein Mann ein schlimmes Bein und blieb ans Haus gebunden. Es wurde ein schlimmer Sommer, meine Sorgen waren nur zu berechtigt gewesen. Die Ernte stand dicht bevor, und auf Aushilfe war wenig zu rechnen, denn jeder hatte dann alle Hände voll zu tun. Doch bis dahin kurierte sich mein Mann wieder zurecht. Als aber dann die Ernte zu Ende war, legte er sich mit Typhus hin. Erst in den Wintertagen habe ich recht aufatmen können. Aber meine Gesichtsfarbe war weg, meine Backen eingefallen, und die Haut sah wie Leder aus.

So geht es vielen Menschen in der alten Heimat. Der Boden gibt nur wenig her. Die Äcker liegen verstreut, weil sie noch nicht verkoppelt sind, und so muß man immer weite Arbeitswege machen.

Hinten im Moor liegen die Wiesen. Morgens fährt man mit dem Fahrrad hinaus ins Heu und kommt erst abends spät zurück. Mittagessen fällt dann ganz aus; man lebt nur von Brot und Auflage. Und wenn es heiß wird und man im Moor den ganzen Tag der heißen Sonne ausgesetzt ist, wird aus dem Essen auch nicht viel. Meist quält einen der Durst, und oft genug sind die Vorräte zu früh alle. Wer sich dann nicht zu beherrschen weiß, trinkt Moorwasser und fragt im Augenblick nicht danach, wie es ihm bekommt.

Aber im Winter rappelt man sich wieder hoch; die Augen bekommen neuen Glanz, und die Backen werden wieder voller. Auch unsere Kinder haben wieder ihre richtige Pflege. Sie wuchsen zu unserer Freude heran.

Der nächste Sommer verlief ruhiger. Der Junge war schon so groß, daß er auf seine Schwester achten konnte, wenn er es auch manchmal über seinem Spiel vergaß. Er ging schon in die Schule, hatte große Lust zum Lernen und war der erste in seiner Klasse. Als

ich ihm einmal sagte: "Junge, nun sieh zu, daß Du den ersten Platz behältst," hob er seinen Finger hoch und meinte in ernstem Ton: "Da sei man nicht bange, Mama."

In dem darauf folgenden Sommer griff uns das Schicksal wieder hart an. Das Mädel war zwei Jahre alt und bekam einen schlimmen Fuß. Das wollte und wollte nicht besser werden, und alles Doktern half nichts. Die Masern kamen noch dazu. Ich war ganz niedergeschlagen und wünschte, das Kind wäre nie geboren. Doch wie ich es gedacht hatte, flog es mir durch den Sinn: Du bist doch eine schlechte Mutter. Wenn es dir nun der liebe Gott nähme, könntest du doch nie wieder froh werden. Da bat ich Gott um Verzeihung.

Doch der liebe Gott stellte mich bald darauf auf eine neue, harte Probe. Mein Mann erkrankte und sprach sogar häufig vom Sterben. Einmal rief er mich ans Bett und sagte: "Eine Bitte habe ich an Dich, wenn ich sterben sollte, dann laß meinen Kindern das Erbe." Wenn es dem Menschen nicht immer nach seinem Willen geht, dann kann er leicht an Gott verzweifeln. Aber ich habe mich in all der Trübsal, die noch über mich kommen sollte, immer fester an ihn geklammert.

Mit dem Mädchen wurde und wurde es nicht besser. Hinter den Enkeln bildete sich eine Geschwulst, die dicker und dicker wurde. Anfangs glaubten wir, sie hätte sich nur das Bein verrenkt, weil sie immer noch so flink laufen konnte. Sie klagte auch nicht über Schmerzen. Wir entschlossen uns aber, zum Arzt zu gehen. Der verordnete Einreibungen, weil er wohl der Meinung war, daß es sich dann verteilen würde. Da hierauf auch noch keine Besserung eintrat, entschloß er sich zu einer Operation. Weil mein Mann ein schwaches Gemüt hatte und von anderen Menschen kein Blut sehen konnte, mußte ich allein mit dem Kinde hin.

Bei einem Landarzt ist noch nicht alles so praktisch eingerichtet wie bei einem Arzt in der Stadt oder in einem Krankenhause. Ich nahm das Kind auf den Schoß und hielt mit der einen Hand das Beinchen fest. Der Arzt setzte ein Becken darunter, darin er das Blut auffangen wollte. Als er nun den Schnitt tat, hatte ich wohl das Beinchen nicht fest genug gehalten, denn die Kleine

schlug in ihrem Schmerz gegen das Gefäß und warf es um, so daß das Blut in die Stube rann.

Da habe ich erlebt, wie sich studierte Leute der Wut hingeben können, obwohl ich bis dahin geglaubt hatte, daß sich gebildete Menschen immer beherrschen könnten. Vielleicht hatte er gedacht, einer Bauersfrau könnte er es bieten oder man könne ihr nur mit groben Worten beikommen. "Sie wollen hier mein Zimmer wohl zum Schweinestall machen!" schrie er mich an. "Warum haben Sie Ihren Mann nicht mitgebracht?" Ich gab ihm nur zur Antwort, daß mein Mann kein Blut sehen könne und dann in Ohnmacht fiele. "Was hier, was da, andere Leute können auch kein Blut sehen. Kommen Sie mir das nächste Mal nicht ohne Ihren Mann." Ich mußte diese Kränkung über mich ergehen lassen. Die Sorge um mein Kind ging mir im Augenblick über alles. Das nächste Mal nahm ich einen Mann aus der Nachbarschaft mit. Diesmal schnitt der Arzt aber nicht. Eine Mittelohr- und Hirnhautentzündung kam noch hinzu. Wir befürchteten schon das Schlimmste und ließen das Kind keinen Augenblick unbewacht. Erst als das Ohr an zu eitern anfing, war die Krankheit gebrochen. Bein und Ohr blieben jedoch offen.

Wir hatten den Glauben an den Arzt verloren. Und wenn man das Feuer verloren hat, sucht man es in der Asche. Weil die ärztliche Hilfe fehlschlug, versuchten wir es mit Quacksalbern und gingen zu einer Wunderdoktorin, die gut zwei Stunden Bahnfahrt von uns weg wohnte. Es war eine einfache Bauersfrau, die nur Hausmittel verordnete und schon manchem damit Heilung gebracht hatte. Als ich ihr den Fuß mit dem großen Loch zeigte, in das man bequem ein Fünfmarkstück hineinlegen konnte, war sie ganz entsetzt. Und nachdem ich ihr den ganzen Krankheitsverlauf erzählt hatte, sagte sie auf Plattdeutsch: "Die Doktors sind leicht mit dem Schneiden bereit, und dann können sie es nicht wieder heilbekommen. Nun nimmst Du eine Scheibe Weißbrot, weichst es in frischer Milch auf, tust etwas Safran dazu und kochst alles zu Brei. Den heißen Brei verteilst Du auf einen sauberen Lappen und legst ihn auf die Wunde. Vorher mußt Du aber darauf achten, daß der Brei die richtige Wärme hat. Du

probierst es am sichersten so aus: Du steckst Deinen Ellenbogen in den Brei, und wenn Du dann keinen Brand verspürst, hat er die richtige Temperatur für die Wunde. Diesen Umschlag machst Du bei Tage alle drei Stunden, des Nachts einmal. Nebenbei mußt Du die Wunde jeden Tag einmal baden. Du kochst ein Bad aus folgenden sieben Teilen zusammen: Kalmuswurzel - das sind Wurzeln von der Storchblume, die im sumpfigen Boden wächst -, die ganz jungen Wurzeln von Erlen und Eichen, Lindenblüte, Wacholder, Kamille und ein wenig Salz. Das Bad kannst Du siebenmal wieder warm machen. Wenn das nicht hilft, weiß ich keinen anderen Rat. Die Wunde wird erst noch größer werden, und in der Mitte wird sich ein Gewebe zeigen, das aussieht wie Hede. Daß Du das nicht ausreißt! Denn wenn auch nur ein Häärchen sitzenbleibt, bricht die Wunde wieder auf. Solange es rundherum noch rot ist, mußt Du Umschläge machen und baden."

Voll Hoffnung fuhr ich nach Hause und führte vier Wochen lang getreulich durch, was sie mir befohlen hatte. Dann suchte ich sie an einem Sonntag wieder auf. Sie kam gerade von der Kirche, und als sie mich sah, machte sie ein Gesicht, als wenn sie sagen wollte, nun kann ich dir auch nicht mehr helfen. Als sie das Beinchen gesehen hatte, strahlte sie jedoch vor Freude und meinte, noch dürfe ich mit der Behandlung nicht aufhören. Ich sollte allerdings nur noch nachts einen Umschlag auflegen und tagsüber ein Pflaster mit weißer Heilsalbe. Das Ohr würde nicht so schnell heilen wie das Bein. Das würde noch Jahre dauern. Zur Linderung sollte ich weißes Baumöl eintröpfeln. Es ist geworden, wie sie gesagt hat. Wie dankbar war ich Gott und dieser Frau!

Man soll nicht alle sogenannten Quacksalber über einen Kamm scheren. Bei dieser gottesfürchtigen Frau stand Gott mit seiner Hilfe, die er nicht nur den Hohen, sondern auch den Niedrigen gibt.

Eines Tages nun bekam ich von dem Arzt einen groben Brief. Er wollte mich noch gerichtlich belangen, weil ich verbreitet hätte, er sei zu teuer. Ich schrieb ihm darauf, er könne ruhig klagen, ich würde ihm folgen bis zum obersten Gericht. Doch er klagte nicht. Nach einem halben Jahr trafen wir uns. Er gab mir freundlich die Hand. Da faßte ich ihn mir, daß er mich einen Verleumder nenne. "Wir wollen es lieber ruhen lassen," gab er mir zur Antwort.

"Nein," sagte ich, "das ist nicht in Ordnung. Damals wollte sich die Frau bei ihnen in den Himmel heben und mich unter ihre Füße bringen." Ich hatte nämlich schon bei der Freundin des Arztes, die später seine Frau wurde, unter dem Siegel der Verschwiegenheit erfahren, daß seine Hauswirtin mich verleumdet hatte. Da bat er mich lang und breit, die Sache zu begraben, und ich habe nachgegeben.

Das erlebte ich noch oft: Der Lügenteufel ist der schlimmste unter allen Satans.

Nach einem Jahr bekam mein Junge Nierenentzündung. Sein Körper war dick angeschwollen, und keiner glaubte, daß er am Leben bliebe. Ich aber gab die Hoffnung nicht auf. Er wurde auch wieder gesund, und der Arzt, der ihn schon aufgegeben hatte, sagte mir: "Das bißchen Medizin hat den Jungen nicht gesund gemacht, sondern Ihre sorgfältige Pflege."

Ja, sorgfältig gepflegt habe ich ihn, alles pünktlich und genau befolgt, was der Arzt verordnet hatte! Da konnte ich meiner Mutter nicht genug danken, daß sie mich streng zur Ordnung erzogen hatte. Seitdem haben wir uns mit dem Arzt, besonders mit seiner Frau, immer freundschaftlich gestanden. Als er heiratete, baute er sich eine Villa, und den Bau übertrug er dem Bruder meines Mannes, der als akkuratester Maurermeister in der ganzen Gegend bekannt war.

Später, als seine Kinder größer wurden und die höhere Schule besuchen mußten, zog er in die Stadt. Dort habe ich ihn einmal aufgesucht. Er hat mich sehr freundlich aufgenommen und gut bewirtet.

In der knappen Kriegszeit bekamen wir eines Tages einen Brief, in dem er uns um Lebensmittel bat, und er hat nicht umsonst gebeten. Doch ich will nicht in den Fehler verfallen und über meinem Leid die Freuden übersehen, die mir Gott gab. Häufig genug geschieht das. Man glaubt sich von Gott benachteiligt, hat immer nur Klagen im Munde und vergißt, daß uns mehr gute als schlechte Tage geschenkt werden. Besonders den Landfremden ist oft das Stöhnen zur Angewohnheit geworden. Mir fiel das besonders auf, wenn wir im geselligen Kreis zusammensaßen. Man erzählte sich am liebsten die traurigsten Vorfälle und redete sich richtig in den Kummer hinein, bis die Augen voller Tränen standen. Dann konnte ich es nicht lassen, in all das Wehklagen einen derben Witz hineinzupfeffern. Ich weiß, man hat mir das oft übel gedeutet. Doch fand ich immer auch Andersgesinnte, die mit mir am selben Strick zogen. Oft genug habe ich allein, um die Stimmung zu heben, die alten lustigen Weisen angestimmt, die ich in der Mädchenzeit vom Tanzboden und von den Jungvolkzusammenkünften her kannte.

Da waren die Männer doch anders. Sie spielten meist Karten, vergaßen beim Schnäpschen den Alltag und erzählten nur lustige Geschichten. Ich habe darum auch oft genug unsere Frauengesellschaft für Augenblicke verlassen und den Männern über den Rücken beim Spielen zugeschaut. Doch abends, wenn einige Gläser Glühwein herumgereicht waren, wurden auch die Frauen lebendiger und gaben das durch lautes Lachen kund, daß selbst die Männer aufhorchten.

Auch meine Ehejahre brachten mir viele glückliche Stunden, wenn ich mir alles überdenke. Mein Mann wurde ganz gesund, der Junge auch. Nur das Bein von unserem Mädchen war noch schwach. Sie stellte den kranken Fuß zu weit zur Seite und gewöhnte sich einen häßlichen Gang an. Wir gingen damit zu einem Spezialisten in die Stadt, der ihr Schienen verordnete, die sie dann noch jahrelang getragen hat.

In der Wirtschaft kamen wir gut voran. Als ich kam, besaßen wir zwei Kühe, zwei Schweine und zwölf Hühner. Nun waren es drei Kühe, ein Ochse, ein paar Rinder und mehrere Schweine, Sauen und Hühner. Auch den Acker hatten wir gut in Kultur und noch einige Morgen dazu gepachtet. Bald waren Stall und Haus zu klein, um das Vieh und die Vorräte bergen zu können. Wir mußten ans

Bauen denken. Etwas Vorgeld hatte mein Mann noch gehabt, und manche Mark hatten wir schon dazu gespart. Auch meine Eltern stellten uns unser Geld in Aussicht, so daß wir unbesorgt beginnen konnten.

Mein Mann überlegte alles in Ruhe, wie man alles am zweckmäßigsten einrichten könnte und machte sofort einen Gesamtplan. Er sah darauf, daß Scheune, Stall und Haus so zusammenlagen, daß wir im Winter keinen Fußtritt ins Freie machen mußten und alles Bestand auf Dauer hatte. Und ich muß sagen, daß er alles aufs beste bedacht hatte. Unser Haus war, als es fertig war, eines der zweckmäßigsten im ganzen Dorfe, und viele haben sich danach gerichtet. Viele Bauern überlegen nicht richtig. Wenn sie mit einem Bau fertig sind, haben sie etwas daran auszusetzen und fangen von neuem an zu reißen. Die Handwerker freuen sich; ihr Geschäft blüht, aber der Bauer verbaut seine sauer ersparten Taler.

Wir konnten nicht auf einmal den gesamten Bauplan ausführen. Zunächst galt es, das Bestehende zu verbessern und auszubauen. Das alte Fachwerkhaus zogen wir höher und verbreiterten es. So bekamen wir neuen Raum an Kammern und Boden. Auch eine neue, zweite Wohnstube entstand, für die mein Mann sofort die Einrichtung besorgte. Es wurde unsere "beste Stube", die wir nur benutzten, wenn wir Gesellschaft hatten. Viel Freude haben wir nicht daran gehabt, denn der Holzwurm nistete sich so ein, daß die Möbel nach Jahren nach und nach zusammenbrachen.

In späteren Jahren rissen wir dann die alte Scheune mit den Ställen ab und bauten dafür eine ganz neue, große Scheune, die unseren Bedürfnissen und auch denen unserer Nachkommen entsprach. Und ganz zuletzt "schirrten" wir die Diele ab. Das heißt, wir zogen eine Wand zwischen Diele und "Flett", so daß wir eine Küche und eine Vordiele erhielten. So hatten wir nun unser Haus wohl gezimmert, und es hätte noch für Generationen stehen können. Doch es wurde verkauft und brannte bald darauf ab. Nur die Scheune steht noch. Vielleicht ist es gut so, denn es wäre mir schmerzlich gewesen, in den alten, wohlvertrauten Räumen fremde Menschen wohnen zu sehen.

Der Bauer, so sagt man, hat eine Leidenschaft, für die er sein ganzes Geld ausgibt: das Bauen. Es ist etwas Wahres daran, und weil es oft, ich sagte es schon, recht unüberlegt geschieht, hat er sein ganzes Leben lang daran zu tun, seine Baupläne zu verwirklichen. Und wenn der Sohn dann ans Ruder kommt, hat der wieder anderes im Sinn als der Vater. Wenn allerdings das Bauen auf dem Lande so teuer wäre wie in der Stadt, würde sich auch wohl der Bauer das nicht so erlauben können. Das zeigte sich besonders nach dem Kriege, als die alten Sitten, von denen ich noch erzählen will, verschwanden. Die Handwerker bekamen zwar einen höheren Stundenlohn, doch fehlte ihnen bald die Arbeit. Die Baulust war zwar noch genau so groß wie früher, nur fehlte es an Geld, um sie zu befriedigen. So kommt man jetzt schon wieder auf die alten Sitten zurück.

Wenn jemand sich mit der Absicht trug, einen Bau auszuführen, dann gab er das Verwandten, Freunden und Nachbarn bekannt, die es dann als selbstverständlich betrachteten, dabei mitzuhelfen, wußten sie doch, daß einmal wieder die Zeit kommen konnte, in der auch sie der Hilfe bedurften. Immer wurden mehrere Fuhrwerke auf einen Tag bestellt, die dann das Bauholz, die Steine oder den Sand heranschafften. Außer Sand mußte alles stundenweit hergeholt werden.

Große Körbe mit belegten Broten hatte die Hausfrau zurechtzumachen und abends für warmes Essen zu sorgen. Und da die Fuhrleute den ganzen Tag in der frischen Luft hantiert hatten, brachten sie einen anständigen Hunger mit nach Hause. Man richtete sich aber rechtzeitig darauf ein und schlachtete im Winter ein oder zwei Schweine mehr. Auch die Schnapspulle durfte nicht fehlen. Schnaps wurde in unserer Heimat überhaupt immer ausgeschenkt, wenn Arbeitsleute im Haus waren. Wer es nicht tat oder zu lange Pausen zwischen das Einschenken legte, kam bald in Verruf. Manche Arbeitsleute, die sich durch den andauernden Genuß schon an den Alkohol gewöhnt hatten, waren dreist genug, an das Einschenken zu erinnern, wenn sie die Pause zu lang dünkte.

Im großen und ganzen war man aber darin genügsam, und nur verhältnismäßig wenige wurden zu Trinkern. Dafür saßen aber die Leute auch nicht stundenlang in den Kneipen und versäumten die Arbeit.

Wenn die Baumaterialien am Platze lagen und das Bauen beginnen konnte, brachten die Verwandten und Bekannten Körbe voll mit Lebensmitteln. Das wiederholten sie mindestens noch einmal, nämlich vor dem Richtfest. Wir gaben bei solchen Gelegenheiten zwanzig bis dreißig Eier, eine dicke Mettwurst, zwei Pfund Butter oder Speck, eine große Tüte mit Erbsen und weißen Bohnen und zwei bis drei Liter Milch. Die Handwerker und Handlanger wurden vom Bauherrn beköstigt. Als wir 1899 bauten, bekam ein Maurer in den Monaten vor April 1,50 bis 1,70 Mark, einschließlich Unfallgeld. Handlangerdienste taten meistens noch Bekannte unentgeltlich. Zum Richtfest wurden alle geladen, die irgendeinen Liebesdienst erwiesen hatten. Die Männer kamen schon am Morgen und halfen beim Richten. Frauen und Kinder folgten am Nachmittag nach. Dann begann ein großes Essen, ähnlich wie bei Hochzeiten. Schade, daß diese Arbeitsfeste immer mehr aus der Mode kommen! Sie ließen den Menschen die Arbeit gar nicht als Last empfinden. Aber die Zeit läßt sich da wohl nicht mehr aufhalten. Heute gibt man den Festen einen anderen Sinn, und wenn man versucht, die alten Feste wieder aufleben zu lassen, gelingt es doch nur halb. Viel ist daran die Politik schuld und die Zeitung, die den Blick in die weite Welt lenkt. Doch wünscht sich andererseits kein Bauer die alten Zeiten wieder herbei.

Wenn der Neubau gerichtet war, befestigte man an der Giebelspitze den Richtkranz. Einer von den Handwerkern hielt dann eine Rede über den Bau, dankte allen, die daran geholfen hatten und wünschte Glück und Segen. Er schloß mit einem Trinkspruch. Öfters wurde dem Sprecher mitten in der Rede "die Zunge trocken", er rief dann "Prosit" und der Bauherr wußte, daß er erst mit der Pulle kommen mußte. Während des Richtfestes gab es wenig Schnaps, aber nachher wurde das Trinken dafür gründlich nachgeholt.

Stattlich war unser neues Anwesen geworden, und alle, die es besichtigten, waren des Lobes voll. Nur am Hause sah es noch wüst aus. Hinter der Scheune war es recht sumpfig, und hinter den Wohnräumen wucherten an Hecken und Kartoffelmieten die Brennesseln.

Die Kartoffelmieten konnten jetzt aber verschwinden; wir hatten einen Keller mit einer meterdicken Außenmauer bekommen, die jedem Frost standhielt. Den Sumpf fuhren wir zu. Viele Fuder Sand schluckte er.

Hinter den Wohnräumen legte ich einen Blumen- und Kleinobstgarten an und umpflanzte ihn mit einer Ligusterhecke. Mein Mann meinte zwar, das sei "dumm Tüg", ließ mich aber gewähren, und das war für mich ein Zeichen, daß er sich innerlich darüber freute. Wer ihn kannte, wußte, daß sein Mund oft das Gegenteil von dem aussprach, was er dachte. War er wirklich gegen eine Sache, dann wußte er einen anderen Ton in die Stimme zu legen.

Nun war der Raum da, nun sollte er auch ausgefüllt werden. Damit der Boden voll wurde, pachtete mein Mann noch einige Morgen dazu. Mir wurde es zu viel, und ich ging dagegen an. Aber er war der Meinung, daß die Kinder - besonders der Junge - schon mithelfen könnten. Das war ja auch wohl der Fall.

So ein Junge kann in der Landwirtschaft schon manche nützliche Handreichung tun, z.B. Pflugtreiben, Kühehüten, Kartoffelsammeln und vieles andere mehr. Jedenfalls hatte ich eine gute Stütze an ihm.

Im Herbst, wenn Kartoffeln geerntet wurden, nahmen wir uns nun auch Arbeitsfrauen, die für 60 Pfennige den Nachmittag arbeiteten und Kaffee und Abendbrot, meist Pfannkuchen, bekamen.

Aber die Hausarbeit war auch mehr geworden. Wir besaßen nun große und moderne Schweineställe und fingen an, uns auf Schweinemast zu legen. Das Schweinefüttern mußte ich besorgen, dafür nahm mir mein Mann das Melken ab.

Die Schweinemast bürgerte sich in den Jahren mächtig ein. Man fütterte sie hauptsächlich mit Gerstenschrot und grünen Runkeln groß. Das viele Kochen für die Schweine fiel fort, so daß es an

und für sich gar nicht viel ausmachte, ob man ein halbes oder ein ganzes Dutzend Schweine mehr hatte.

Für meine Heimat, die meistens nur mageren Sandboden hatte, war die Schweinemast neben dem Barverdienst noch von besonders großem Vorteil. Man bekam viel Stalldünger, der dem Sandboden so nottut. Die Ernteerträge wurden von Jahr zu Jahr größer, und Haus und Scheune, die wir nach menschlichem Ermessen geräumig genug gebaut hatten, wurden voll bis unter die "Oken".

Es war ein gutes Fortkommen in dieser Zeit, und unsere Ersparnisse wuchsen. Das reizte mächtig an. Wenn man dann den einen Tausender voll hatte, schielte man schon nach dem zweiten, und jeder weitere Tausender ist leichter zu verdienen, weil die Zinsen mithelfen.

"Je mehr er hat, je mehr er will, nie schweigen seine Wünsche still", heißt es in einem alten Sprichwort.

So ging es auch bei uns. Meinem Mann wurde keine Arbeit zuviel. Oft dachte ich: "Gibt's denn auf der Welt nichts anderes mehr als arbeiten?" Wie manchen Tag schuftete mein Mann von morgens 2 Uhr bis abends um 9 Uhr. Wenn der Wecker rappelte, kam es in dieser Zeit schon einmal vor, daß er im Schlaf aufsprang und die Uhr abstellte. Einmal fluchte er schlaftrunken: "Du dummes Luder, das will ich Dir abgewöhnen!" Morgens fragte er: "Hast Du den Wecker nicht gehört?" Ich sagte: "Nein, und es ist auch gut so, daß Du ihn nicht gehört hast. Arbeiten kannst Du heute noch genug." Arbeiten ist gut, doch sich ganz und gar überarbeiten, das ist eine Sünde gegen den Körper, für die man einmal seine Strafe bekommt.

Das sah mein Mann nicht ein, oder er wollte es nicht einsehen. Ihm war das Arbeiten geradezu eine Leidenschaft geworden. Wenn aber so ein kleiner Bauer wie wir mit zwanzig Morgen Grund und Boden es weiterbringen will, dann geht es nur so zu machen. Dienstboten kann er sich nicht halten, dazu ist die Besitzung zu klein; überall muß die Frau mit zupacken. Sie darf sich nicht nur allein aufs Haus beschränken wollen. In jungen Jahren macht es ja auch Spaß; wenn man sieht, wie es vorangeht, wird einem nicht so leicht etwas zuviel. Es ist auch ein mächtiger Anreiz, daß einer gegen den anderen im Dorf aufarbeitet.

Jeder möchte mit einer von den ersten sein, zuerst seinen Acker bestellen, zuerst die Ernte unter Dach und Fach haben, das höchste Sparkonto auf der Sparkasse besitzen. Wie es geldlich dem einzelnen geht, das weiß man so ungefähr, das wird gewöhnlich bis auf den runden Tausender richtig eingeschätzt.

Der größere Bauer, der sich Dienstboten halten kann, hat es schon gemütlicher. Doch wenn er es zu etwas bringen will, muß auch er mit zupacken, wenigstens überall dazwischensein. Ist er saumselig, dann geht's auch schnell bergab, da er ja nach außen hin sich keine Armut anmerken lassen will. Wenn es nicht zur Pleite führt, überläßt er aber doch seinem Erben einen überschuldeten Hof. Dann kann der sich doppelt abrackern ein Leben lang, um wieder auf die Höhe zu kommen.

Meist ist es so, daß die kleinen Höfe mehr Geld erübrigen als die großen, weil Besitzer und Kinder eben anspruchsloser sind. Oft ist ein großer Dünkel unter den größeren Besitzern, und diese Sorte sitzt dann gern lange im Dorfkrug und sieht ein bißchen geringschätzig auf den kleinen Mann, der sich so abschindet, obwohl er vielleicht mehr Geld hinter sich hat. Da ließ sich aber mein Mann nicht lumpen. Wenn er mit ihnen zusammenkam, dann wußte er auch einen Groschen springen zu lassen und erlaubte sich absichtlich mehr als sie. Und weil sie wußten, daß er es sich gut erlauben konnte, wurde es ihm nicht als Prahlerei ausgelegt.

Jeder ehrliche Mensch kämpft allerorts um seine Ehre. Dafür verdoppelt er nachher seinen Arbeitseifer. Wenn meinem Mann etwas gegen die Mütze ging, geriet er mächtig in Hitze. Manch böses Wort habe ich dann über mich ergehen lassen müssen. "Du Frauenzimmer ruinierst mir mehr, als Du einbringst", rief er einmal in seiner Wut, als er eine Harke in Splitter fuhr, die ich nicht an den richtigen Platz gestellt hatte. Oder ein anderes Mal, als ich eine Stunde später als er es sich gedacht hatte, vom Krammarkt kam, war er außer sich. Ich suchte mich zu entschuldigen, sagte ihm, daß die Kleinen zu müde gewesen wären und nicht mehr hätten laufen wollen. Da fuhr er hoch: "Frau, schweig still, oder ich gebrauche den Besenstiel. Mach, daß

ich was zu essen bekomme!" Da stieg es auch mir zu Kopf, und ich sagte: "Hier bin ich, wenn Du Lust hast, dann schlag zu!" Und darauf setzte ich ihm eine ganze Seite Speck, drei bis vier Würste, ein ganzes Brot und eine Schlage Butter auf den Tisch und sagte: "So, nun iß! Du konntest Dir das auch selber kriegen, weißt doch sonst, wo die Würste im 'Wiem' hängen." "Mach, daß Du aus dem Hause kommst," war seine Antwort. Doch mein Rücken war nun auch steif. "Fällt mir gar nicht ein! Du hast mich ins Haus geholt, nun gehe ich nicht eher, bis Du mich mit Gewalt hinauswirfst." Wer weiß, wie unser Streit ausgelaufen wäre, hätte ihn nicht gerade in diesem Augenblick ein Nachbar zu Hilfe gerufen. Als er zurückkam, lag ich lange im Bett. Sein Kopf hatte sich indessen abgekühlt, und er sagte dann zu mir: "Wenn ich ein anderes Mal wieder von Sinnen komme, so schweig doch wenigstens still, Du weißt doch, daß ich einen hitzigen Kopf habe." "Ich will gern schweigen," antwortete ich ihm, "wenn ich Unrecht habe, doch mir nichts dir nichts so mir auf die Füße zu treten, das lasse ich mir nie gefallen." Aber ich habe ihm doch vieles zugute gerechnet, wußte ich doch, daß nichts Schlechtes dahinter saß. Nur mit der Sparsamkeit und der Pünktlichkeit nahm er es manchmal zu genau. Er konnte allerdings - und das muß ich sagen - manchmal seinen Vorsätzen untreu werden und auch mal bis zum anderen Morgen ausbleiben. Wenn ich ihm dann Vorwürfe machte, bekam ich meistens zu hören: "Kümmere Dich nicht um Mannessache, Frauen gehören ins Haus!"

Unser Junge ging das letzte Jahr in die Schule, und wir wußten immer noch nicht, was aus ihm werden sollte. Das allerdings wußten wir, ein ordentlicher Landwirt wurde nie aus ihm, auch für irgendeinen Handwerkerberuf zeigte er keine besondere Neigung. Mein Mann hätte gern gesehen, wenn er Maurer- oder Tischlermeister geworden wäre. Er wollte ihn auf die Bauschule schikken, damit er gründlich lernte und sich bald selbständig machen konnte. Doch - wie gesagt - er zeigte gar kein Interesse, saß am liebsten hinter Büchern und war ein großer Träumer.

Eines Tages nun, es war Herbst, kam er mit der Sprache heraus. Er wollte Lehrer werden, hatte sich aber immer gescheut, es zu sagen, weil er wußte, daß sein Vater nicht viel davon hielt. Oft genug machte mein Mann sich über Lehrer, Pastoren und Stadtleute lustig. Den Hut zog er nie vor ihnen ab; nicht darum, weil
er keine Achtung vor ihnen hatte, sondern weil es ihm lächerlich
vorkam, so eine alberne Stadtsitte mitzumachen. Der Pastor, der
jung zu uns kam, hat ihm das wohl übel gedeutet. Doch unser alter Lehrer wußte, was er dahinter zu suchen hatte. Der verstand
überhaupt die Bauern in ihrer Art und galt viel bei ihnen. Man
ging gern zu ihm, wenn man mal einen Rat brauchte. Kam mal ein
Fremder in Stadtkleidern an meinem Mann vorbei, dann zog er
ganz tief den Hut und freute sich danach über die "Mäntken",
die er gemacht hatte, und sein Schlußwort war immer: "De dumme
Hanswurst."

Da hatte der Junge es nun nicht gewagt zu verraten, daß er auch am liebsten so ein Stadtmensch werden wollte. Auch ich dachte zuerst, daß er seine Zustimmung nicht geben würde, weil ihm damit alle Hoffnungen ins Wasser fielen. Als ich es aber anbrachte, besann er sich keine Minute und sagte: "Dann müssen wir den Lehrer fragen, ob er dazu fähig ist." Und schon zog er sich an und ging fort. Der alte Kantor hatte keine Bedenken gehabt. Es waren mehrere Schüler durch seine Hand gegangen, die Lehrer geworden waren, und er war voller Zuversicht, daß auch unser Junge es schaffen würde. Es käme nur darauf an, daß wir die Mittel dazu hätten. Er wolle darauf aufmerksam machen, daß es viel Geld koste, wenn ein Kind vom Lande die Schule in der Stadt sechs Jahre lang besuche. Tausend Mark für das Jahr gerechnet, sei knapp. Man müsse auch mit Zwischenfällen rechnen und an höhere Ausgaben für Kleidung und sonstiges denken.

Nun, da brauchten wir nicht lange zu überlegen. Wenn wir nicht mit außergewöhnlichem Pech überschüttet wurden, konnten wir es uns finanziell wohl leisten. Welch eine Wendung durch Gottes Fügung! Mein Herz war voll Dankbarkeit gegen Gott in diesen Tagen. Ich hatte doch nicht gedacht, daß mein Mann jemals seine Zustimmung dazu gegeben hätte. Unser Junge bekam Extrastunden bei seinen beiden Lehrern und bestand auch seine Aufnahmeprüfung. Die ersten beiden Halbjahrszeugnisse waren zufriedenstellend, doch im dritten hatte er im Betragen nur genügend. Da sagte ihm sein Vater: "Bengel, wenn Du in Betragen und Fleiß

nicht 'gut' hast, dann kannst Du ruhig aufhören und wieder nach Hause kommen und Dein Leben lang als der verdorbene Schulmeister herumlaufen." Doch zu mir sagte er: "Das kann wirklich - wie er sagt - nur eine Kleinigkeit gewesen sein, was er gemacht hat. Die Herren wollen sich nichts gefallen lassen. Sie sind ja immer leicht eingeschnappt, wenn es ihnen mal nicht ganz nach der Mütze geht. Ich habe in der Jugend auch tolle Streiche gemacht. Einmal will der Mensch sich austoben, und es ist besser, wenn er es in der Jugend tut."

Mit dem Direktor darüber zu sprechen, wäre wohl richtiger gewesen. Doch der Weg war weit; auch ist ein Bauer immer schamhaft, wenn er sich mit gebildeten Leuten unterhalten soll, zumal er sich hochdeutsch so schlecht ausdrücken kann. Aber schämen taten wir uns besonders deshalb, weil der Junge sich nicht gut betragen hatte. So etwas hatten wir ja niemals erwartet.

Doch die Zeugnisse wurden wieder besser, und das zweite Jahr brachte keine Enttäuschung mehr. Im dritten Jahr, das mit einer Prüfung abschloß, bekamen wir in den Weihnachtsferien einen Brief vom Direktor, in dem er uns mitteilte, daß unser Sohn nicht zur Prüfung zugelassen würde, wenn er sich in seinem Fleiß und seinen Leistungen nicht bessere. Das schlug wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein und verdarb uns allen die Weihnachtsstimmung. Wir konnten uns kein rechtes Bild davon machen, ob er zu faul oder zu schwach war. Unser Kind war uns ja auch entfremdet. Wir sahen nicht, wie er sich entwickelte, war er doch hundert Kilometer weit von uns entfernt und nur in den Ferienwochen zu Hause. Und in diesen paar Wochen kamen wir uns kaum näher, dazu lebten wir mit unseren Gedanken zu sehr in zwei verschiedenen Welten.

Er saß meistens hinter Büchern, ging wenig nach draußen und suchte auch nicht die Gesellschaft anderer Schüler im Dorfe, die zu gleicher Zeit Ferien hatten. Und weil er immer so still war und hinter den Büchern saß, glaubten wir, daß ihm das Lernen schwer falle. Ja, er machte oft einen düsteren Eindruck, so daß wir befürchteten, er könne sich ein Leid antun. Darum machten wir ihm auch keine Vorwürfe und sagten ihm beim Ab-

schied: "Wenn Dir das Lernen zu schwer wird und Du es nicht erreichen kannst, so darfst Du jederzeit wieder nach Hause kommen."

"Du hast Deinen Jungen in Gottes Hände befohlen," dachte ich, "und ist es nicht gerade so, als ob der Böse auf ihn losgelassen wird?" So lebten wir in Hangen und Bangen.

Drei Wochen vergingen. Eines Tages saßen wir noch um 10 Uhr hinter dem Ofen. Es war etwas später geworden als sonst, weil mein Mann noch bei einem Nachbarn gewesen war. Da ging die Seitentür, und ich dachte: "Wer will uns denn nun noch so spät besuchen?" Da trat der Junge ins Zimmer, und mir fuhr der Schreck in die Glieder, so daß ich am ganzen Leibe zitterte. Wenn man ihn sonst wiedersah, war lauter Freude, wenn auch Schuhe und Strümpfe zerrissen waren und durch die Hosen der Wind pfiff. Er warf seinen Mantel auf einen Stuhl und unter einem schlimmen Lachen sagte er: "So, nun bin ich wieder da, und nach Herford geh ich nicht wieder zurück. Aber meine Bücher möchte ich behalten, wenn ich bei Euch bleibe, und damit Ihr es sofort wißt, ich habe 70 Mark Schulden." Da gingen meine Augen zu meinem Mann. Was würde er tun, wo er hören mußte, daß der Junge Schulden gemacht hatte! Das konnte er auf den Tod nicht leiden. und er hatte ihn jedesmal beim Fortgehen davor gewarnt. Doch er rührte sich nicht, nahm nicht einmal die Beine vom Ofen. "Erzähle erst einmal, warum Du weggelaufen bist," sagte er. Und nun berichtete unser Junge mit Tränen in den Augen. Der Direktor habe sie abends um 10 Uhr auf der Bude besucht und ihn beim Lesen einer Zeitschrift ertappt. Darauf sei er sehr böse geworden und habe ihm vorgeworfen, daß ihm immer andere Sachen, nur nicht die Prüfung im Kopfe spuke. Doch habe er seine Arbeiten fleißig erledigt. Ein paar Tage später sei dann der Direktor in den Grammatikunterricht gekommen und nur, weil er die verlangten drei Beispiele zu einer Regel nicht so schnell hätte hersagen können, sei er geohrfeigt worden. Darauf habe er sofort die Klasse verlassen und sei ohne Erlaubnis abgefahren nach Hause. "Junge," sagte mein Mann, "wie kannst Du nur einfach so weglaufen, wenigstens bis zur Prüfung mußt Du dableiben." Und zu mir sagte er: "Bring den Jungen wieder zurück!

Ich kann mich nicht vor anderen Leuten beugen. Müßte ich von dem Direktor ein hartes Wort hören, so bin ich sofort kurz angebunden, und daraus entsteht nichts Gutes. Du bist nicht so leicht aufgeregt. Am besten, Ihr fahrt morgens ganz früh, dann sieht Euch hier keiner, und vielleicht kommt Ihr dort noch so zeitig an, daß der Junge noch pünktlich zur Schule kann und der Direktor gar nicht merkt, daß er fortgewesen ist." Und so geschah es. Der Junge kam auch zur Besinnung und willigte ein. Aber im Zuge erklärte er mir: "Ich bleibe auf keinen Fall, nur meine Bücher will ich holen."

Alle meine Einwände nützten nichts. Darauf erklärte er mir nur, daß er auch sein Elternhaus nicht wieder betreten würde, wenn wir ihm nicht zu Willen wären. Was waren das für aufregende Stunden! Ich wagte selbst nicht mehr gegen meinen Jungen anzugehen, da ich merkte, daß er mir ganz fremd geworden war. Im stillen beschloß ich, um ihn zu kämpfen bis zum letzten Blutstropfen.

In der ersten Pause kamen wir im Schulgebäude an mit der Absicht, ihn abzumelden und die Papiere in Empfang zu nehmen. Ich blieb bei meiner plattdeutschen Sprache.

"Muß denn alles aus sein?" fragte ich den Direktor. Da nahm er ein Bündel Papiere von seinem Schreibtisch und sagte: "Das sind die Papiere Ihres Sohnes, ich wollte sie Ihnen noch heute zurückschicken." Ich nahm sie an; aber da konnte ich nicht mehr an mich halten und verfiel in einen Weinkrampf. Er schob mir einen Stuhl hin, fing mit mir an zu reden, und da fand auch ich Worte.

Wir seien vielleicht Schuld daran, daß er es so gemacht habe, hätten wir doch selbst gesagt, daß er zurückkommen könne, wenn es ihm schwer falle. Zu Hause sei er immer der Demütige gewesen und habe nur Interesse für seine Bücher gehabt. Wir wären gern einmal zu ihm gekommen, um uns mit ihm zu besprechen, doch hätten wir uns geschämt, weil wir ganz einfache Landleute wären und nicht einmal richtig hochdeutsch sprechen könnten. "Sie können ruhig Plattdeutsch mit mir sprechen," sagte er darauf, "ich verstehe das so gut wie Hochdeutsch. Ihr Sohn, das will ich

Ihnen sagen, ist nicht zu dumm, auch nicht zu faul, aber er treibt immer Dinge, die mit seinen Schularbeiten nichts zu tun haben, und für die er einmal später Zeit hat, wenn er fertig ist. Doch das läßt er sich nicht einsagen, und darum mußte ich strengere Seiten aufziehen. Aber sehen Sie, welchen Erfolg das gehabt hat. Er folgt nicht im Guten und nicht im Bösen. Aber wo ist er?" So ungefähr mag er mit mir gesprochen haben. Als er hörte, daß er draußen vor der Tür stand, mußte ich ihn heraufholen. Seine Klassenkameraden und auch ein Lehrer hatten ihn dort in der Pause gesprochen und ihm gut zugeredet. Das Starre war von ihm gewichen, und er trat ganz demütig hin vor seinen Direktor. Der faßte seine Hand, sah ihm scharf in die Augen und sagte: "Ich will Ihren Dummenjungenstreich vergessen und verspreche Ihnen, daß ich Ihnen nichts nachtrage und nie wieder etwas davon erwähnen werde. Wollen Sie unter dieser Bedingung noch auf der Schule bleiben?"

Da sagte der Junge: "Ja" und fing an zu weinen. Beim Abschied sagte mir der Direktor: "Sie können ruhig nach Hause fahren. Wenn der Junge fleißig ist, wird er seine Prüfung noch bestehen. Bestellen Sie Ihrem Mann von mir Grüße und sagen Sie ihm, daß ich ihn gern einmal kennenlernen möchte und er mir jederzeit willkommen ist."

Nach sechs Wochen kam ein Telegramm: "Prüfung bestanden!" Gott läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken, wenn man nur nicht den festen Glauben verliert.

In den folgenden Jahren ist mein Mann in jedem Jahr einmal zum Direktor gefahren. Und es war gut, daß er es tat. Denn von Mund zu Mund kommt man sich leichter näher und kann Mißverständnisse beseitigen. Von diesen Besuchen war mein Mann des Lobes voll und sagte: "Das ist der erste vernünftige Stadtmensch, den ich kennengelernt habe."

Der zweite August kam, ein sonnenheller Tag. Die Bauern waren so richtig in der Arbeit, und alle hatten nur den einen Gedanken, ihre Ernte unter Dach und Fach zu bringen. Die Zeitung, die die meisten im Sommer abbestellten, blieb in diesen Tagen ungelesen liegen. Dann kam aber der Gendarm, jagte auf seinem Rad an uns vorbei und rief immer: "Mobil! Mobil!" Es steht mir noch alles so deutlich vor Augen, als wenn es gestern gewesen wäre. Ein Schüttelfrost überfiel mich, und in meinem Ohr klang nur immer das eine Wort: Mobil! Mobil! Was nun machen? An Arbeit war nicht mehr zu denken, auf einmal stand alles still. Die des Kaisers Rock getragen hatten, eilten ins Dorf, um Näheres zu erfahren. Und als sie zurückkehrten, waren sie ganz andere Menschen geworden. Alle hatten die feste Zuversicht, daß Deutschland siegen würde, keiner dachte an ein Unglück. In ihrer Begeisterung sangen sie vaterländische Lieder: Das Preußenlied, das Deutschlandlied und "Die Wacht am Rhein". Und Männer sangen mit, die sonst nie ein Lied anstimmten, ausgenommen vielleicht, wenn sie mal zuviel Alkohol getrunken hatten. Aus dem Munde eines alten Kriegers, der 1864, 1866 und 1870 mitgemacht hatte, hörte ich: "So begeistert waren wir damals auch. Aber da fällt mir gerade ein, daß das ja auch vor fünfzig Jahren war, als wir in den Krieg gegen die Dänen rückten. Und wenn ich an all die Strapazen denke, die dann kamen, könnte ich weinen. Ihr werdet auch noch viel durchmachen müssen. Aber es ist gut, daß Ihr so voll Begeisterung seid." Dabei kullerten ihm die Tränen über die Wangen.

Und dann gingen die ersten fort, um sich bei ihren Regimentern zu stellen. Andere warteten auf ihren Gestellungsbefehl. Mancher von den älteren bedauerte, daß er nicht mitkämpfen durfte. Die Landwehrleute waren rein ungeduldig, weil sie nicht sofort eingezogen wurden. Alle Züge waren mit Soldaten besetzt. Die Bahnwagen hatten sie bekränzt und mit lustigen Zeichnungen und Sprüchen bemalt. Traurige Gesichter sah man nicht, die meisten waren ausgelassen und übervoll von Begeisterung. Nur ab und zu blickte man in ein ernstes Gesicht. Meist waren es wohl Männer, die Weib und Kind in der Heimat zurückließen und voller Sorge in die Zukunft schauten.

Unser Junge fuhr in diesen Tagen auch wieder ab. Die großen Ferien waren zu Ende. Er sprach davon, daß er sich am liebsten freiwillig melden würde, doch ich suchte ihm das auszureden. Er sei mit seinen 17 1/2 Jahren viel zu jung und den Schrecknissen des Krieges noch gar nicht gewachsen. Auch wollte mein Mann ihm dazu nicht die Erlaubnis geben. Ich brachte ihn zum Bahnhof und warnte ihn noch einmal vor dem Abschied ganz ernstlich. Aber ich merkte ihm wohl an, daß er nur halb hinhörte. Vom Zuge aus schrieb er schon einen Brief, in dem er uns noch einmal dringend bat, ihm die Erlaubnis zu geben, sich zum Kriegsdienst zu melden. Wir sollten es ihm doch nicht so schwer machen und ihn nicht zwingen, es gegen unseren Willen zu tun. Er sei doch stark und groß und sähe nicht aus wie ein Siebzehnjähriger.

Aber wir blieben fest, schrieben ihm sofort, daß er das nicht von uns verlangen könnte, er müsse dann schon ohne unsere Erlaubnis gehen, und ob er das wohl vor seinem Gewissen verantworten könne. Darauf kamen Telegramme, drei an einem Tag, und das dritte lautete: "Erlaubnis, sonst ohne Euren Willen."

Da ging mein Mann zu einem Bekannten im Dorf, der auch zwei Söhne Lehrer werden ließ und besprach sich mit ihm darüber. "Wenn es sein fester Wille ist," sagte der ihm, "dann seid nicht dagegen. Meine beiden haben sich auch schon als Kriegsfreiwillige gemeldet. Es ist ja gut, daß sie alle so begeistert sind und das Vaterland retten wollen. Ich glaube nicht, daß der Krieg lange dauert. Wir werden schnell siegen, da kommen die Jungen höchstwahrscheinlich gar nicht mehr ins Feld. Wenn sie ausgebildet sind, wird der Krieg schon lange zu Ende sein." Seine Söhne waren aber fünf Jahre älter und hatten ihre Lehrerprüfung schon gemacht.

So gaben wir schweren Herzens unsere Einwilligung. Wir wollten nicht, daß er mit schuldbeladenem Gewissen dem Tod ins Auge sehen sollte. Er kam als Kriegsfreiwilliger zu einem Infanterieregiment, in dem viele aus unserem Dorfe - auch zwei Vettern von ihm - standen.

Die Bewegung in der frischen Luft brachte wohl Hunger, denn in den ersten Tagen schrieb er schon um ein Paket. Wir ließen ihn nicht darauf warten, aber nach acht Tagen kam es wieder zurück. Die Adresse war nicht richtig gewesen. Bei dem nächsten klappte es besser. Unser Nachbar, von dem ich schon erzählt habe, wurde in diesen Tagen auch als Landwehrmann zu demselben Regiment eingezogen. Er nahm für ihn Lebensmittel und auch Geld mit, obwohl er nicht darum geschrieben hatte. Doch wir wollten ihn jetzt nicht so knapp mit Geld halten. Wer wußte, ob wir ihm noch viel Gutes tun konnten. Darauf schrieb er uns einen rührenden Brief und bat um Verzeihung, weil er sich die Einwilligung ertrotzt habe. Und Geld sollten wir ihm unaufgefordert nicht mehr schicken, er habe doch schon Kostgeld für ein ganzes Vierteljahr und auch Taschengeld bekommen. Er wohne zwar jetzt noch im Gasthof, doch wolle er - wie die meisten Kameraden - von nun an in der Kaserne wohnen, um das Soldatenleben richtig kennenzulernen. Ich aber hatte das Gefühl, als sollte ich ihn niemals wiedersehen und schickte wohl mehr, als er essen konnte. Darauf teilte er uns mit, das er reichlich versorgt sei und ihm die Maden in den Schinken gekommen seien. Wir sollten lieber die Sachen, die wir ihm zugedacht hätten, als Liebesgaben stiften, denn die Truppen im Feld hätten es verdient, daß sie von der Heimat gut unterstützt würden. Das taten wir dann auch.

Schulkinder gingen von Haus zu Haus und sammelten Liebesgaben für die Notleidenden in Ostpreußen, für die Verwundeten in den Lazaretten und die Soldaten an der Front. Alle gaben sie reichlich, keiner wollte zurückstehen. In diesen Tagen standen die Menschen zusammen wie Brüder und Schwestern. Auf dem Bahnhof wurden die Truppentransporte mit Liebesgaben bedacht, und die Soldaten hatten so reichlich, daß sie gar nicht dagegen ankonnten.

Aus unserem Dorf schickten wir einen ganzen Waggon voll mit Bauernleinen, Kleidungsstücken und Lebensmitteln nach Ostpreußen. Mein Schwager fuhr als Begleiter mit, auf das alles seine Richtigkeit bekam. Er brachte schlechte Nachrichten mit. So wie die Leute hier ihr milde Hand auftäten, so würde es da hinten in Ostpreußen wieder verteilt. Leute hätten ihm gesagt, sie müßten alles kaufen und könnten nicht einmal für ihr Geld etwas bekommen. Das enttäuschte uns sehr und machte nicht gebefreudiger.

Einmal bekamen wir im Frauenverein vom Pastor den Auftrag, Kartoffelpuffer für ein Lazarett zu backen. Ich gab mir soviel Mühe, machte ihn recht hart und knusperig, damit er sich mindestens acht Tage halten würde. Ob ihn alle so gemacht haben, weiß ich nicht. Acht Tage später sagte der Pastor, die Pakete seien alle zurückgekommen, weil der Pfannkuchen verdorben wäre. Darüber waren wir sehr ärgerlich, denn wenn er schon verdorben war, brauchte man sich nicht auch noch die Mühe machen, ihn zurückzuschicken.

Unsere Tochter, die noch zur Schule ging und wie die anderen auch von Haus zu Haus zum Sammeln geschickt wurde, kam eines Tages rein außer sich nach Hause. In einer Familie hatte man sie abgewiesen und dazu gesagt: "Die das Sammeln tun, die haben erst einmal gut essen." Durch solche Vorkommnisse und Reden und dadurch, daß der Krieg länger dauerte, als man angenommen hatte, ging später viel von der Begeisterung verloren. Aber es wurde auch immer deutlicher, wie ernst es um Deutschland und damit um uns alle stand, und es waren einsichtige Leute genug da, die zur Einigkeit ermahnten und sagten, daß uns alle die Vorkommnisse nicht lahm machen dürften im festen Zusammenstehen. Besonders waren es auch die Krieger, die aus eigener Erfahrung wußten, was aus uns wurde, wenn der Feind ins Land kam. Für ehrlich denkende Menschen schlugen solche Mahnungen an, und sie blieben während des ganzen Krieges immer in der Überzahl.

Unsere Truppen zogen durch Frankreich und Belgien. Immer und immer wieder läuteten die Kirchenglocken Sieg. Eines Tages ging die Nachricht durch unser Dorf, daß ein Zug mit den ersten Gefangenen durchgefahren komme. Da ließen die Leute alles stehen und liegen und liefen zur Bahn, um die gefangenen Franzosen anzugaffen und hatten ihre Freude daran, wenn sie ein böses Gesicht machten. Ich konnte nicht so sein, da ich an unsere gefangenen Deutschen dachte, die in Feindesland dieselbe Schmach über sich ergehen lassen mußten.

Später haben wir dann die Gefangenen genauer kennengelernt. Fast in jedem Dorf war ein Lager. Die Gefangenen wurden tagsüber bei den Bauern untergebracht, arbeiteten dort mit und suchten dann abends wieder das Lager auf. Sie bewegten sich ganz frei, und es kam selten vor, daß sie einen Fluchtversuch machten. Am liebsten nahmen die Leute Russen, weil sie arbeitsam und bescheiden waren. Franzosen waren nicht so beliebt und Engländer sahen wir überhaupt nicht. Sie taugten wohl auch nicht für die Landarbeit und waren - wie man hörte - recht widerspenstig. Die meisten Russen - es waren auch viele Deutschrussen darunter -, die man bei den Bauern in unserer Gegend untergebracht hatte, waren nette Leute. Man konnte sich nur schlecht mit ihnen verständigen, aber nach einiger Zeit wurde auch das besser. Was sollte man auch mit ihnen reden, mit ihren Gedanken waren sie doch immer in der Heimat.

In unserer Nachbarschaft hatten wir einen Gefangenen aus Litauen, der viel von unserer Sprache verstand. Das war ein besonders treuherziger Mann, und in der Arbeit war er überaus fleißig. Es war seine zweite Stelle, auf der ersten hatte man ihn tüchtig ausgenutzt und ihm nur halbsatt zu essen gegeben. Dafür waren die Leute im Dorf bekannt. Wenn man ihn danach fragte, antwortete er: "Brot wenig, Fleisch gar nicht, Wasser nicht satt." Auf seiner zweiten Stelle hatte er es besser, und dafür arbeitete er, als wenn er es für sich selbst tat. Wenn er lange keine Nachricht von zu Hause hatte, war er ganz zerschlagen vor Traurigkeit und besah sich alle Augenblicke das Bild von seiner Frau und seinem einzigen Kinde. Kam aber dann endlich der ersehnte Brief, dann strahlte er vor Freude und rief einem schon von weitem zu: "Frau geschrieben und alle gesund!" Er selbst gönnte sich nichts, und das wenige Geld, das er verdiente, sparte er noch. Vier Jahre lang verbrachte er in der Gefangenschaft und blieb immer derselbe. Vom Kriege sagte er: "Gemeine Mann keine Schuld, bloß Kanonenfutter, die Herren mit dem dicken Kopf schuld."

Als nun der Krieg zu Ende war und die Gefangenen ausgeliefert wurden, gaben wir ihm für die Reise reichlich Lebensmittel mit. Er war so dankbar dafür, und beim Abschied liefen ihm die Tränen über die Backen. "Ich nicht esse, für Frau und Kind, die haben Hunger." Von seiner Heimat schrieb er noch einen Brief. Viel konnten wir davon nicht lesen, aber soviel war zu entneh-

men, daß er Frau und Kind wieder gesund angetroffen hatte und sich für alles noch einmal bedanken wollte.

Auch ein Franzose arbeitete in unserer Nähe bei einer Kriegerwitwe, die sich auch nicht über ihn zu beklagen hatte. Er fuhr wütend auf, wenn man ihm sagte, Frankreich würde den Krieg verlieren. "Nix Franzos verlieren, Deutsche verlieren," beteuerte er dann aufgeregt. Von Hause bekam er viele Liebesgabenpakete mit Gebäck und Bonbons, davon verteilte er gern unter die Kinder. Wir konnten von den Franzosen nicht verstehen, daß sie so gern gebratene Katzen aßen. Wenn sie eine Katze bekommen konnten, nahmen sie sie mit ins Lager und machten sie für den Sonntag zurecht. Dafür verzichteten sie dann auf die Kost beim Bauern, sparten sich den Gang dahin und blieben im Lager beisammen. Mit den Russen, die doch ihre Verbündeten waren, machten sie im Lager nicht gern gemeinsame Sache; sie waren ihnen wohl zu einfach.

In unserem Gefangenenlager brach Typhus aus, und es starben daran zwei Franzosen und vier Russen.

Eine ganze Reihe aus dem Kirchspiel hatte schon den Heldentod auf dem Felde der Ehre erlitten. Aus unserer nächsten Verwandtschaft war bis dahin noch keiner gefallen; aber das Schicksal traf uns eher, als wir gedacht und an einer Stelle, an der wir es nicht erwartet hatten. Unseren Nachbarn, Vetter meines Mannes, der als Landwehrmann bei den Fünfzehnern stand, sollte es zuerst treffen. Nachdem er ein paar Wochen eingezogen war, kam er ganz unverhofft auf Urlaub, seinen ersten und letzten. Um Mitternacht traf er ein, und am anderen Morgen war er schon früh auf den Beinen bei der Arbeit. So ging es Tag für Tag in den acht Urlaubstagen bis zur Stunde seiner Abreise. Abends ging er noch auf Suche nach einem Knecht und ruhte nicht eher, bis er den richtigen gefunden hatte. Seine beiden Jungen von dreizehn und neun Jahren ermahnte er, der Mutter recht fleißig zu helfen und immer recht artig zu sein. Beim Abschied ließ er uns keinen wehmütigen Blick merken, und wir kamen nicht auf den Einfall, daß er schon ins Feindesland rücken mußte und dies sein letzter

Heimaturlaub sein sollte. Ein paar Tage später schrieb er eine Karte aus Belgien, wohin er als Besatzungssoldat abkommandiert war.

Sie waren ihrer drei aus unserem Dorf. Im März 1915 wurden sie plötzlich an die Front geworfen, und gleich im ersten Gefecht traf ihn ein Bauchschuß. Das haben seine Kameraden noch gesehen. Dann wurden auch sie schwer verwundet und haben sich aus den Augen verloren. Aber sie wurden wieder geheilt und kamen in die Heimat zurück. Von unserem Verwandten konnten wir jedoch nichts erfahren; er wurde als vermißt gemeldet. Wir nahmen die Hiobsbotschaft entgegen, als unsere Nachbarin mit ihrem Ältesten gerade zur Konfirmation war.

Nun hatten wir die schwere Aufgabe, es ihr schonend zu sagen. Sie glaubte ihren Mann in Sicherheit, und dabei zählte er schon zu den Toten. Wir haben ihr nur gesagt, daß er vermißt sei, da wir noch immer die Hoffnung hatten, daß er verwundet in Gefangenschaft geraten sei. Doch bis auf den heutigen Tag ist keine Kunde von ihm an unser Ohr gekommen.

Er war ein treuer, guter Mensch und ein fleißiger Arbeiter, genau wie sein Vater. Dann sind noch viele Hiobsbotschaften über uns gekommen, und manche Lücke klaffte bald im nächsten Verwandtenkreise.

Nach einer achtwöchigen Ausbildung rückte auch unser Sohn ins Feld. Von der Grenzstation Herbestal schickte er uns eine witzige Kartenzeichnung von dem Eisenbahnabteil, das sie in ein Schlafgemach mit vier Stockwerken umgewandelt hatten: Fußboden, Bank, ausgespanntes Zelttuch und Gepäckhalter.

Wir kauften uns eine Kriegskarte, damit wir verfolgen konnten, wo er sich aufhielt. Sie fuhren durch Belgien bis Cambrai und marschierten von da aus an die Front in Nordfrankreich. Nach seiner Ankunft schrieb er uns von dort eine Karte, auf der er mitteilte, daß er viele Landsleute getroffen habe, unter anderen auch seine beiden Namensvettern, die den Feldzug als Reservisten von Anfang an mitgemacht hatten und schon Unteroffiziere waren. Auch sein Korporalschaftsführer war ein guter Bekannter, ein Briefträger von unserem Postamt, und zwei Landsleute aus

Nachbardörfern standen ebenfalls mit in seiner Gruppe. Das war die erste und zugleich die letzte Karte aus Feindesland. Tage vergingen, Wochen vergingen, und wir warteten vergebens auf Nachricht, und je mehr die Zeit verstrich, desto größer wurde unsere Sorge und Unruhe. "Sei doch nicht aufgeregt und so kleingläubig. Dein Junge ist gar nicht mehr in Feindesland, der ist schon wieder in der Heimat." Und als ich aufwachte, wußte ich im ersten Augenblick nicht, ob es Traum oder Wirklichkeit gewesen war. Der große Mann mit dem schwarzen Rock und Zylinder stand mir noch lange deutlich vor Augen. Viele Träume sind nicht danach, daß man sie sich in Wirklichkeit wünscht, doch diesmal hätte ich ihn gern wahr gehabt. Schade, dachte ich, daß Träume nur Schäume sind.

Wieder vergingen ein paar Tage ohne Nachricht. Ich dachte oft an meinen Traum und wollte gern glauben, daß er sich erfüllen möge.

Am Sonntag ging mein Mann zur Kirche und brachte meine Schwester, die auch zum selben Kirchspiel gehörte, zu Besuch mit. Ich vernahm ihre Stimme, als ich hinter der Scheunentür stand, um Holz zu holen und hörte noch, wie sie zur Nachbarin sagte: "Hat man Dir auch erzählt, daß F... (hier meinte sie den Vornamen unseres Jungen) wieder in der Garnison ist?" Ich ließ meinen Korb fallen und griff an mein Herz. "O Gott," kam es laut über meine Lippen, "sollte es wahr sein, was Du mir im Traum offenbart hast?" Dann riß ich die Scheunentür auf und rief meiner Schwester entgegen: "Habe ich nicht verkehrt gehört, ist er wieder in der Heimat?" Und dann erzählte sie mir, was sie wußte. Es wäre gestern ein Verwundeter in Urlaub gekommen und der habe, wie wieder andere erzählten, unseren Sohn getroffen und mit ihm gesprochen.

Wir schickten sofort unsere Tochter mit dem Rade los, damit sie genauere Kundschaft einholte. Sie erfuhr auch den Namen und den Aufenthaltsort des Verwundeten. Meine Schwester und ich setzten uns dann aufs Rad und suchten ihn auf. Und da bekamen wir nun Gewißheit, daß es sich wirklich so verhielt. Er habe ihn aber nur ganz kurz gesprochen, und er sähe sehr elend aus. Ich beratschlagte nun mit meiner Schwester, was zu tun wäre. Sie sagte:

"Fahre jetzt nach Hause und sage Deinem Mann, daß er heute abend zu uns kommt. Dann kann mein Mann morgen früh mit ihm zusammen hinfahren. Ich weiß ja, daß Heinrich es allein nicht gern tut. Fritz dagegen ist Soldat gewesen und weiß besser, an wen er sich wenden muß." Montags früh waren sie schon in der Garnisonstadt und trafen unsern Sohn dort ganz zufällig, als er gerade aus dem Lazarett kam, wo man ihn auf weitere Kriegsverwendungsfähigkeit untersucht hatte. Er war verschüttet gewesen und hatte sich einen Nervenknacks zugezogen, und weil er eine Reihe von Tagen so gut wie nichts essen konnte, war er sehr abgemagert und schwach. Mehrere Male hatte er Ohnmachtsanfälle bekommen. Der Arzt schrieb ihn vorläufig kriegsdienstuntauglich. Und als mein Mann schriftlich erklärt hatte, daß er auf Unterstützung verzichte, stellte man seine baldige Entlassung in Aussicht. Man bewilligte ihm sofort drei Wochen Heimaturlaub. Als dieser abgelaufen war und er sich in der Garnison zurückmeldete, lagen seine Entlassungspapiere schon bereit.

In den Urlaubstagen war er sehr wortkarg. Wer ihn früher gesehen hatte, kannte ihn kaum wieder, so abgemagert sah er aus. Des Nachts hatte er schwere Träume, sprang aus dem Bett und lief wie von Sinnen durchs Haus. Doch tagsüber war er ganz ruhig. Dann kam der Appetit wieder und wurde so groß, daß ich Angst bekam und ihm die Schüsseln vom Tisch genommen habe. Seine Nerven wurden danach wieder stärker und nach weiteren drei Wochen hatte er sich soweit erholt, daß er die Schule wieder besuchen konnte. Seine Pensionsmutter, der ich ihn besonders anvertraute, schrieb aber, daß er von Zeit zu Zeit immer noch schwere Träume habe.

Was helfen alle schweren Sorgen! Wenn man doch in allen Lebenslagen für keinen Augenblick vergessen würde, Gott zu vertrauen! Gewiß, nicht immer entscheidet er nach unseren Wünschen und Bitten; aber sie sind ja auch nicht immer richtig, taugen oft nicht einmal für uns, obwohl wir es im Augenblick anders meinen. Ist es da nicht das beste, daß man sich ganz bedingungslos in seine Hand gibt?

Auf dem Kriegsschauplatz im Osten sollte sich auch bald das Blatt wenden. Unser greiser Feldmarschall Hindenburg erfocht dort einen

glänzenden Sieg nach dem anderen und befreite das schwer bedrängte Ostpreußen von den Russen. Viele Gefangene und viel Beute machte er, das ging in die Hunderttausende. So häufig hatten die Siegesglocken noch nie geklungen, und die Menschen waren begeistert. Das war ein Jubel in allen Herzen, daß er den Flüchtlingen im Osten die Heimat gerettet hatte. Der Lehrer und die Schulkinder zogen mit Musik und Fahnen durchs Dorf. Der Pastor hielt einen Dankgottesdienst ab. Aber in all diese Siegesfreude fielen immer auch bittere Tropfen, denn kurze Zeit nach den Siegesmeldungen kamen die Trauerbotschaften: gefallen, verwundet, vermißt, gefangen. Sie füllten manches Frauen-, Kinder- und Elternherz mit lauter Kummer. So kam es mit der Zeit, daß selbst die größten Siegesmeldungen nicht mehr mit der Begeisterung aufgenommen wurden, wie das zuerst gewesen war. Die Menschen spürten, daß sie Gott in ein strenges Gericht nahm und eine ernste Sprache mit ihnen führte. Und wenn die Kirchenglocken nun Sieg läuteten. klangen sie feierlich ernst, für manchen sogar streng und strafend. Man stellte dann das Läuten immer mehr ein und sprach vom wilden Siegesläuten. Nur bei ganz großen Siegen erklangen sie über das Land.

In der ersten Zeit ging der Pastor in jedes Trauerhaus, um den Angehörigen ein Trostwort zu spenden. Und er war ein Mann, der wohl das richtige Wort für jeden fand. Schließlich waren es aber so viele, daß er nicht mehr durchkam, dazu war seine Gemeinde zu groß und die Wege zu weit. Er hatte sechs Gemeinden zu betreuen. Schließlich können es auch die stärksten Nerven eines Pfarrers nicht mehr ab, immer nur tiefstes Herzeleid anzusehen. Ja, wenn er in jedem Falle hätte helfen können, dann möchte es schon eher angehen. Er stellte seine Gänge in die Häuser darum ein und hielt dafür Trauergottesdienste für die Gefallenen ab. Oft waren es mehrere Namen, die er sonntags von der Kanzel verlesen mußte. Zum Schluß ließ er die Verse singen:

"Warum soll ich mich denn grämen? Hab ich doch Christum noch. Wer will mir den nehmen? Wer will mir den Himmel rauben, den mir schon Gottes Sohn beigelegt im Glauben. Gut und Blut, Leib, Seel und Leben ist nicht mein, Gott allein ist es, der's gegeben. Will er's wieder zu sich kehren, Nehm er's hin; ich will ihn dennoch fröhlich ehren.

Kann uns doch kein Tod nicht töten, sondern reißt unsern Geist aus vielen tausend Nöten, Schließ das Tor der bittern Leiden und macht Bahn, da man kann gehn zu Himmelsfreuden.

Herr, mein Hirt, Brunn aller Freuden, Du bist mein, ich bin Dein, niemand kann uns scheiden. Ich bin Dein, weil Du Dein Leben und Dein Blut mir zugut in den Tod gegeben."

Das Vaterland forderte aber nicht nur Blut, sondern auch Gut. Kriegsanleihen wurden ausgeschrieben, und es wurde in der Zeitung, in der Schule und von der Kanzel dafür geworben. Bei der ersten Zeichnung konnten nur größere Stücke gezeichnet werden, so daß der kleine Mann gar nicht in Frage kam. Das gab böses Blut und viele sagten: "Das ist nur für die Reichen, die kriegen für ihr Geld 5 %, und wir bringen es zur Sparkasse für 3 bis 3 1/2 %." Doch das war bei der zweiten Kriegsanleihe - wenn ich mich recht entsinnen kann - schon geändert worden. Später konnten selbst die kleinsten Beträge gezeichnet werden. Der Staat war da wohl auch schon auf den kleinen Sparer angewiesen, sollten doch Milliardenbeträge zusammenkommen, so daß jeder sein Schärflein beisteuern mußte. Die, die zu Anfang gemurrt hatten, daß sie nicht zeichnen konnten, waren bald ängstlich, daß die Anleihen nicht sicher genug waren. Auch zu den Sparkassen hatten sie kein Vertrauen mehr, brachten keinen Spargroschen mehr hin oder hoben sogar ihr Geld ab. Sie versteckten es dann im Bettstroh, im Strumpf oder sonstwo, und ganz ängstliche Gemüter mögen es auch - wie in früheren Kriegsjahren - in Töpfen vergraben haben. Je mehr die Behörden in Wort und Schrift dagegen angingen, desto weniger glaubte man ihnen.

Aber trotzdem - alle Kriegsanleihen hatten bis zum Schluß einen recht guten Zeichnungserfolg. Ein Beispiel dafür, daß immer noch der größte Teil des Volkes wußte, welche Pflichten man dem Vaterland gegenüber hatte.

Gehamstert wurde vor allem Gold, dann auch Silber, Nickel und Kupfer. Und gerade das Gold hatte unser Vaterland nötig, um vom Ausland Rohstoffe kaufen zu können, die so nötig waren zur Herstellung von Munition.

"Das Gold gehört dem Vaterlande! Wer es nicht hergibt, versündigt sich und macht sich mitschuldig, wenn wir den Krieg verlieren!" So wurde es den Kindern in der Schule gesagt und uns Alten von der Kanzel herunter gepredigt. Wer ein Gewissen hatte, gab es auch hin. Die meisten sahen ein, daß sie ihr Herz nicht an den Mammon hängen durften, wenn unsere Soldaten ihr Blut hergaben. Und wenn sich wirklich mal einer nicht von dem letzten Goldstück trennen konnte, dann hat er wohl dabei den Gedanken gehabt, es für alle Fälle für etwaige schwere Notzeiten zurückzulegen. Dann war er aber schamhaft genug, nicht zu sagen, daß er es verbarg. Schwere Vorwürfe hat sich der Bauernstand später gefallen lassen müssen. Doch davon werde ich noch erzählen. Jetzt nur dies: Wenn der Bauer sich wirklich in den Kriegsjahren hätte bereichern können, dann hätte er doch die kommenden Notjahre besser ertragen müssen. Daß er nicht mit leeren Taschen dasteht wie der Arbeitslose, liegt daran, daß er Besitz hat, der oft durch Generationen mühsam erspart oder durch schwere Zeiten hindurch gerettet ist. Wie mancher hat aber diesen Besitz ganz verloren und wie viele haben ihn so belasten müssen, daß die nächste Generation nur durch harte Arbeit ihn für die übernächste erhalten konnte.

Bei uns ging der Gemeindevorstand zuletzt von Haus zu Haus und forderte die Leute auf, das letzte Geld herauszurücken und es dem Vaterlande zu geben. Durch Handschlag mußte jeder versichern, daß er nichts mehr besaß. Hatte einer noch Goldstücke, dann gab er sie nun hin, wollte er doch nicht sein Gewissen mit einem Meineid beflecken! Aber nach meiner Meinung wurde dabei von den Behörden ein großer Fehler gemacht. Als trotz der vielen Aufrufe das Gold nicht restlos zurückfloß, versuchte man es mit allen möglichen Mitteln, räumte den Säumigen Vorteile ein und stieß damit alle Getreuen vor den Kopf, so daß sie später auch zurückhaltender wurden. Wenn zum Beispiel einer ein Zwanzigmark-

stück aus Gold ans Regiment schickte, bekam der Angehörige so und so viele Tage Urlaub dafür. Das war bitter für alle die, die ihr Gold sofort abgeliefert hatten und für solche, die niemals etwas davon besessen hatten. Was da an Gold gewonnen wurde, ging doppelt und dreifach an Treue verloren.

Da unsere Feinde Deutschland von allen Zufuhren abzusperren versuchten, wurden die Lebensmittel in den Städten knapper und knapper. Der Bauer hatte davon den Vorteil, daß seine Waren immer höher im Preise stiegen. Doch muß man auch bedenken, daß wir nicht mehr soviel erzeugen konnten, weil es uns an Düngemitteln, Arbeitskräften und an Futterschrot für die Schweinemast fehlte. Die jungen Arbeitskräfte standen im Heer, die Arbeit blieb für die Alten, Frauen und Kinder. Daß da der Boden nicht so ausgenutzt werden konnte wie in Friedenszeiten, kann sich jeder leicht denken. Vor allem ging in meiner Heimat die Schweinemast zurück, auf die die Leute am meisten angewiesen waren.

Jedenfalls mit dem Reichtumsammeln war es nicht so, wie es sich mancher in der Stadt vorgestellt hat. Und der Städter sollte doch auch nicht vergessen, daß er in jenen Tagen viel, viel höheren Arbeitslohn bekommen hat. Zu uns kamen viele Leute aus dem Industriegebiet, und wir haben es wohl erfahren, was für Stundenlöhne dort in den Munitionsfabriken gezahlt wurden. Da bekamen jugendliche Arbeiter Lohnsätze, für die bei uns - obwohl es der Landwirtschaft nicht schlecht ging - gern ältere Leute gearbeitet hätten. Wenn der Bauer sich seine Sachen manchmal überzahlen ließ, so nur darum, weil er sehen mußte, wie mit dem Geld geaast wurde. Der große Vorteil für den Bauern lag darin, daß er noch immer reichlich zu essen hatte, weil er an der Quelle saß. Und darauf sahen alle mit Neid.

Dann kam jedoch bald die Zwangswirtschaft. Erst konnte man freiwillig Getreide, Vieh und Räucherwaren usw. abliefern. Als das
aber nicht mehr zog, wurde das Abliefern zum Gesetz erhoben.
Überflüssiges hatten da die Leute nicht mehr, der Bauer mußte
sich selbst an allen Ecken und Kanten bescheiden, selbst im Essen und Trinken. Und wer weiß, wie einfach der Bauer selbst in
guten Zeiten gelebt hat, kann sich denken, wie es jetzt um ihn
stand. Dazu kam die harte Landarbeit.

Mein Mann hatte zuerst den Acker von drei Kriegerfamilien mit zu betreuen, dann waren es schließlich fünf. Er tat es, ohne zu murren, nie wurde es ihm zuviel. Er sorgte dafür, daß sie ihren Acker bestellt bekamen und stand ihnen mit Rat und Tat zur Seite. Aber dann kam die sechste Kriegerfrau und zeigte uns eine Aufforderung vom Amt, nach der wir ihr helfen mußten. Es war mitten in der Heuernte, und wir hatten uns schon so abgearbeitet, daß wir beide uns nicht mehr wohlfühlten. Ich hatte solche Rückenschmerzen, daß ich nicht mehr gerade gehen konnte. Wir Frauen mußten jede Männerarbeit tun, pflügen und mähen. Von dieser Frau wußten wir, daß sie sich noch nicht überanstrengt hatte. Darum sagten wir zu ihr: "Es geht nicht an, daß wir Deine Arbeiten auch noch mit übernehmen. Du hast doch einen Schwager, der noch keine Verpflichtung übernommen hat." Darauf bekamen wir die Antwort: "Der kommt für mich nicht in Betracht. Ihr seht, ich habe vom Amt die Bescheinigung, daß Ihr mir helfen müßt." So ging das nicht weiter. Ich ließ mich vom Arzt untersuchen. Der schrieb mir ein Zeugnis aus, daß ich fast arbeitsunfähig sei und daß ich nur noch leichte Arbeiten verrichten dürfe. Als ich mit diesem Zeugnis beim Amt Einspruch erhob, bekam ich mein Recht. Nicht nur jene Frau, sondern auch die letzten zwei wurden unter andere Obhut gestellt. Daß solche Überforderungen für den Bauern eine harte Nuß waren, wird man verstehen können. Es war nicht immer leicht für ihn, ein guter Patriot zu bleiben. Die Lebensmittel abgeben und selbst nicht satt zu sein, das wollte in keinen Bauernschädel hinein. Da verließen ihn oft Treu und Redlichkeit, und er handelte gegen die Gesetze der Obrigkeit.

Selbst Saatgut wurde so knapp zugeteilt, daß man damit seinen Acker nicht ausreichend bestellen konnte. Ich glaube, wenn der Bauer nicht oft gegen den "grünen Tisch" gehandelt hätte, wäre es noch schlimmer gekommen, als es ohnehin schon war. Korn und Kartoffeln für das Vieh zu füttern, wurde als größte Sünde angesehen. Nun, hätten wir uns nicht versündigt, wären unsere

Ställe leer gewesen. Fleisch, Eier und Fett hätte man bald in Deutschland überhaupt nicht mehr gekannt.

Da rettete sich nun jeder so gut er konnte. Weil eine scharfe Kontrolle war, mußte man Korn und Kartoffeln, selbst Vieh verstecken. Doch die Beamten kamen bald auf die Schliche, fanden manches versteckte Lager und beschlagnahmten es. Wieviel böses Blut setzte das! Wieviel unnütze Arbeit mußte geleistet werden, um die Sachen in Sicherheit zu bringen! Wir rissen zum Beispiel die Pflasterung in unseren Ställen auf, machten darunter Gruben, um darin die Kartoffeln zu verbergen.

Die Kartoffeln ließen sich am schlechtesten verstecken, weil sie so leicht erfrieren. Auf dem Boden unter Heu und Stroh waren sie vor Frost nicht sicher; man mußte sie dann schon in der Nähe des Schornsteines aufbewahren. Doch diese Verstecke waren bald bekannt und nicht mehr sicher genug. Korn wurde auch wohl ins Kaff gestreut, oder man packte das Getreide ungedroschen zwischen Strohhaufen.

Die Kühe wurden nachgemolken, wenn man nach Meinung der Behörde zu wenig Milch lieferte. Aber viel Erfolg hatte das beispielsweise bei uns nicht. Wir brauchten nur mit einem Eimer oder an dem großen Topf zu hantieren, in dem wir das Rauhfutter für die Schweine kochten, dann wurden unsere Kühe unruhig und gaben nur wenig Milch her.

Weil die Milchkühe kein Mehl mehr bekommen konnten, gaben wir ihnen nämlich zu der Tränke gekochtes Rauhfutter, worauf sie stark verstellt waren, so daß sie die Milch aufhielten, wenn sich nur einer am Schweinetopf sehen ließ. So hatte das Probemelken bei uns recht wenig Erfolg. Man konnte im Gegenteil nur feststellen, daß wir reichlich ablieferten.

Aber wenn man Milch hat, ist noch nicht ohne weiteres die Butter da. Zentrifuge und Butterfaß waren plombiert; wir mußten die Milch wieder in Setten stehen lassen, damit sich der Rahm absetzte und uns mit der alten Butterkarre behelfen, die wir in früheren Jahren einmal benutzt hatten, als man die neueren Buttermaschinen noch nicht kannte. Es war ein Glück, daß wir sie

noch nicht zu Kleinholz geschlagen hatten. Das war schon lange vorgesehen gewesen, sie stand bereits im Holzschuppen und hatte darauf gewartet.

Wenn man sich nun auch Korn glücklich beiseite gebracht hatte, blieb doch die Sorge, wie man es zu Mehl kriegte. Gerade die Mühle stand unter strenger Kontrolle, und die Wagen wurden oft auf der Hin- und Rückfahrt revidiert. Man lebte in ständiger Angst, wenn der Wagen zur Mühle unterwegs war. Und hatte man glücklich mit dem Mehl das Haus erreicht, dann mußte man beratschlagen, wo man es wohl sicher vor dem Gendarmen, den Mäusen und der Feuchtigkeit aufbewahren könne.

Meinem Mann war dieses Geheimtuen so zuwider, daß er selbst nicht mehr fahren wollte. Gute Bekannte, die sich besser darauf verstanden, haben uns anfangs Korn mitgenommen. Dann kauften wir uns aber bald eine große Kaffeemühle, wie man sie wohl in Gasthöfen hatte und zerkleinerten an einem geheimen Ort mühselig unseren Bedarf. Das gab zwar grobes Brot, doch waren wir froh, daß wir unserem Magen etwas bieten konnten.

Auch an Fett und Fleisch hatten wir Mangel. Da waren diejenigen besser dran, die selbst ein Tier abschlachten mochten; aber mein Mann konnte ja kein Blut sehen, und darum waren wir auf fremde Hilfe angewiesen. Man mußte immer in Angst sein, daß man verraten wurde. Es geschah darum nachts, und das Haus wurde mit Wachen umstellt.

So konnte sich der Bauer trotz der scharfen Gesetze und Kontrollen helfen; hungern, wie so mancher Städter, brauchte er nicht.

Das muß wohl schlimm gewesen sein, wie die armen Menschen erzählten, die nun aufs Land kamen, um sich Lebensmittel zu hamstern. Diese Hamsterer, wie man sie allgemein nannte, mußten sehr auf der Hut sein; denn, faßte sie der Gendarm, so wurden ihre Sachen beschlagnahmt. Was für Verstecke haben sich die Menschen da nur ausgedacht, um die Hamsterware glücklich über den Weg zu bringen! Frauen stopften sie in die Strümpfe, unter die Unterhose oder in Taschen, die sie unter dem Kleide angebracht hatten. Oft wurde auch eine Bluse damit ausgefüllt, so daß die Betreffenden recht vollbrüstig aussahen. Das waren alles

Stellen, die ein Gendarm schlecht untersuchen konnte, zumindest nicht auf offener Straße. Und hätte er sich mit einer aufgehalten, dann wären inzwischen andere und vielleicht größere Sünder entwischt.

Es gab einige, die aus der Hamsterei ein Gewerbe machten und die Sachen in der Stadt für schweres Geld wieder verkauften. Auf diese hatten es die Gendarmen mit Recht besonders abgesehen, während sie bei anderen, wenn es in Grenzen blieb, sicher ein Auge zudrückten. Sie waren ja auch Menschen und wußten aus eigener Erfahrung, wie es stand, und vor allem mußten sie selbst hamstern, wenn sie nicht Hunger leiden wollten. Es gab auch genug Richter, die aus Befangenheit ablehnten, über einen Hamsterer ein Urteil zu sprechen.

Für uns Bauern war die Hamsterei eine große Landplage. Wir selbst hatten genug zu tun, für den eigenen Hals zu sorgen, und nun kamen täglich einige Dutzend Menschen und mehr, die glaubten, bei uns sei noch alles reichlich zu haben. Schickte man viele mit leeren Händen wieder fort, da man sie doch unmöglich alle zufriedenstellen konnte, so bekam man oft manches grobe Wort zu hören. Der Bauer hat sich bei dieser Hamsterei nur den Haß der Städter zugezogen, obwohl sie ihm eigentlich Freunde hätten einbringen müssen. Dieser Haß war vereinzelt so groß, daß man ihm die Häuser über dem Kopf angezündet hat.

Und was machte man uns zum Vorwurf? Nun, daß wir schließlich auch nach dem Sprichwort "Eine Hand wäscht die andere" handelten. Der Städter besaß Dinge, die uns auf dem Dorfe bitter fehlten. Da war es ganz natürlich, daß wir zuerst die berücksichtigten, mit denen wir ein Tauschgeschäft machen konnten. Mein Mann zum Beispiel war ein starker Priemer, und Priem konnten wir im Dorf schlecht auftreiben, weil es dafür viele Liebhaber gab. Ist es verwunderlich, daß er solche Hamsterer bevorzugte, die ihm Tabak besorgen konnten?

Bei uns kamen meist Leute aus dem westfälischen Industriegebiet. Dort verdienten sie, wenn sie nur arbeiten wollten, in der Kriegs-industrie sehr viel Geld. Das wußten wir aus ihrem eigenen Munde, und darum konnten sie es uns auch nicht verübeln, wenn wir

uns unsere Sachen entsprechend bezahlen ließen; denn viel war es ja auch nicht, was wir unter der Hand verkaufen konnten.

Auch das hat man dem Bauern zum Vorwurf gemacht, und ganz und gar zu Unrecht. Ging er zum Handwerker oder zum Kaufmann, dann mußte er ebenfalls die Sachen mit dem Vielfachen des Friedenspreises bezahlen. Wie hoch standen zum Beispiel die Preise für Düngemittel und Maschinen! Auf den Bauern aber schimpfte man, wenn er sich seine Produkte bezahlen ließ, und der Fabrikant und Kaufmann konnte wuchern und erntete dafür nur halb soviel Schande.

Sollte man meinen, daß ich für mich selbst Partei ergreife, so möchte ich nur eine Frage stellen, die in diese Sache wohl das rechte Licht wirft: Wo waren die Kriegsgewinnler und Schieber? Ich kenne keinen Bauern, der sich während der Kriegszeit große Reichtümer erworben hat. Was er damals allen vorweg hatte, war, daß er das unbedingt zum Leben Notwendige, die Lebensmittel, besaß. Und die standen damals hoch im Kurs, weil der Hunger durchs Land ging. Heute, wo sie wieder reichlich sind, lenkt man seinen Blick auf andere Dinge.

Der Bauer hat immer Mitleid mit den Leuten gehabt, die oft tagelang durch die Dörfer zogen, um sich vor dem Hunger zu retten. Und wenn arme Menschen kamen, tat er seine mildtätige Hand auf und hielt die andere nicht hin, um Geld zu raffen. Aber mit dicken Würsten, mit Speckseiten, Butter und Eiern konnte er auch nicht um sich schmeißen, das waren seltene Dinge geworden, von denen er selbst nicht reichlich besaß. Er brauchte sie auch zum Tausch gegen Kleidung, Tabak, Gummibereifung für die Fahr-räder usw. Sah ein Hamsterer zufällig eine Einschlachtung, dann hielt er den Bauern für hartherzig, wenn er nichts davon bekommen konnte.

In meiner Heimat hatte man noch keine besonderen Räucherkammern. Man räucherte noch am "Wiemen", das ist der Teil unter dem Boden, der dem Flett, auf dem der Herd steht, am nächsten ist. Der Rauch zog nicht in den Schornstein, sondern frei hinaus auf die Diele. Kurz vor dem Kriege war es aber schon polizeiliche Vorschrift, daß die Häuser Schornsteine haben mußten.

Wenn die Leute räuchern mußten, zogen sie einfach das Rohr aus dem Schornstein und ließen den Rauch wie vordem auf die Diele. Es stand ja nicht immer ein Polizist dabei; auch drückte die Behörde ein Auge zu; denn sie weiß, daß der Bauer gegen alle Neuerungen mißtrauisch ist und sich nur langsam daran gewöhnt, auch wenn er ihren Wert erkannt hatte.

Wenn nun ein Hamsterer in die falsche Tür hereinkam, nämlich in die Dielentür, die man in dieser Zeit nach Möglichkeit verschlossen hielt, so geriet er natürlich mächtig ins Staunen, wenn er die so begehrten fetten Sachen hängen sah. Aber so ein Städter, der alles viertel-, halb- oder pfundweise einkauft, macht sich ja keinen Begriff davon, wieviel Fleisch eine Familie im Jahr verzehrt.

Wer dies liest und noch immer böse darauf ist, daß er einmal beim Anblick eines vollen Wiems abgewiesen wurde, mag einmal ausrechnen, wieviel Fleisch er so nach und nach im Jahr einkauft und wieviel Schweine das ausmacht. Und er mag auch bedenken, daß der Bauer ein ganzes Jahr von seinen Vorräten leben muß.

Immerhin hat der Bauer die Kriegszeit mit den Hungerjahren besser überstanden als der Städter. Und daß er das einsah und zum Helfen bereit war, hat er durch die Tat bewiesen. Als man ihn aufrief, arme, unterernährte Kinder aufzunehmen, da war er ohne weiteres dazu bereit. Ich kann da keine Zahlen nennen, aber es ist wohl allgemein bekannt geworden, daß der Bauernstand große Scharen von Kindern jahrelang, auch noch in der Nachkriegszeit aufgenommen hat. Und es war nicht immer eine leichte Aufgabe, so ein fremdes Kind zu betreuen. Oft waren recht ungezogene Kinder darunter oder solche, die sich in die bäuerlichen Verhältnisse nicht schicken konnten.

Die Eltern dieser Kinder kamen häufig zu Besuch, obwohl ihnen das untersagt war. Dann konnten wir am Sonntag, wenn wir ruhen wollten, uns mit dem Besuch abgeben und ihm den Tisch decken. Und damit nicht genug. Meistens wollte man auch noch die leeren Hamstertaschen umsonst gefüllt mit nach Hause zurückbringen.

Wir bekamen einen recht netten und anstelligen Jungen, und als die Wochen herum waren, bat er, wir möchten ihn doch behalten, er hätte keine Lust, nach Hause zurückzufahren. Und weil wir uns schon an ihn gewöhnt hatten, waren wir ihm zu Willen. Er ist dann bei uns groß geworden und hat sich so in die Landwirtschaft eingearbeitet, daß er auch noch nach der Schulentlassung in unserem Dorfe blieb, wo wir ihm eine gute Stelle als Knecht vermitteln konnten.

In späteren Jahren habe ich einmal Gelegenheit gehabt, die Gegend der Hamsterer und die unseres Pflegejungen kennenzulernen, als mein Sohn dort eine Stelle als Lehrer in einer größeren Industriestadt bekam. Ich kam in jenen Tagen auch viel in die Umgegend und war anfangs erstaunt, daß dort noch so viele Höfe liegen. Ich fragte mich, warum die Leute ausgerechnet in die äußerste Ecke Westfalens zum Hamstern kamen, wo doch hier selbst Landwirtschaft genug war. Nun, ich habe mir die Frage bald selbst beantworten können, nachdem ich die Gegend genauer kennengelernt und gesehen hatte, wie sich Stadt an Stadt dort aneinanderreihte. Damals habe ich mir auch ein Bergwerk angesehen und die Bergleute bedauert, die dort in der dunklen Tiefe der Erde ihre schwere und gefahrvolle Arbeit tun müssen. Da habe ich gedacht, daß unsere Arbeit doch angenehmer ist, weil wir frische Luft haben und nicht immer so von Gefahren umgeben sind. Dafür wollen wir gern länger am Tage arbeiten als der Bergmann. Dort war ich auch auf manchem Friedhof und stand vor manchem Massengrab, das an große Grubenunglücke erinnerte. Ich sah die mächtigen Schornsteine, aus denen viel dicker Dampf qualmte. Ich habe mir gedacht, daß hier der künstliche Dünger hergestellt wird, den wir doch in den letzten Jahren so schätzen gelernt hat-

Ich besuchte auch unseren Pflegesohn, der jetzt auf der Zeche arbeitete. Auf dem Weg dahin kam ich durch einen Buchenwald. Aber wie anders als bei uns sahen die Bäume dort doch aus! Der viele Kohledampf und -staub, der von den benachbarten Zechen kam, gab ihnen einen schwarzen Anstrich. Von frischer Waldesluft wie bei uns war hier wenig zu verspüren. Und doch soll es hier - wie man mir erzählte - nur wenig Lungenkranke geben.

In einigen Arbeitervierteln sah es sehr dreckig aus. Die Gärten waren nicht bearbeitet, und die Menschen liefen in Lumpen herum. Ich habe mir gedacht, daß es dort viel arbeitsscheue Frauen gibt; denn die Kleider ihrer Kinder, ihrer Männer und ihre eigene könnten sie wenigstens flicken und sauberhalten. Von dieser Sorte haben wir in der Hamsterzeit auch welche gesehen. Sie gerade waren die Frechsten und hatten das größte Mundwerk. Doch es gab auch Arbeiterhäuser mit schönen Gärten, und die Frauen, die ich darin arbeiten sah, waren sauber und ordentlich gekleidet.

Es war ein regnerischer Sonntag im Sommer 1918. Ich saß in der Stube am Fenster und schaute ins Wetter. Die Sonne neigte sich zum Untergang und verschleierte sich blutrot hinter einer Wolke, die der Wind in Fetzen durcheinanderwirbelte. Und während ich diesem Spiel verträumt zuschaute, formte sich vor meinen Augen ein seltsames Bild.

Es entstand eine weite Stirn, dann Nase, Mund und Kinn, zuletzt bildeten sich auch noch die Augen. Mit einem Male stutzte ich: Ich erkannte in dem Wolkenbild das strenge, ernste Antlitz unseres Kaisers.

"Wie kann das möglich sein!" dachte ich, "träumst Du das alles zusammen, oder ist das wirklich so?" Da hörte ich, daß unser Pflegejunge im Flett war. Ich rief ihn herbei und sagte zu ihm: "Heini, guck mal in die Sonne! Was siehst Du darin?" "O Tante," rief er, "das ist doch genau das Bild vom Kaiser!" Da wußte ich, daß sich meine Augen nicht getäuscht hatten. Bald kam eine dicke, schwarze Wolke auf, verwischte das Bild und begrub die Sonne. Und dann regnete es in Strömen vom Himmel, so stark wie seit langem nicht mehr.

Ich wurde das Bild nicht wieder los. Immer schaute mich der Kaiser ernst und traurig an, und ich mußte denken, was das wohl zu bedeuten habe. Sogar abends im Bette quälten mich noch die Gedanken, und ich konnte nicht einschlafen. Um Mitternacht ergriff mich eine innerliche Angst. Ungewollt kam mir die Deutung des Traumes: Der Regen, der aus den Wolken floß und das traurige Gesicht des Kaisers verwischte, bedeutete Tränen, die über Deutsch-

land kommen. Ich konnte mich nicht mehr halten, ich mußte meinen Mann wecken und ihm alles erzählen. Er hörte es sich geduldig an und sagte dann in seiner kurzen Art: "Frau, Du phantasierst."

Auch andere, denen ich dann davon erzählte, schenkten mir keinen Glauben, und ich behielt es für mich, um nicht ins Gespött der Leute zu kommen. Ja, ich wäre wohl selbst kleingläubig geworden, wenn mein Pflegesohn es mir nicht bestätigt hätte. Was soll ich nun heute sagen? War alles nur Träumerei oder Zufall? Ich lasse es dabei. Es gibt viele Dinge zwischen Himmel und Erde, die wir nicht wissen können. Und dann kamen die Revolution und die Waffenstillstandsverhandlungen.

Wer wünschte nicht, daß das Morden ein Ende nahm und die Feldgrauen nicht noch einen fünften Winter im Schützengraben verbringen sollten. Das wollte keinem Ehrlichdenkenden in den Sinn. Fast schien es so, als ob die Menschen von Sinnen gekommen wären. Es wurde gejubelt wie zu Kriegsbeginn und getanzt, als wenn man darin in den vier Jahren das Wichtigste versäumt hätte. Ich dachte mir, so haben die Kinder Israels es auch einmal gemacht.

Die heimkehrenden Krieger waren meistens still, ganz abgestumpft oder gar verbittert. Wenige von ihnen gingen in die Kirche. Vom Krieg wollten sie nichts mehr hören. Und selbst erzählen mochten sie erst recht nicht davon. Wie mag ihnen auch zu Mute gewesen sein, als sie nun nach so langem und treuem Aushalten doch noch als die Geschlagenen zurückkehren mußten!

Doch nur allzu schnell vergaßen wir, was über unser Volk hereingebrochen war. Die Revolution brachte uns von dem Gedanken an den verlorenen Krieg ab. Und was sie an Umwälzungen im Innern brachte, dieses wog bei vielen die erlittene Schmach auf.

Durch einen Werkmeister aus Bremen, der uns durch die Heirat mit einem Mädel aus unserer Nachbarschaft bekanntgeworden war, hörte ich Näheres über den ersten Reichspräsidenten Ebert. Er wollte mich überzeugen, daß Ebert ein lieber Mensch wäre. Er habe viel in seiner Gastwirtschaft verkehrt und sei mit ihm

gut Freund geworden. Jetzt würde die Arbeiterregierung mehr Verständnis für das einfache Volk haben als die Adeligen.

Später traf ich dann auf einer Silberhochzeitsfeier eines Verwandten, der in Erbpacht saß, einen Freiherrn Maler, der später durch Selbstmord geendet, und Freiherrn von der Horst, mit denen ich mächtig in Politik kam. Letzterer sagte etwa zum Schluß unserer Aussprache: "Hätten wir uns vor dem Kriege so mit dem Arbeiter unterhalten, wie ich es jetzt mit Ihnen tue, so bin ich fest davon überzeugt, daß das deutsche Volk treuer zu uns gestanden hätte. Doch wählen Sie deutschnational, wir werden sicher das nachholen, was wir versäumt haben."

Aber viele Bauern gingen doch zur Sozialdemokratie über. Wenn man von früheren verlorenen Kriegen liest, so weiß man, daß das Volk immer treu blieb im Vertrauen auf Gott und auf den Tag der Befreiung hoffte. Jetzt rühmten sich viele des Unglaubens und machten den lächerlich, der noch von Gott und seinem Volke sprach.

Aber nur wer Gott vertraut, hat wohl gebaut im Himmel und auf Erden!

Im Kriegsjahr 1916 hatte unser Junge im Oktober sein erstes Lehrerexamen bestanden. Man hatte sie ein halbes Jahr früher zur Prüfung zugelassen, weil es überall an Lehrern fehlte. So war er denn schon zwei Monate vor seinem zwanzigsten Lebensjahre Lehrer in einem schönen Bauerndorfe in der Nähe seiner Seminarstadt, etwa sechs Kilometer davon entfernt. Sein Seminardirektor, der dort zugleich Kreisschulrat war, konnte ihn noch weiter in seine Obhut nehmen.

Wie war ich froh, daß er nun doch sein Ziel erreicht hatte! Wie manche sorgenvolle Stunden hatte ich mir um ihn gemacht, zuerst um sein Fortkommen und dann um seine Krankheit. Gut, daß wir ihn mit Lebensmitteln unterstützen konnten, als die knappe Zeit hereinbrach. Er wuchs nämlich schnell hoch, und die Krankheit hätte sich in der Entwicklungszeit fürs ganze Leben einnisten können.

Sorge machte uns auch das Geld. Obwohl wir in der Kriegszeit unsere Produkte gut bezahlt bekamen, sah es manchmal recht trübe um uns aus. Wir hatten in all den Jahren viel Unglück mit dem Vieh, Ferkel bekamen wir nicht einmal für unseren eigenen Bedarf hoch. Doch die Sorgen waren wieder unnütz, denn es war immer noch Geld genug da, so daß wir unsere Besitzung nicht zu belasten brauchten.

Aber daß es schwer ist für einen Bauern, seine Kinder in der Stadt studieren zu lassen, das haben wir bitter erfahren müssen. Es kostet nicht nur einen Haufen Geld, sondern auch viel Überwindung. Viel zu früh muß man sich von seinem Kinde trennen und weiß nicht, ob es sich zum Guten oder zum Bösen entwickelt. Von Jahr zu Jahr wird man sich fremder. Da gibt es nur einen Weg: Sein Kind in Gottes Hände zu befehlen, weil die eigenen nicht soweit reichen.

Unser Sohn mußte die Stelle schon einige Tage nach der Prüfung antreten. Vater und Tochter fuhren mit und kauften für ihn eine Wohn- und Schlafzimmereinrichtung, damit er seine Junggesellendienstwohnung ausstatten konnte. Außerdem gab ihm mein Mann 500 Mark bares Geld zum Anfangen. Er sollte nicht mit leeren Taschen dastehen, um nicht von der Hand in den Mund leben zu müssen. Die jungen Lehrer bekamen damals kein hohes Gehalt: 93,33 Mark außer der freien Wohnung. Das war das Friedensgehalt. Und weil nun alles viel teurer geworden war, reichte es kaum für die Kost aus.

Ein Kosthaus zu finden, ist auf dem Lande auch nicht leicht; viele müssen sich selbst versorgen. Mein Sohn aß zu Mittag bei einem Landwirt, das andere hielt er sich selbst, so daß wir ihn auch weiterhin mit Lebensmitteln unterstützen mußten, vor allem mit Butter und Fleisch.

Als er die Stelle ein Jahr innehatte, bekam ich Lust, ihn aufzusuchen. Ich wollte aber unerwartet erscheinen, um mir ein klares Bild von seiner Lebensweise machen zu können. Die jungen Lehrer schlugen oft über die Stränge; der Übergang von der strengen Zucht des Seminars in die goldene Freiheit machte sie ausgelassen.

Am Sonnabendnachmittag kam ich dort an. Ich mußte erst durch einen langen Flur, ehe ich an sein Zimmer kam. Darum fand ich mich nicht sofort zurecht und geriet zuerst in das Zimmer seines Kollegen, der mich dann zu ihm führte. Er saß am Schreibtisch und sah mich für einen Augenblick ganz verdutzt an, als ich noch im Türrahmen stand. Wie konnte er auch ahnen, daß ich kam. Er sagte nur immer: "Mutter, wie konntest Du bloß hierher finden?" Ich sagte: "Das war nicht so schlimm. Ich habe ja einen Mund bei mir, und wenn man weiß, wohin man will, kommt man schon zurecht."

Mir war der Weg bis zur Schule, die auf einer Anhöhe lag und mit ihrem Turm schon von weitem zu sehen war, auch gar nicht langweilig geworden. Er führte durch eine sehr schöne Gegend, über Berg und Tal, und das war mir etwas Neues. Nur die Hohlwege mochte ich nicht, sie waren mir gar zu tief und zu eng.

Später bin ich noch öfter in diese Gegend gekommen, weil mein Sohn noch lange Zeit dort Lehrer war. Ja, wäre er nicht Lehrer geworden, hätte ich das schöne Westfalenland nie so kennengelernt.

Ich war natürlich neugierig auf seine Einrichtung und sah mir alles genau an. Da fiel mein Blick auf ein Bild über seinem Schreibtisch. Es war ein Mädchenkopf in einem runden, vergoldeten Rahmen. Ich wurde sofort stutzig und mußte ihn fragen, was das zu bedeuten habe. "Kannst Du Dir das denn nicht selbst denken, Mutter?" antwortete mein Sohn mir. Dann habe ich mir das Bild genau angesehen. Ich hatte doch gar nicht gewußt, daß er sich schon so gut wie fest gebunden hatte. Und es war mir ein sonderbarer Gedanke, daß diese Frau dort an der Wand, der ich sofort ansah, daß sie aus der Stadt war, meine Schwiegertochter werden sollte. Wir hatten immer gedacht, daß er sich eine Frau vom Lande nehmen sollte, die unsere Verhältnisse kannte und uns in unserer Einfachheit besser verstand als ein Stadtmädchen. Besonders hatte mein Mann deswegen Sorge. Er konnte die Stadtfratzen - wie er sagte - in den Tod nicht leiden und hatte schon öfter zu mir und meinem Sohn geäußert, daß er eine Schwiegertochter aus der Stadt nicht in seinem Hause sehen wolle. "Wenn

Du mir so eine Stadtfratze ins Haus bringst, brauchst Du es nicht wieder zu betreten," hatte er seinem Sohn schon gesagt, als der siebzehn Jahre alt war und ihm schon damals ein Versprechen abgenommen.

Das hielt ich nun meinem Jungen vor, und er hörte sich alles geduldig an. Mir waren dabei die Tränen in die Augen gekommen, denn ich wußte doch, daß es zu einem schweren Konflikt kommen mußte, wenn es so wurde, wie es den Anschein hatte. "Es tut mir leid, Mutter," sagte er mir dann, "daß ich Dich darin betrüben muß; denn in diesem Punkte kann ich Euch auf keinen Fall zu Willen sein. Ihr wollt da ein Unrecht an mir tun." Das Wort Unrecht war für mich ein hartes Wort. Wie konnte er nur so etwas sagen! Hatten wir nicht immer sein Bestes gewollt und wollten wir es nicht auch jetzt? Ich gab ihm das auch deutlich zu verstehen. "Du willst uns wohl doch nicht vorhalten, daß wir Dein Schlechtes wollen." Und dann konnte ich nicht mehr an mich halten, ich bekam einen Weinkrampf.

"Wir wollen uns einmal ganz ruhig darüber unterhalten," sagte mein Sohn, nachdem ich mich wieder beruhigt hatte und er mich auf die Chaiselongue gebettet hatte. "Sieh, es ist doch nicht so, daß ich mich schon übermorgen verheiraten will. Wer weiß, was noch alles kommen mag. Wenn Du nicht gekommen wärst, hättet Ihr es gar nicht erfahren. Und wenn Du Vater nichts davon erzählst, bleibt ja auch noch alles gut zwischen uns." Seine Braut sei nicht so ein Stadtmädel, wie wir es uns vorstellten, sie würde uns immer achten und ehren. Zwar sei sie unvermögend, aber sie würden gemeinsam sparen und uns nicht zur Last fallen.

Ich ließ es dann dabei. Wir waren auch nicht länger allein. Der Kollege kam, um uns zum Kaffee einzuladen. Er hatte sich mit einer Landwirtstochter verlobt, und bei den Eltern der Braut aß er und auch mein Sohn zu Mittag. Ich dachte, warum kann es nicht bei unserem Sohn so sein? Wieviel Herzeleid könntest du dir ersparen. Am Montag fuhr ich wieder ab. Mein Sohn brachte mich in einem Kutschwagen, den ein bekannter Landwirt ihm zur Verfügung stellte, zur Bahn.

Mir war das Herz so schwer. Sollte ich meinem Mann alles erzählen oder es zunächst für mich behalten? Aber ich habe ihm dann
alles wahrheitsgetreu berichtet; denn ich hielt es doch nicht
für richtig, ein Geheimnis vor ihm zu haben. Ich wußte, daß er
das sehr übel aufnehmen würde, wenn es ihm durch irgendeinen
Umstand zu Ohren kam. Er wurde kreidebleich, als er davon erfuhr und setzte sich am anderen Morgen sofort hin und schrieb
den ersten und letzten Brief in seinem Leben. Er war so kurz,
daß ich den Inhalt noch wörtlich behalten habe.

"Wenn Du das Verhältnis mit der H.M. nicht aufgibst, kann ich Dich nicht mehr als meinen Sohn anerkennen. Dein Vater."

Diesen Brief mußte unsere Tochter sofort zum Postamt bringen. Waren das aufregende Tage, bis wir Antwort bekamen!

"Er kann sich ein Mädchen vom Lande nehmen, die ihm gefällt. Ich will ihm da keine Vorschriften machen. Ich hätte mir auch keine anbetteln lassen. Aber er kann darauf sehen, daß er etwas mitbekommt, denn als Schulmeister hat er kein hohes Gehalt. Von uns kann er keine großen Reichtümer mehr bekommen, das meiste hat er verstudiert. Nun soll er selbst dafür sorgen, daß er später sein gutes Auskommen hat. Gegen das Mädchen habe ich persönlich nichts, die kenne ich ja gar nicht; aber wenn er eine vom Lande nimmt, dann kann er auch von der anderen Seite unterstützt werden. Wir werden auch älter und können nicht immer nur für ihn sorgen."

"Wir wollen es im Guten probieren," suchte ich zu vermitteln, "und wenn er sich durchaus nicht davon abbringen läßt, dann wollen wir doch nachgeben. Er muß dann sehen, daß er selber fertig wird." Darauf bekam ich keine Antwort.

Mit zitternder Hand habe ich dem Briefträger den Brief abgenommen. Ich wußte ja, daß darin nicht das erlösende Wort stand. Soweit kannte ich ja nun meinen Jungen auch, daß er nicht nachgab, mochte es auch biegen oder brechen. Vater und Sohn waren ganz aus einem Holz geschnitzt. Und so wußte ich dann, als ich den Brief noch verschlossen in meiner Hand hatte, daß er eine Kampfansage enthielt. So war es.

Aber es waren keine harten Worte, die in dem Brief standen. Mein Sohn gab sich ganz als der Demütige und bat in jeder Zeile, ihm zu verzeihen, daß er uns Kummer bereiten müsse. Doch wir müßten verstehen, daß er hier ganz allein zu entscheiden habe. Vater könnte ja sagen, daß er nicht mehr sein Sohn sei, doch bleibe das eine Tatsache, woran nie zu rütteln wäre. Er jedenfalls würde uns immer als seine Eltern anerkennen und dementsprechend handeln.

"Er mag gern klug reden, so viel er will. Wie ich gesagt habe, so bleibt es," war die Antwort meines Mannes. Noch einmal suchte ich, meinen Sohn zu überreden. "Gib doch bitte nach," flehte ich ihn an, "Du weißt doch, daß Dein Vater unbeugsam ist."

Ich bekam darauf einen Brief mit vielen lieben Worten, aber nur nicht das eine Wort, das ich gern hören wollte, stand darin. Wenn ich alles miteinander abwäge, was ich im Leben erlebte, dann waren das - glaube ich - die schwersten Jahre meines Lebens. Ich war wie ein schwankendes Rohr im Winde, ich konnte meinem Mann nicht abfallen und wollte auch meinen Sohn nicht im Stich lassen. Dem schrieb ich heimlich, er möge doch immer der Demütige bleiben, wie in seinen ersten Briefen.

Das hat er mir gehalten. Er schrieb regelmäßig und immer in freundlichem Tone. Von sich aus versuchte er aber nie, seinen Vater umzustimmen. Nur wenn ich ihn darum bat und ihm einen Wink gab, wie er sich verhalten sollte, rührte er in seinen Briefen daran. Langsam kam in mir die Hoffnung auf, daß mein Mann zuletzt doch nachgeben würde; denn auch er blieb ruhig und ließ den Dingen ihren Lauf. So wagte ich ihm eines Tages zu sagen: "Du hast ihn doch nun lange genug auf die Probe gestellt und gesehen, daß es sein ernster Wille ist. So gib Du doch nach." Damit hatte ich in ein Wespennest gegriffen. "Er ist mein Kind nicht mehr," sagte er darauf und wurde ganz aufgeregt und kreidebleich. Da regte sich in mir der Widerstand.

"Mein Kind ist er und wird es immer bleiben. Ich kann ihn wegen seiner Heirat nicht verstoßen, da muß er selber wissen, wie er fertig wird. Kann auch ein Weib ihres Kindes vergessen, daß sie sich nicht erbarmt über den Sohn ihres Leibes?" Frieden wollte ich stiften, doch alles schlug ins Gegenteil um. Als mein Mann merkte, daß ich meinem Sohn nicht abfallen wollte, kannte er keine Grenzen mehr in seinem Zorn und ließ es mich mit harten Worten entgelten.

Meine Langmut war nun dahin, und ich ließ ihn nie mehr darüber im Unklaren, daß ich sein Verhalten nicht mehr billigte. Was waren das für harte Tage, die ich nun durchleben mußte! Nachts um drei Uhr war es mit meinem Schlaf gewöhnlich vorbei, und nur durch Weinen konnte ich mir Erleichterung verschaffen. Mein Sohn schrieb in jenen Tagen regelmäßig, wie er es früher nie getan hatte. Das war mir immer ein Trost; denn sonst hätte ich mir große Sorgen um ihn gemacht. Ich wußte, daß er nur wenig Gehalt bekam und damit nicht auskommen konnte, weil doch in den letzten Kriegsjahren alles so teuer war. Auch hatte mir unser Lehrer im Dorfe gesagt, daß er bei dem Gehalt hungern müsse, wenn er nicht Unterstützung bekäme. Im Stillen hatte mein Mann doch wohl damit gerechnet, daß sein Junge eines Tages aus Not nachgeben würde. Doch dem ging es nicht so schlecht, wie er auf meine Anfrage mitteilte. Er hatte sich in eine kleine Stadt versetzen lassen und dadurch eine Möglichkeit zu einem kleinen Nebenverdienst bekommen.

"Sag mal," fragte ich eines Tages meinen Mann, "hast Du Dir niemals Sorgen darum gemacht, daß er in Not kommt und sich dann ein
Leid antut?" "Das Geld zum Strick will ich ihm wohl geben," antwortete er. "Weißt Du auch, daß das ein Teufelswort ist?" schrie
ich ihn darauf an. Hätte ich in diesen Tagen nicht so ein starkes Gottvertrauen gehabt, wer weiß, was aus mir geworden wäre.

Ich hielt es nicht im Hause aus, zog mich um und sagte meinem Mann, daß ich zu seinem Bruder ginge. Das verbot er mir. Weil ich wußte, daß er sich immer mehr aufregte, wenn ich ihm ganz und gar zuwider war, mußte ich fürchten, daß er sich in der Aufregung ein Leid zufügte. Meistens hatte ich immer nachgegeben, um mein Gewissen nicht zu beflecken. Doch diesmal wagte ich, gegen seinen Willen zu handeln. Um ihn nicht im Unklaren zu lassen, tat ich so, als ob ich Früchte besehen wollte. Mein Schwager wohnte nur eine Viertelstunde von uns entfernt, und

ganz in der Nähe hatten wir ein Grundstück liegen. So konnte er also annehmen, daß ich dort hinging.

Bei meinem Schwager konnte ich mir wenigstens ein Trostwort holen und mich ausweinen. Er war mehr in der Welt herumgekommen als mein Mann und wußte sich in allen Dingen besser anzupassen. "Dem Jungen kann ich durchaus nicht die Schuld geben," sagte er. "Zum Eheschließen gehören Zwei, und die müssen sehen, daß sie im Leben miteinander fertigwerden." Ich erzählte ihm auch, daß ich besorgt sei, mein Mann könne sich ein Leid zufügen. Darauf antwortete mein Schwager: "Das wird er nicht tun, wie ich ihn kenne, und wenn er es für gut hält, mag er es tun. Er hat immer mit seinem Kopf durch die Wand wollen. Er muß auch mal wissen, daß es dicke Wände gibt, woran man sich den Kopf einstoßen kann." Ich hielt mich nicht mehr lange auf, um meinen Mann nicht zu sehr zu reizen.

Als ich nach Hause kam, war er ganz von Sinnen und hatte nur harte Worte für mich. Ich ließ ihn reden und ging stillschweigend ins Bett. Nachts konnte er nicht schlafen und stand schon um vier Uhr auf. Mein Gott, was soll nun werden, dachte ich, stand ebenfalls auf und suchte ihn. Als ich über die große Diele ging, saß er zwischen dem Geschirrschrank und der Wehmühle. Mir fiel ein Stein vom Herzen, hatte ich mir doch ernstlich Sorge um ihn gemacht. Ich tat so, als hätte ich ihn gar nicht gesehen und verrichtete meine Arbeit. Ich stand wieder einmal vor einem Rätsel. Was hatte mein Mann nur im Sinn? Ihn richtig kennenzulernen, dazu reichten scheinbar noch nicht einmal vierundzwanzig Ehejahre aus, die wir gerade auf unserem Rücken hatten.

Am Verlobungsabend unseres Sohnes, als wir vereinsamt in der Stube hinter dem alten Holzofen saßen, sollte ich darauf eine Antwort bekommen. Da sagte er zu mir: "Ich werde hart bleiben bis nach der Hochzeit. Hält der Junge so lange durch, so will ich mich mit ihm vertragen und ihn als Sohn wieder anerkennen. Zur Hochzeit gehe ich aber nicht, auch Du kommst nicht hin. Luise (unsere Tochter) mag meinetwegen daran teilnehmen. Doch

das eine sage ich Dir, daß Du ihm nichts davon schreibst, denn Du weißt ja, ich kann auch wieder umnehmen."

Da hatte ich endlich das erlösende Wort, und ein gegebenes Wort galt bei ihm soviel wie ein Eid. Ein Nachbar, auf den mein Mann viel gab, erzählte mir einige Tage später, daß er ihn ins Gebet genommen hätte. Er habe ihm gesagt, daß er seine Frau mit seiner Hartherzigkeit noch in die Grube bringe. Aber am meisten hatte wohl die Standfestigkeit seines Jungen auf ihn gewirkt, daß er trotz allem in jedem Brief der höfliche und demütige Sohn geblieben war.

Damit die Braut meines Sohnes nun auch seine Heimat kennenlernte, hatte mein Schwager sie zu sich eingeladen. Sie stammte aus einer alten Kaufmannsfamilie, und die Verwandten väterlicherseits waren meistens Besitzer von größeren Höfen in der fruchtbaren Gegend zwischen Teutoburger Wald und Wiehengebirge. Das Geschäft, das hauptsächlich den Flachshandel betrieb, war mit der Abnahme des Flachsanbaus in dieser Gegend eingegangen. Die Schwiegermutter hatte nach dem frühen Tod ihres Mannes ihre Besitzung verkauft, war in die nahegelegene Kreisstadt gezogen, um dort ein Schülerpensionat aufzumachen. Im Laufe der Kriegsjahre, als ein großer Teil der Schüler als Freiwillige ins Heer eintrat und ihre Pension leerstand, verlor sie den Rest ihres kleinen Vermögens.

Zu Anfang der Osterferien kamen sie an und besuchten zunächst meine Schwester. Zu meiner großen Freude gestattete mir mein Mann, daß ich die Braut meines Sohnes dort kennenlernte. Ich hatte schon die Hoffnung, daß sich bei Kleinem alles einreihen würde und verabredete zu Ostern ein Wiedersehen bei dem Schwager. Da wurde ich eines anderen belehrt. Abends bei meiner Rückkehr war mein Mann recht knurrig, weil ich wieder einmal eine halbe Stunde länger weggeblieben war, als er sich gedacht hatte. Darüber haben wir überhaupt viele Auseinandersetzungen gehabt, so daß ich zuletzt am liebsten zu Hause blieb. In der Anfangszeit unserer Ehe fiel mir das aber schwer. Zu gern suchte ich doch hin und wieder die Verwandten und Bekannten meiner Eltern auf. Mit der Zeit habe ich es aber auch anders gelernt und

mich daran gewöhnt, als ich wußte, daß mein Mann es nicht gern sah. Er hatte so viele gute Seiten, daß ich ihm seine Schwächen nicht anrechnete, wenn man seinen Eigenwillen und seine fast krankhafte Pünktlichkeit und seinen übertriebenen Arbeitseifer überhaupt als Schwächen bezeichnen kann. Auch Geld mußte er immer reichlich in der Tasche und im voraus haben, sonst war nicht gut Kirschenessen mit ihm. Und so sagte ich diesmal nichts von meiner Verabredung und blieb zu Hause. An dem Nachmittag, als ich meine Kinder bei unserem Schwager wußte, machte ich - wie so oft - einen Gang durch die Natur. Da war ich wenigstens ganz allein mit meinen Gedanken, konnte mich erheitern an der Schönheit der Felder, Wälder und Wiesen und meinen Gott spüren:

Mein Auge sieht, wohin es blickt, die Wunder deiner Werke. Der Himmel, prächtig ausgeschmückt, preist dich, du Gott der Stärke.

Viele Menschen schwärmen für die Natur und preisen sie, ohne Gottes Allmacht dahinter zu erkennen. Was da ist und was da vorsichgeht, ist für sie alles selbstverständlich. Wir Ackersleute wissen es aber anders. Wenn wir nicht pflügen, düngen, säen und ernten, nicht unseren Acker regieren, so verdirbt eines mit dem anderen, und genauso ist es, wenn Gott nicht die Welt regieren würde. Nur die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es gibt keinen Gott. Mir gab dieses Alleinsein mit der Natur immer wieder festen Halt und den Glauben, daß Gott alles zum Guten führen würde.

Nach Dreivierteljahren war unsere Silberhochzeit. Ich mochte mir diesen Tag nicht ohne meinen Sohn denken, wagte aber nicht, meinen Mann darum anzugehen. Meinem Sohn schrieb ich, daß ich ihn auf jeden Fall erwarte. Zwar sei ihm das Haus noch immer verboten, doch irgendein Weg müsse sich finden. Wenn er sein Elternhaus an diesem Tage nicht betreten dürfe, so solle er sich wenigstens im Nachbarhause aufhalten. Im Stillen hoffte ich, daß mein Mann ihn doch unter den Gästen dulden würde, wenn er wüßte, daß er in der Nähe war.

Als die Zeit des Zurüstens kam, habe ich mir dann ein Herz genommen und meinen Mann gebeten, den Jungen einzuladen. Ich mußte wenigstens wissen, wie es im Grunde seines Herzens aussah. Daß er nicht ohne weiteres ja sagen würde, konnte ich mir nach alledem, was vorgefallen war, wohl denken; aber aus der Art seiner Antwort konnte ich merken, ob nicht eine versöhnliche Regung in ihm wäre. Ich hielt ihm vor, die Leute weit und breit würden darüber reden, wenn wir ohne unseren Sohn feiern würden. Man müßte uns doch als hartherzige Menschen ansehen. Ob er auch wohl bedacht habe, welche Nachteile das für unsere Tochter mit sich bringe, die doch nun in die Jahre komme, wo sie sich nach einem Freier umsehe. Schon aus diesem Grunde müsse er nachgeben, wenn er nicht wolle, daß das Mädchen unglücklich würde. Auch unsere Tochter, die er besonders ins Herz geschlossen hatte, und die sich darum schon ein Wort mehr erlauben konnte, redete ihm gut zu.

"Vater," sagte sie zu ihm, "wenn nun Fritz von allein kommt, dann würdest Du ihn doch nicht aus dem Hause werfen? Was würden die Hochzeitsgäste denken, wenn es an diesem Festtage Streit gäbe." "Er wird sich schön hüten," war seine Antwort. "Und wenn er doch kommt?" "Dann laß ihn kommen, aber das Mädchen will ich nicht vor meinen Augen haben."

Als ich das hörte, hätte ich laut aufjubeln können, doch durfte ich mir das nicht anmerken lassen. Am Tage vor dem Fest kam mein Junge an. Sein Vater war noch mit dem Gespann draußen. So konnten wir uns in aller Ruhe unserer Wiedersehensfreude hingeben.

Zwei Jahre waren seit jenen Tagen vergangen, an dem er zum letzten Male die Schwelle seines Elternhauses betreten hatte, und vieles hatte sich dort verändert. Es sah jetzt schon recht wohnlich bei uns aus, und auch eine Schwiegertochter aus der Stadt konnte sich darin wohlfühlen.

Mein Mann blieb an diesem Tage länger fort, als ich gedacht hatte. Unterwegs hatte er Pech mit einem Pferd gehabt, das er nach der Kriegszeit für billiges Geld gekauft hatte. Es war wild geworden und durchgegangen. Er war wie durch ein Wunder von einem Unglück bewahrt geblieben. Das hatte wohl stark auf sein Gemüt gewirkt. Er gab unserem Jungen die Hand und tat so, als wenn es ganz selbstverständlich sei, daß er zu Hause war. Dann erzählte

er lang und breit den Vorfall, so daß es an Gesprächsstoff nicht fehlte. Mit keinem Wort wurde die böse Zeit berührt, die hinter uns lag. Und am Hochzeitstage konnte keiner merken, daß zwischen Vater und Sohn ein schlimmer Kampf lag.

Ich traute dem Frieden immer noch nicht so recht, konnte mir aber nicht denken, daß dieser hartnäckige Streit mit einem so ruhigen Friedensschluß enden könnte.

Abends spät, als unsere Gäste das Haus verlassen hatten, bat ich meinen Sohn, seine Kammertür abzuschließen. Man konnte nicht wissen, ob mein Mann nicht doch noch einen Streit vom Zaune brechen würde, zumal er doch auch Alkohol genossen hatte. Oft genug hatte er mir gesagt: "Wenn mir jemand ein Leid angetan hat, so kann ich das jahrelang tragen. Einmal findet sich schon eine Gelegenheit, wo ich es ihm mit Zinsen zurückzahlen kann." Mußte ich da nicht fürchten, daß er auch noch mit seinem Jungen abrechnete? Doch hatte ich mir wieder unnütze Sorgen gemacht, es fiel gar nichts vor. Am anderen Morgen reiste mein Sohn wieder ab, und kein Wort war über das gefallen, was hinter uns lag. Einige Tage später schrieb er uns einen Brief, in dem er mitteilte, daß er nach Neujahr Hochzeit halte.

Der Entschluß war so plötzlich gekommen, weil man ihm eine schöne Stelle unter der Bedingung angeboten hatte, daß er sich bald verheirate. Und da die Wohnungen knapp waren, hatte er schnell zugegriffen.

Die Schule lag außerdem recht günstig in einer der schönsten Gegenden zwischen Wesergebirge und Teutoburger Wald, in der Nähe einer Reihe von Mittelstädten und Badeorten. 8 1/2 Jahre hat er dort gewirkt, bis er nach Bestehen einer weiteren Prüfung an einer höheren Schule in einer Großstadt Norddeutschlands angestellt wurde.

Ich wußte ja, daß ich nicht zur Hochzeit durfte. Aber ich habe dieses hohe Fest meines einzigen Jungen doch still für mich allein zu Hause gefeiert. Am Polterabend holte ich mir Tannenzweige herein und stellte sie in eine Vase auf den Tisch. Ein Nachbar, der es zufällig sah, erkundigte sich, was das zu be-

deuten habe. Ich sagte ihm, das sei eine Hochzeitsfeier, die ich ganz für mich allein machen wolle. Da schüttelte er den Kopf und ging weiter.

Mein Mann mußte ausgerechnet gerade an diesem Tage Jauche fahren. Als es lange Mittagszeit geschlagen hatte, war er immer noch nicht zurück, so daß ich mir schon Sorgen um ihn machte. Wieder war ihm das Pferd wild geworden und durchgegangen, und wieder war er nur mit knapper Not mit heiler Haut davongekommen.

Drei Tage nach der Hochzeit, als unsere Tochter zurückgekehrt war und alles berichtet hatte, sagte mein Mann zu mir: "Nun schreib einen Brief und frage an, wieviel Schulden der Junge hat. Er wird sicher welche haben, weil er sich in den Hausstand setzen mußte." Mit solcher Wendung hatte ich nicht im leisesten gerechnet. Einige Tage später hielten wir den Brief in Händen, in dem er uns seine Lage genau schilderte. Es fehlte ihm eine Summe, mit der ich nicht gerechnet hatte. Auch meinem Mann erschien sie wohl reichlich hoch. "So, nun sitzt er ja bis über die Ohren in Schulden," sagte er, als er den Brief gelesen und beiseite gelegt hatte. "Ach ja," antwortete ich, "aber bezahl sie ihm, Du kannst es doch." "Dann müßte ich schön dumm sein!" Ich hatte mir schon alles anders erträumt. Nun war ich ganz niedergeschlagen. Die Tränen traten mir in die Augen, und weil ich mir nichts anmerken lassen wollte, ging ich aus der Stube. Als ich mich ausgeweint hatte und man mir die Tränen nicht mehr ansah, kam ich zurück und setzte mich wieder an meine Arbeit. Kein Laut wurde gesprochen, jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt. Dann fing mein Mann an: "Wie spät ist die Uhr? Wie lange ist die Post auf?" "Vier Uhr ist es, und die Post ist glaube ich - bis sechs Uhr offen," gab ich ihm zurück. "Dann will ich hingehen und ihm das Geld schicken. Ihr müßt dann das Vieh füttern." "Wenn kein anderes Hindernis ist...," atmete ich auf. Und dann zog er seinen Ausgehrock an, ging zur Sparkasse und schickte noch am selben Tage selbst einen Wertbrief. Gesprochen wurde darüber nun nicht mehr, auch dann nicht, als der Dankesbrief ankam.

Nun blieb als Letztes nur noch, daß auch unsere Schwiegertochter in unser Haus aufgenommen wurde. Auch das kam unerwartet rasch. Drei Wochen später war mein Geburtstag. Morgens händigte mir der Briefträger keinen Geburtstagsbrief von meinem Sohn aus, so daß ich sehr enttäuscht war. Wie war ich überrascht und erschrocken zugleich, als ich draußen die Stimme meines Jungen hörte, der mit unserer Nachbarin sprach. Und als ich vor die Tür ging, sah ich ihn mit seiner jungen Frau. Wieder überfiel mich eine fürchterliche Angst. Was würde nun geschehen. Und wieder hatte ich meinen Mann verkannt! Als die beiden ihn auf der Diele, wo er gerade das Vieh fütterte, begrüßten, stellte er sich so, als sei niemals etwas passiert. Welch eine Wendung durch Gottes Fügung! Ja, so nur kann ich sprechen, wenn ich dieses Kapitel meines Lebens abschließe.

Ohne festes Gottvertrauen, so glaube ich, wäre ich nie durchgekommen. Wenn es mir auch manchmal recht, recht schwer ums Herz
gewesen ist, so bin ich doch immer stark geblieben. Und wenn
der Geduldsfaden reißen wollte, dann habe ich mich mutig aufgerafft. Wir müssen auch wissen, daß der Sinn unseres Lebens
nicht der ist, nur immer mit der Welt zu leben, sondern daß
wir sie überwinden müssen, bis uns nach allem Kampf der ewige
Friede wird.

Wenn mich Todesgedanken quälen, denke ich an all das Leid meines Lebens und weiß dann, daß mir der Tod als Erlöser kommt. Dann verliert alles Erdenleid seinen Schrecken, es beugt uns wohl, doch kann es uns nicht zerbrechen. Dieser Glaube richtete mich in den schlimmsten Lebenslagen immer wieder auf und gab mir Mut, gegen alle Trübsal anzukämpfen. Am meisten habe ich in meinem Leben die Lüge gehaßt und mich geekelt vor dem Kauderwelsch der Lügenzunge. Ich bin ihr mutig entgegengetreten und habe die Wahrheit verteidigt, auch wenn ich mir dadurch Feinde schuf. Und ich mußte immer wieder die Erfahrung machen, daß eines Tages alles Lügenwerk zusammenbricht und sich die Lügenmäuler schließlich zum eigenen Schaden reden.

Um wieviel größer ist der Kampf, in den Gott unser deutsches Volk gestellt hat!

Der Weltkrieg brachte Hunger, Not und unsagbares Leid in fast jedes Haus. Die Inflation und die nachfolgende Wirtschaftskrise nahmen uns außer dem nutzlos vergossenen Blut auch noch unser Gut. Wer das nicht durchgemacht hat, kann sich diese schwere Zeit gar nicht vorstellen, die nun nach dem Friedensschluß über uns hereinbrach. Unser sauer erarbeitetes und erspartes Geld zerfloß in ein Nichts. Immerhin blieb uns Bauern noch unser Haus und Boden, während andere, die von den ersparten Groschen leben mußten, an ihrem Lebensabend in bittere Not gerieten. Hatte man uns Alten früher gelehrt, die erarbeiteten Groschen zusammenzuhalten, so sagte man uns jetzt umgekehrt: Nur schnell ausgeben. Und die Jugend hatte das sofort begriffen, verjubelte das Geld leichtsinnig für nichtige Dinge, meistens auf Tanzböden und in Kneipen. Die Inflation zog ein Geschlecht heran, das nicht mehr wie wir an Einrichten und Sparen gewöhnt war. Mochten wir Alten uns auch dagegen sträuben, die Jugend setzte sich durch und ging ihren Weg. Sie hatte ja auch in dieser Zeit den Erfolg auf ihrer Seite. Wenn später in der Notzeit so mancher Bauer nicht fertig werden konnte, war das noch eine Auswirkung der bösen Inflation.

Wie einfach war früher ein Bauernhaus eingerichtet gewesen im Gegensatz zu heute, wo sich eine Bauernstube kaum noch von einer Stadtwohnung unterscheidet! Auch in der Lebensweise hat sich vieles geändert. Frisches Fleisch zum Beispiel am Sonntag zu essen, war in den Vorkriegsjahren nicht üblich. Heute hat sich das so eingebürgert, daß zwei Schlachter in unserem Kirchspiel gut zu leben haben. Und während wir früher nur zu Festtagen Kuchen backten, so müssen heute Sonntag für Sonntag Platenkuchen, Gebäck und Torten auf dem Tisch stehen. Sträubt sich einer, da mitzumachen, so gilt er als rückständiger und verschrobener Kopf. Und wenn er persönlich auch keinen Nachteil davon hat, so doch seine Kinder, die überall ängstlich zurückstehen und leicht über die Schulter angesehen werden. Besonders darunter zu leiden haben die heiratsfähigen Töchter, an die sich dann kein Freiersmann mehr heranwagt, und die als alte Jungfern das Gnadenbrot auf dem Hof essen können.

Auch in der Kleidung wurde jetzt viel mehr Staat gemacht, und wenn es darauf allein ankäme, könnte man wohl keine Bauernmagd mehr von einem Stadtmädchen unterscheiden. Doch es kommt immer darauf an, wer die Sachen trägt und wie man sie trägt. Denn wenn zum Beispiel sechs Tage lang in der Woche in platten Holzschuhen gelaufen wird, dann wollen die Füße in den paar Stunden am Sonntag in den hohen Stöckelschuhen nicht so recht mit. Ältere Frauen bei uns besaßen noch ihre Tracht von der Hochzeit her, meine Generation dagegen hatte auch die schon abgelegt. Die Tracht paßte vielleicht am besten zu Bauersleuten, und es gibt heute noch Gegenden, wo junge Frauen daran festhalten, doch wird sie sich wohl bald überlebt haben, denn sie ist teuer in der Anschaffung und auch unbequem im Tragen.

Auch der Bubikopf bürgert sich auf dem Lande immer mehr ein, obwohl viele Leute dagegen eifern und sogar meinen, das sei gegen die Religion. Wie man allerdings den Bubikopf mit der Religion in Verbindung bringen kann, ist mir nie klargeworden. Wenn ich eine Neuerung gelten lasse, so den Bubikopf. Für ein Bauernmädchen, das nicht immer Zeit hat, ihr Haar zu pflegen, ist er sehr praktisch. Der Kopf ist auch leichter sauber zu halten, und das lange Haar hindert nicht bei der Arbeit. In warmen Tagen muß das kurz geschnittene Haar eine große Wohltat sein. Wenn ich so alt wäre, möchte ich ihn auch noch tragen.

Mein Mann konnte sich anfangs nicht an die veränderte Zeit gewöhnen. Er sparte und sparte immer. Der Haufen Papiergeld wurde
zwar höher, doch waren wir nicht einmal in der Lage, unsere
Steuern damit zu bezahlen. Ich legte später, damit wir nicht in
Rückstand gerieten, Eier ein, die wir erst kurz vor dem Einzahlungstermin verkauften. So war es ein Leichtes, mit den paar
Eiern die fälligen Steuerbeträge abzudecken.

Viel weniger konnten wir unseren Haushalt und unsere Kleidung ergänzen. Unsere Tochter hatte am meisten unter dem Sparteufel ihres Vaters zu leiden. Sie konnte nicht so auftreten wie ihresgleichen und fühlte sich in ihrem Kreis beengt. Oft klagte sie mir ihr Leid unter Tränen. Einmal kam mein Mann darüber zu, und als er die Ursache ihrer Tränen erfuhr, zog er seinen Ausgehan-

zug an, nahm alle aufgespeicherten Papierlappen mit und kaufte bei einem Uhrmacher im Nachbardorfe dafür eine goldene Armbanduhr, die sich unsere Tochter schon lange gewünscht hatte. Mit dem Papiergeldsparen hatte es seit der Zeit ein Ende. Er kam dahinter, daß die alten Spargrundsätze nicht mehr galten. So machten es jetzt die meisten Bauern. Jeder hielt seine Produkte zurück und verkaufte nur dann, wenn er das Geld nötig hatte, oder er tauschte seine Ware ein.

Das wurde eine schlimme Zeit für alle, die nichts einzutauschen hatten. Wieder wurde der Bauer der meistgehaßte Mann im Staate. Dabei konnten andere schieben und die Not der Mitmenschen ausnutzen, um sich unermeßliche Reichtümer zu erwerben. Und auf diese entlud sich nur ein kleiner Bruchteil von all der Wut, die der Bauernstand über sich ergehen lassen mußte. Und schließlich handelten wir nur in Notwehr. Aber nachdem, was so in den Köpfen der Städter herumgeht, saßen wir auf den aufgespeicherten Schätzen und gaben sie nicht einmal für Geld heraus.

Die Schuld an all diesen Mißständen trugen aber nur die, die uns in diese Inflation hereingebracht hatten. Der Bauer aber sollte die Suppe auslöffeln. Man legte ihm immer neue und härtere Beschränkungen und Lasten auf, die uns in den Augen der anderen in schwerstes Unrecht setzten. Das Märchen von der brutalen Habsucht der Bauern verbreiteten selbst Leute, von denen man es nicht hätte erwarten sollen. Nun, heute werden sie anderen Sinnes geworden sein, da sie sehen, daß der Bauer kein Kriegs- und Inflationsgewinnler war, daß er im Gegenteil durch diese Zeiten bis an den Abgrund gekommen ist. Wir hatten das Gefühl, als wollte man uns zur niedrigsten Kreatur stempeln. Man kann aber einen Hund nur so lange peinigen, bis er zu beißen anfängt. Und auch wir Bauern wehrten uns, um nicht das Schicksal unseres Standes in Rußland teilen zu müssen.

Irgendeine neue Last - ich weiß nicht mehr welche - sollte uns wieder aufgebürdet werden. Da war das Faß voll und lief über. Der Genossenschaftsmüller tutete Alarm - wie verabredet - und alle Bauern versammelten sich mit Forken oder Spaten im Dorfe, um gegen die erschienene Kommission vorzugehen. Das half. Die

Beamten konnten mit einem Male Rücksicht nehmen. Ein anderes Mal hatte der Landrat die Bauern zu einer Versammlung zusammengerufen und erklärt, die Milch solle noch knapper bemessen werden. Da haben sie böse Zwischenrufe gemacht und mit Hüten nach ihm geworfen. Darauf hat er die Versammlung abgebrochen und sich entfernt. Das Gesetz wurde nie durchgeführt.

Als man nun aber mit der Inflation am Ende aller Kunst war, da waren die Bauern gut genug, die neue Rentenmark zu sichern. Aber trotzdem waren wir froh, daß es nun wieder festes Geld geben sollte, hofften wir doch damit auf bessere Zeiten. Da sollten wir uns aber gründlich getäuscht haben.

Deutschland wurde mit billigen, ausländischen Lebensmitteln überschwemmt. Unsere Produkte sanken so im Preis, daß kein Hof mehr rentabel war. Viele belasteten ihn mit Schulden, so daß er zwangsverkauft wurde. Eine Welle der Empörung gegen die Regierung ging durch das Landvolk, weil sie nichts unternahm, uns durch Zölle zu schützen, sondern uns durch immer neue Lasten und Steuern den Lebensnerv abschnitt. In meiner Heimat, wo man auf Schweinemast angewiesen war, stand es besonders schlimm. Die Futtergerste mußten wir teuer einkaufen, und wenn wir die Mastschweine groß hatten, waren sie so im Preis gesunken, daß man sie nur mit Schaden losschlagen konnte. Wenn die meisten Bauern bei uns trotzdem noch mit einem blauen Auge davonkamen, so nur, weil sie wieder zu der ganz bescheidenen Lebensweise der vergangenen Zeiten zurückkehrten.

In diesen Jahren kam nun auch unsere Tochter in das heiratsfähige Alter. Um ihre Aussteuer brauchten wir uns nicht zu sorgen, weil sie ja unsere Besitzung erbte. Sie war wieder ganz gesund geworden. Besonders spürte ich ihre Hilfe im Haushalt. Durch einen Kochkursus in der Stadt hatte sie neue Bekanntschaften geschlossen und auch die Verhältnisse in anderen Gegenden kennengelernt.

Ich war in meiner Jugend nicht über meine engere Heimat hinausgekommen. Als wir unsere Verlobungsringe kauften, fuhr ich zum ersten Mal in meinem Leben zwei Stationen mit der Bahn, und mit vierunddreißig Jahren kam ich zuerst in eine Stadt. Da unsere Tochter eine Besitzung erbte, fehlte es ihr nie auf Festlichkeiten und Bällen an Tänzern und Freiern. Wer aber die Wahl
hat, hat auch die Qual. Sie gab so manchem jungen Mann den
Laufpass, den wir uns schon als Schwiegersohn gewünscht hätten.
Ich dachte aber daran, wie es mir in meinen Mädchenjahren ergangen war und redete nicht darein. Und auch mein Mann war vorsichtig geworden; er hatte sich bei seinem Jungen ja die Finger verbrannt und wollte sich nun wohl ganz zurückhalten. Es
hätte einen schlechten Eindruck auf alle Leute gemacht, wenn
er auch noch mit seiner Tochter darüber in Streit gekommen wäre.
Jeder würde gesagt haben: "Seht den Dickkopf, der kann sich mit
keinem Kinde vertragen." Zugleich war das Mädchen sein Augenstern, und er hatte wohl im Stillen sein Vergnügen daran, daß
es so manche harte Püffe austeilte.

Doch eines Tages wurde die Sache ernst, ernst besonders auch für uns. Unsere Tochter hatte ihr Wort einem jungen Mann im Nachbardorf gegeben, der selbst Erbe einer Besitzung war. Mir wollte es nicht in den Sinn, daß wir auch unser zweites und letztes Kind aus dem Hause geben sollten. Was wurde aus uns, wenn wir erst alt waren und nicht mehr allein fertigwerden konnten? Auch fürchtete ich neue Konflikte mit meinem Mann. Der aber sagte nur: "Laß sie doch! Wir sind noch zu jung, um schon jetzt das Regiment abzugeben. Da ist es doch viel besser, daß sie aus dem Hause heiratet. Wenn erst Kinder da sind, nehmen wir eins zu uns, das wird dann noch früh genug für uns groß. Abzuquälen brauchen wir uns nicht, wir setzen uns so klein, daß wir die Arbeit gut leisten können." Ich ließ es dabei. Wer wußte auch, wie ein anderer Schwiegersohn ausfiel. War er nicht nach der Mütze meines Mannes, so gab es Zank und Streit. So feierten wir dann Hochzeit.

Im zweiten Jahr danach aber fing mein Mann an zu kränkeln. Er fühlte sich so schwach, daß er schwere Arbeiten überhaupt nicht mehr verrichten konnte. Dabei war er doch ein baumstarker Kerl gewesen und hatte sich vor keiner Arbeit gescheut. Er wollte auch jetzt nicht nachgeben und seine Schwäche verbergen. Doch da knickte er einfach zusammen. Das war hart für ihn, wenn er es sich auch nicht anmerken ließ. Zum Arzt ging er nicht, so

sehr ich ihn auch darum bat. "Es ist nichts," sagte er dann. Aber ich glaube, er fürchtete nur, daß er nichts Gutes über seinen Zustand erfuhr. Außerdem war er ein Feind von Quacksalbereien und Arzneien. Bald stellte sich heraus, daß seine Lunge nicht mehr in Ordnung war. Er hustete stark und hatte üblen Auswurf. "Wenn's weiter nichts ist," meinte er, "ich kenne Leute, die ein halbes Menschenalter daran krank gewesen sind." Aber mit der Zeit wurde es so schlimm, daß er tagelang zum Liegen kam. Weil ich nicht zum Arzt durfte, dokterte ich mit Hausmitteln an ihm herum. Wir schlachteten einen fetten Hund, und ich bereitete ihm alle seine Speisen mit Hundefett zu. Das sollte - wie uns einer erzählt hatte - ein gutes Heilmittel für Lungenkranke sein.

Ein schlimmer Winter folgte. Mein Mann wollte und wollte sich nicht unterkriegen lassen, kaum, daß er es im Bett aushielt, wenn es auch ganz böse um ihn stand. Und war es einmal ein bißchen besser, versuchte er es schon wieder mit der Arbeit.

Als der Frühling ins Land kam, ließ er sich bereden und ging für vier Wochen zu unserem Sohn zur Erholung. Der wohnte damals in einem Dorfe, das hoch in den Bergen lag und von Nadelwäldern umgeben war. Diese Luftveränderung, so hofften wir, würde ihm guttun. Und wir hatten uns darin nicht getäuscht. Licht- und Sonnenbäder und die würzige Luft der Tannenwälder wirkten Wunder. Von Tag zu Tag rappelte er sich mehr und mehr auf und konnte sogar wieder stundenlange Spaziergänge über Berg und Tal machen. Auf Zureden unseres Jungen ließ er sich dort von einem bekannten Arzt gründlich untersuchen. Der stellte fest, daß die Lunge voller Eiterbeulen war, und er war der Meinung, daß es sich um eine verschleppte Rippenfellentzündung handele. Wir hatten Tuberkulose befürchtet. Ich kann mir wohl denken, daß der Arzt recht gehabt hat mit der verschleppten Rippenfellentzündung. Mein Mann achtete in seinen guten Jahren nie auf seine Gesundheit. War er draußen durchgeregnet, so wechselte er nie seine Wäsche, und wenn ich ihm Vorwürfe machte, lachte er und meinte, die könne auf dem "Felle" trocknen. Auch zog er im Winter nicht gern dickere Sachen an, weil er

sich darin zu leicht warm arbeitete. Wie oft kam es vor, daß er in Schweiß gebadet war und nachher eiskalt wurde. Ja, wenn einer mit seiner Gesundheit gespielt hat, so war er es gewesen, und nun rächte sich dies bitter.

Der Arzt verbot ihm jegliche Arbeit und verordnete ihm, täglich zweimal zu inhalieren. Zu seinem Schaden übertrieb er es aber mit dem Inhalieren. Auch die Arbeit konnte er nicht liegen sehen, so daß er schon vierzehn Tage nach seiner Rückkehr immer schwächer wurde und das Bett hüten mußte. Nun ging es schnell bergab mit ihm. Es war schrecklich mit anzusehen, wie er leiden mußte. Er erlaubte mir nun auch, den Arzt zu holen. Nach der Untersuchung sagte er draußen im Flur zu mir: "Ihr Mann ist nicht mehr zu heilen, er kann höchstens noch drei Wochen leben. Wollen Sie ihm das sagen, sonst tue ich es." Ich fand vor Schrecken und Tränen keine Antwort. Gleich, nachdem der Arzt gegangen war, wollte mein Mann nun wissen, was er über seinen Zustand geäußert hatte. Ich schenkte ihm nicht sofort die reine Wahrheit ein und sagte: "Um Deine Lunge steht es recht schlecht. Er hat Dir zwar Medizin verschrieben, aber viel schien er selbst nicht davon zu halten." Er schwieg lange und sagte dann ganz gefaßt: "Dann werde ich noch eine braune Medizin bekommen. Die bekam damals meine Mutter auch, und dann ging es schnell zu Ende." Ich entnahm seinen Worten, daß er mich verstanden hatte. Und als dann im August die Erntewagen rollten, schloß er für immer die Augen, erst 54 1/2 Jahre alt.

Er ruht auf dem Friedhof in der Heimat. Ich habe ihm einen kostbaren Gedenkstein setzen lassen, obgleich ich wußte, daß das nicht in seinem Sinne war. Was er mir gewesen war, das sollte mich die Zukunft noch besonders lehren.

Auf einem kleinen Platz am Abhang des einzigen Hügels unserer Heimat wird er allein bleiben. Erbbegräbnisse wie in anderen Gegenden kennt man dort nicht, es ist gegen den Sinn der meisten Leute. Dort liegen sie noch Seite an Seite, wie sie der Tod dahinrafft. Mein Grab wird in fremder Erde gegraben werden, weit weg von ihm. Aber es wird auch auf einem Hügel liegen, und meinen Sarg wird man aus den Leichendielen zimmern, die wir

schon zu Lebzeiten aus einer Eiche schneiden ließen, die neben unserem Haus in der alten Heimat stand.

Was sollte ich nun anfangen? Dunkel lagen alle Wege vor mir. Da erinnerte ich mich der Worte, die mein Mann mir einmal auf seinem Krankenlager gesagt hatte, als ich um meine Zukunft bangte: "Behalte Deine Schlafstube."

Damals verstand ich nur dunkel, was er damit sagen wollte, aber jetzt war ich mir mit einem Male klar darüber, daß es bedeuten sollte: Bleibe selbständig, damit du im Alter von keinem Menschen, auch nicht von deinen Kindern abhängig bist. Und das Testament, das wir schon zu Lebzeiten gemacht hatten, gab mir die Möglichkeit dazu, denn es bestimmte, daß ich die alleinige Erbin unseres Besitzes bis zu meinem Tode sein sollte. Und es enthielt auch keine einzige Bestimmung, die mich irgendwie abhängig gemacht hätte. Ich verpachtete nun die Besitzung, beherzigte aber die Worte meines Mannes und behielt drei Räume für mich.

Im Laufe des Jahres merkte ich, daß mein Pächter nicht der allerbeste Bruder war. Er bezahlte nicht mehr pünktlich die Pacht, so daß ich mich gerichtlich mit ihm auseinandersetzen mußte. Es wurde mir unheimlich, mit einem Menschen unter einem Dache zu wohnen, mit dem ich vor dem Richter gestanden hatte. Des Nachts fand ich keine Ruhe mehr, und weil ich wußte, daß er streitsüchtig war, hatte ich schon mal die Absicht, mir zur Sicherheit einen Revolver zu kaufen.

Als sich der Todestag meines Mannes zum ersten Male jährte, ließ ich alle Arbeit ruhen, um diesen seinem Gedächtnis zu weihen. In der Nacht erschien er mir im Traum. Er sah sich in der Schlafstube um, als wollte er prüfen, ob ich seinen Worten gefolgt war. Ohne ein Wort zu sagen, ging er in meine Wohnstube. Ich erzählte ihm dann die Geschichte von meinem Pächter. Er hörte sich alles an und sagte: "Du brauchst nicht bange zu sein, das wird alles gut ablaufen." Darauf sah er sich noch einmal im Zimmer um und war plötzlich verschwunden. Ich hörte aber immer noch seine Stimme, die mir zurief: "In acht Jahren komme ich wieder."

Es war nur ein Traum. Ich weiß es. Doch als ich am anderen Morgen erwachte, hatte ich neuen, frohen Mut.

Die Worte meines Mannes gingen bald in Erfüllung. Mein Pächter bezahlte seine Pacht nicht, und so hatte ich den besten Grund, ihn an die Luft zu setzen. Die neuen Pächter waren recht ordentliche Leute, mit denen ich noch heute in freundschaftlicher Verbindung stehe.

Mein Sohn hatte inzwischen eine Anstellung in einer Großstadt in Schleswig-Holstein gefunden. Als mein Schwiegersohn ihn und zugleich auch einige Landsleute, die sich im Norden Schleswigs angesiedelt hatten, einmal besuchten, bekam auch er Lust umzusiedeln. Der Vater meines Schwiegersohns war Feuer und Flamme und gab sofort seine Einwilligung. Nun lag es bei mir, denn ohne mein Vermögen konnten sie wenig anfangen. Ich aber konnte mich nur schwer entschließen. Immer stand mir das Mahnwort meines Mannes vor Augen: Behalte deine Schlafkammer! Auf ihre Bitten versprach ich schließlich meiner Tochter ihren kindlichen Anteil. Sie mochten ziehen, ich aber wollte auf meine alten Tage meine Heimat nicht mehr verlassen und zurückbleiben.

Voll schwerer Gedanken saß ich allein in meiner Stube. Schlaf konnte ich nicht finden, darum setzte ich mich noch vor die Haustür auf die Bank. Es war ein herrlicher Abend. Der Mond breitete sein Licht über die ebenen Felder, und ein leises Rauschen kühlte die heißen Wangen. Die Nachbarn waren noch sehr beschäftigt. Die Kühe waren eingetrieben, beladene Heuwagen fuhren vorbei, und in den Ställen heulten die Schweine bei der Fütterung. So wirst du oft noch einsam sitzen müssen, ging es mir durch den Sinn, wenn sie nach Holstein ziehen. Alle haben sie ihre Beschäftigung, nur du sitzt dann hier allein und verlassen. Und wenn du krank wirst, müssen dich fremde Hände pflegen. Ließen sich denn noch so alte Bäume verpflanzen? So grübelnd saß ich noch bis tief in die Nacht hinein, um zu einem Entschluß zu kommen.

Nein, ich wollte nicht allein bleiben und meine letzten Tage in Einsamkeit zwischen fremden Menschen vertrauern. Wenn meine beiden Kinder in Schleswig-Holstein eine neue Heimat finden konnten, warum sollte ich es nicht auch? Und der Gedanke, daß Bruder und Schwester wieder zusammenkamen, machte mir meinen Entschluß leichter.

Und so ist es gekommen, zehn Kilometer weit wohnen sie heute auseinander und können sich gegenseitig mit Rat und Tat zur Seite stehen. Und ich bin glücklich, daß ich das noch mit ansehen darf.

Hunderttausend Mark erzielten meine Kinder für beide Besitzungen. Als ich von dieser Summe hörte, bekam ich einen Schreck. Nie in meinem Leben hatte ich mir ausgerechnet, was ich in Grund und Boden an Wert besaß. Ich hatte immer nur mit dem Geld gerechnet, was wir mühselig zusammengespart hatten.

"Nach acht Jahren komme ich wieder," hat mir mein Mann im Traum gesagt. Wie oft denke ich daran, ob dieser Traum wohl wahr werden könnte. Alles hat sich erfüllt: Meine Sorgen sind von mir genommen, und mein Leben ist ruhig geworden. So komme denn der Tod. Ich sehe ihm gefaßt ins Auge.

In meiner Stube, oben im Hause, von wo mein Blick über die Hügel und Täler geht, habe ich diese Blätter niedergeschrieben und dabei mein Leben noch einmal in allen Einzelheiten durchdacht. Das weiß ich jetzt: Wunderbar hat mich Gott durchs Leben geführt, durch Trübsal und Gefahren, durch Freude und Glück. Und was auch immer kommen möge, ich gebe mich ganz in seine Hände.

Ein Lied, das wir in meiner Jugendzeit so oft sangen, summt mir in den Ohren. So will ich damit diese Erinnerungsblätter schließen:

> Üb immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab, und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab.

Dann wird die Sichel und der Pflug in deiner Hand so leicht, dann singest du beim Wasserkrug, als wär' dir Wein gereicht.



Fritz Wiechering
MEINE LEBENSERINNERUNGEN
1896 - 1947



I. DAS ELTERNHAUS

Am 23. November 1896 erblickte ich in der "Tüskenkamern" (Zwischenkammer), dem einzigen Schlafzimmer unseres Hauses, Dielingen Nr. 109, auf der "Alten Windmühle" nachmittags um 4 Uhr das Licht der Welt. Viel Licht fiel nicht in diesen Raum, der auf der Westseite lag, ein Fenster hatte und noch von einem mächtigen Kastanienbaum überschattet wurde¹.

Das Haus, das ich mein Heimathaus nenne, worin ich geboren wurde und aufwuchs, von wo aus ich den Gang in die verhüllte Zukunft antrat, in das Dunkel, das alles Leben umgibt, das auch meine Kinder Gerda und Günther in ihren jüngsten Jahren kennenlernten, steht noch heute in allen Einzelheiten deutlich in meiner Erinnerung. Heimat, Jugendzeit – das sind Wörter, die – trotz aller Ernüchterung in unserer bewegten Gegenwart – in mir vieles von dem zum Klingen bringen, was die alten Volkslieder davon singen.

In meiner frühesten Jugend wurde es von meinen Eltern umgebaut und erweitert, von dem Altbau, in dem ich geboren wurde, weiß ich nichts mehr.

Eine zweite Wohnstube entstand, die "beste Stube" und eine neue große Scheune. Das alte Fachwerk mit Lehmwänden wurde entfernt und die Seiten des Hauses in Backstein aufgezogen und mäßig erhöht. Ganz neu entstand die Vorderfront, die mit ihrer großen, grün angestrichenen "nien Dür" einen Neubau vortäuschte, zumal der Anblick der neuen Scheune hinzukam. Dagegen hatte die Hinterfront zu meinem Ärger einen Schönheitsfehler. In ihrem Giebel blieben noch drei alte weiße Fachwerkquadrate erhalten, deren Weiß sich von den mit roten Backsteinen ausgefüllten Fächern un-

¹Die beiden ersten Sätze sind vom Herausgeber dem Kapitel "Fakten und Daten" entnommen und zum besseren Verständnis hier an den Anfang gestellt worden.

schön abhob. Ich konnte nicht verstehen, warum mein Vater, der doch beim Bauen nicht mit Geld gespart hatte, diese nicht entfernt hatte. Mit einem geringen Kostenaufwand hätte sich das ändern lassen. Sooft ich ihn auch darum anging, er wollte nicht.

Diese drei weißen Fächer blieben mir dauernd ein Dorn im Auge und ein steter, bitterer Tropfen in meiner Freude und meinem Stolz über unser sonst so schönes Haus. Gern hätte ich es auch gesehen, wenn das Dach ganz mit Dachziegeln belegt gewesen wäre, die obere Hälfte nicht noch ein Strohdach gehabt hätte. Aber dagegen sprachen einleuchtende, praktische Gründe: Ein Strohdach hält im Winter warm und ist im Sommer kühl. Außerdem war das bei den meisten Häusern so, aber die neue Scheune hatte ein vollständiges Ziegeldach. Das zeugte doch deutlich davon, daß nicht etwa Sparsamkeitsgründe oder Rückständigkeit es so bestimmt hatten, sondern eben dieser praktische Grund. Mit diesem Argument war meiner Eitelkeit Genüge getan, damit konnte ich auch bei allen Jugendfreunden das halbe Strohdach verteidigen.

Die Scheune war der besondere Stolz meines Vaters. Er hatte darin alles untergebracht, was sonst auf den Höfen vereinzelt an Schuppen und Ställen herumstand. Er war sein eigener Architekt gewesen, unterstützt wohl von seinem älteren Bruder Friedrich, einem tüchtigen Maurermeister. Die Scheune wurde an die vordere Giebelfront des Hauptgebäudes angebaut, und man konnte von der Diele des Wohnhauses aus durch einen Gang in alle Scheunenräume kommen. Der Heuboden befand sich dort, über dem Keller und den Schweineställen bot er im Winter einen besonders guten Wärmeschutz. Man kletterte von der Diele aus auf einer Leiter hoch und kam dann durch eine breite Luke zu dem Heuboden der Scheune. Das mit einem Heupflücker losgerupfte Heu warf man durch die Luke auf die Diele und konnte es dann mit wenig Mühe den Kühen zum Fressen vorschieben.

Der Gang führte von der Diele aus auch zum Abort, zu den Schweineställen und zum Torf- und Holzstall. Wie praktisch! Im Winter und bei Regenwetter brauchte man nicht mehr nach draußen, konnte alles im Trocknen und Warmen erledigen. Das hatte Vater alles wohlbedacht, bevor er zu bauen anfing. Er wollte etwas Endgülti-

ges schaffen und nicht sein Geld in den nächsten Jahren, wenn sich gewöhnlich Mängel erwiesen, durch Veränderungen verplempern. So ging es vielen, wenn der Bau fertig stand, entdeckten sie, wie man es hätte besser machen können. Und dann begann das Abreißen und Umbauen, was doppelte Kosten verursachte. Überhaupt ist es sprichwörtlich geworden, daß der Bauer eine Leidenschaft fürs Bauen hat und sein sauer verdientes und durch eisernes Sparen zusammengekratztes Geld dafür vertut. Manche Landleute gönnen sich nicht das Schwarze unter dem Nagel, betrachten jede Ausgabe für persönliche Bedürfnisse als Luxus, aber sie scheuen sich nicht, die ersparten Märker für Veränderungen an ihren Häusern, Ställen und Scheunen auszugeben, auch wenn nur ein geringes Bedürfnis vorliegt. Ja, mancher hat sich so unnütz in Schulden gestürzt.

Das hatte mein Vater erkannt, und darum überlegte er lange hin und her, bevor er den Umbau vornahm. Er war überhaupt in vielen Dingen anderen überlegen. So sparte er nicht, wenn er sich durch eine Anschaffung einen persönlichen oder wirtschaftlichen Vorteil versprach. Mit seinem zweitältesten Bruder Wilhelm kaufte er schon früh den gerade aufkommenden Spitzdrescher für Kleinbetriebe und konnte nun in der arbeitsärmeren Zeit des Winters gemeinsam mit seinem Bruder ohne fremde Hilfe dreschen. Man half sich gegenseitig, nutzte die Maschine gemeinsam und sparte so den Lohn für zusätzliche Arbeitskräfte oder für die Lohndrescherei. Das nur als Beispiel für vieles andere. Er war sich dieser Überlegenheit auch bewußt und pflegte zu sagen: "Das Geld ist leicht unnütz weggeworfen. Man muß erst mit dem Kopf arbeiten, sonst stößt man mit 'de Morse' um, was die Hände gemacht haben."

Am Anfang des beschriebenen Ganges in die Scheune ging es rechts in den Keller. Keller ist eigentlich zuviel gesagt, wenn man sich dabei einen Raum vorstellt, der unter einem Hause oder unterhalb der Erdoberfläche liegt. Auf der "Alten Windmühle" - so hieß unser Ortsteil - stand das Grundwasser viel zu hoch, unterkellern konnte man deshalb nicht. Außer den Mieten auf dem Feld draußen fehlte es aber in den Häusern an einem sicheren Ort vor

Frost und Kälte, wo man Früchte wie Rüben, Möhren, Kartoffeln und dergleichen aufbewahren konnte. Eßkartoffeln wurden oft unter den Betten im Schlafdulk aufbewahrt, was aus hygienischen Gründen ein Übel war.

Mein Vater hatte also dies Kellerproblem gelöst. Er baute zu ebener Erde in der neuen Scheune einen großen, frostsicheren Raum, dem auch der härteste Winter nichts anhaben konnte. Die Außenmauern machte er außergewöhnlich dick und ließ sich davon auch durch seinen Bruder, den Maurermeister, nicht abraten, der als Fachmann erklärte, daß so eine Vorsicht unvernünftig sei. Aber so sei er, der jüngste Bruder, von den Eltern etwas verzogen, müsse er immer mit seinem dicken Kopf gegen die Wand anrennen. Wie ich dieses Monstrum von Außenwand in Erinnerung habe, hatte er da wohl nicht so unrecht. Im ganzen Dorf gab es nirgendwo solche Kellermauern, und es wurde viel über diese Marotte meines Vaters geredet. Doch das kümmerte ihn nicht, er lachte sich still ins Fäustchen, wenn die anderen bei Frostwetter Sorgen hatten.

Auch der Abort war geschützt und unauffällig zu erreichen. Er lag am Ende des Ganges, der von der Hausdiele zu den Schweineställen führte. Die Exkremente flossen in die große Jauchegrube, welche die ganze Hinterfront der Schweineställe einnahm. Mein Vater gehörte zu denen im Dorfe, die auch hier früh erkannt hatten, wie wirtschaftlich die Verwendung der Jauche war. Bis dahin ließ man sie laufen und absickern, was schon aus hygienischen Gründen abwegig war. In meinen frühen Kindertagen gab es überhaupt noch keinen Abort auf den Höfen. Wir gingen nach draußen auf den "Mistfall", der auch noch zur Straße lag, so daß man sich den Augen der Vorbeikommenden ausgesetzt sah. Doch das genierte nicht weiter, man ging oft mit einer scherzhaften Redensart über die Situation hinweg. Oft hörte man: "Soll ich Dir auch einen Misthaken bringen?"

Bald aber setzte die Behörde diesen mißlichen Zuständen ein Ende. Sie verpflichtete jeden bis zu einem festgesetzten Zeitpunkt, eine Abortanlage zu schaffen. Die meisten bauten daraufhin ein "Schiethüsken", das sie an die Haufront klebten, wo es wie ein



6. Hof der Eheleute Heinrich und Sophie Wiechering, "Auf der Windmühle", Kirchspiel Dielingen, Altkreis Lübbecke. Vor dem Haupthaus die neuerbaute Scheune. Aufnahme bei einer Zusammenkunft der Nachbarn um 1900. Die älteren Frauen in der Tracht des Kirchspiels Dielingen. Aushängeschild auffiel. Wahrlich kein schöner Anblick! Trotzdem, man fand es praktisch, etwaige Düfte verflüchtigten sich ins Freie, dafür nahm man andere Unannehmlichkeiten in Kauf, das Sitzen im Kühlen oder auch den "duftenden Empfangsgruß", wenn man in das Haus kam. Mein Vater dachte also auch darin weiter und sah sich nicht enttäuscht, denn in unserem Hause stank es nicht nach dem Abort.

Wie sinnvoll auch die Lage der Schweineställe! Meist waren diese in einem Nebengebäude untergebracht, so daß man durch Wind und Wetter über den Hof mußte, wenn man füttern wollte oder sonst darin zu schaffen hatte. Und das kam täglich ein paarmal vor.

Ebenso war auch der Torfstall, unabhängig von jedem Wetter, trocken zu erreichen. Er war groß und geräumig, weit über das allgemeine Maß, und barg außer Torf auch die Holzvorräte (später auch die Kohlen), die gewöhnlich draußen gestapelt lagen; Kummer mit nassem Brennholz hatten wir also nicht.

Viele Fuder Torf nahm dieser Stall auf, und in jedem Herbst war er bis obenhin gefüllt. Wir kamen in den härtesten Wintern nicht in Verlegenheit. Mit Heizung wurde - wie in manchen Häusern nie gespart, in unserer Stube war es immer angenehm warm. Das zog häufig abendliche Klönbesucher an. Außer Torf stach mein Vater die Grasnarbe des Moorgrundstückes ab. "Schullen" nannte man diese quadratischen Stücke, und wenn eine oder gar zwei davon in den Holzofen wanderten, der vom Fleet aus geheizt wurde, gab es eine Hitze, daß die Eisenplatten dieses Kastenofens rot erglühten. Die Darstellungen auf den Eisenplatten hoben sich dann dunkler und wirkungsvoller ab. Vor allem mußte tüchtig mit diesen Schullen geheizt werden, wenn Pickert, eine westfälische Spezialität aus geriebenen Kartoffeln, gebacken wurde. Dann gab es zugleich auch noch eine duftende Wärme im Zimmer, die den Appetit anregte, wie über allem eine sichere Geborgenheit lag. Den großen Ohrensessel, der hinter dem Ofen stand (ich benutze ihn noch heute als Schreibtischstuhl), mußte man räumen, so stark war die Hitzestrahlung. Saß man zu lange, dann glühte das Gesicht feuerrot.

Nichts war meinem Vater so sehr zuwider als Sparsamkeit am falschen Platze. So einfach auch alles war, in den Dingen des täglichen Bedarfs, vor allem an Essen und Trinken durfte kein Mangel herrschen, allerdings durfte auch nichts unnütz ausgegeben werden. Diese großzügige Heizung - das war nicht auf allen Höfen so - konnte er sich leisten, weil er Selbstversorger war. Im Oldenburgischen hatte er ein Torfgrundstück erworben, das für Generationen reichte. Die anderen Bauern mußten vielfach Torf für bares Geld erwerben. Außerdem besaß er noch das Ochsenmoor, das besonders schwarzen und festen Torf mit bester Heizkraft lieferte. Im Frühjahr ging es eine Woche lang zum Torfstechen und -baggern, und an Tagen, wo es nicht so eilig war, fuhr er ihn ein. Es war ein weiter Weg dorthin, vier Stunden nahm er wohl in Anspruch. Doch weil es in einer arbeitsarmen Zeit geschah, versäumte man nichts, ja, man hatte diese Zeit nutzbringend und erholsam zugleich ausgefüllt. Für mich bedeuteten die Fahrten ins Moor eine fast festliche Abwechselung. Was erlebte man da nicht alles in der Weite der Moorlandschaft! Wir mußten die Hunte durchqueren, die nur durch einen Steg für Fußgänger überbrückt war, zwei zusammengelegte, schmale Balken, nur an einer Seite mit einer Handleite versehen. Das war immer ein Spaß, über diesen schwankenden Steg zu gehen, Freude gleichsam an der Gefahr. Und um unseren Mut zu erproben und zu demonstrieren, schaukelte man noch ein wenig, wenn man die Mitte erreicht hatte. Das führte dann schon mal zu einem unfreiwilligen und nicht ganz ungefährlichen Bad. Als es mir einmal passierte, quittierte mein Vater das mit einigen Peitschenhieben.

Dann kam die große Gänsewiese mit dem kleinen Backsteinhäuschen darin. Eine ganz besondere Schau, vor allem auch der Gänsehirte, der in meinen kindlichen Augen wie ein Mensch aus einer anderen Welt auf mich wirkte. Und dann die dunklen Moorkuhlen, Geheimnisse bergend, genährt durch Gruselgeschichten, der wackelnde Moorgrund, die Pflanzenwelt! Das Wollgras erregte mein besonderes Interesse. Ich dachte, man müßte es doch wie Baumwolle als Spinnstoff verwerten können. Begehrt war auch das Kolbenrohr oder der Rohrkolben – nie habe ich gelernt, welches von beiden die richtige Bezeichnung ist –, wir nannten sie "Bullenpiesel".

Warum, das weiß ich nicht. Weil man sie zum Antreiben des Zugviehs verwenden konnte, vielleicht? Aber ich habe nie gesehen, daß man sie dazu benutzte. Fritz Wiese, der meinem Vater beim Torfstechen half, brachte zu meiner Freude immer ein Bündel davon mit. Dieser eigenartige Reiz, wenn man mit der Hand über den grüngrauen, samtenen Kolben fuhr!

Die Bewohner dieses südlichen Teiles des Großherzogtums Oldenburg waren noch einfache Bauern mit vielen Moorgrundstücken. Obwohl auch unser Teil des nördlichen Zipfels von Westfalen nicht gerade den höchsten Lebensstandard besaß, galten diese Moorbauern um Damme in den Augen meines Vaters als primitiv. Er erzählte Wunderdinge von ihren Eigenarten. Zusätzlich zur Landwirtschaft und Viehzucht verschafften sie sich Einnahmen durch Torfstechen und -baggern. Den Torf verkauften sie in die umliegenden Dörfer, die keinen Anteil am Moor hatten und Kohle zu Heizzwecken nur vereinzelt bezogen. Das kam erst nach und nach, als der Kohlenhandel sich organisierte und die Anfuhr von Kohlen bequemer wurde als die des Torfs, dabei wurden die alten Holzöfen durch modernere öfen ersetzt.

Im Herbst, wenn die Feldarbeit zu Ende ging, kamen die "dammeschen Bernds" an den Sonntagen ins Dorf und kassierten das Torfgeld ein. Viele trugen den Vornamen Bernhard, der in meinem Heimatdorf kaum vorkam, dagegen im katholischen Oldenburgischen sehr beliebt war. Auch die andere Konfession - wir waren evangelisch lutherisch - trug dazu bei, daß man sie als eine besondere Art Mensch ansah. Sie trugen recht einfache, dunkle Sonntagskleidung, als Spazierstock benutzten sie einen selbstgeschnitzten Stock.

Mein Vater machte beim Torfstechen im Frühjahr mit manchen Leuten der Gegend Bekanntschaft und erzählte abends zu Hause von ihren Eigenarten. Bei ihrer schmutzigen Arbeit machten sie nicht den saubersten Eindruck. Weil es auch eine schwere Knochenarbeit war, kamen sie vor Müdigkeit nicht mehr dazu, sich abends gründlich zu waschen. So trugen sie den Dreck einer ganzen Woche an sich, verschoben die gründliche Säuberung auf den Sonntag, wenn sie sich zum Kirchgang rüsteten. Auch von ihrer Essens-



7. Der alte Weg in das Oldenburger Moor südlich der Dammer Berge. Seit 1932 führt an der Stelle der alten Furt eine Brükke über die Hunte (im Vordergrund rechts das Geländer). Aufn. 1983.



 Überwachsene Moorkuhle im Oldenburger Moor. Hier wurde zur Kinderzeit von Fritz Wiechering noch Torf gestochen. In Rußland erinnerte er sich beim Bahnbau an diese Kuhlen (s.S. 358). Aufn. 1983. weise und ihrem gesunden Appetit wußte Vater Wunderdinge zu erzählen. Dabei war auch er kein Kostverächter, aber er sah sich von ihnen noch übertrumpft. "Brotschneiden in Scheiben, dazu nehmen sie sich keine Zeit. Mit ihrem großen Taschenmesser schneiden sie sich mundgerechte Schwarzbrotplöcke ab und nicht zu kleine Stücke von rohem Speck, der oft schon überjährig und gelsterig ist. Und wenn der Zichorienkaffee nicht reicht, löschen sie den Durst mit ungekochtem Moorwasser aus der Moorkuhle. Die fettige Messerklinge wird übers Hosenbein gerieben und ist dann wieder sauber für die nächste Mahlzeit." So ungefähr schilderte er sie, humorvoll, aber nicht abschätzig. Man spürte doch die Achtung, die er ihrer einfachen Art zollte.

Wir aßen das Schwarzbrot in hauchdünnen Scheiben, mit Butter bestrichen und mit Schinken oder Wurst belegt.

Flett und Hausdiele waren in meinen jungen Jahren noch nicht abgeschiert, das heißt, voneinander durch eine Wand abgetrennt. Durch das kleine Fenster in der Wohnstube fiel der Blick frei über die Diele bis zur großen "nien Dür", die in der Mitte der Stirnseite des Hauses das Einfahrtstor für die Fuhren, besonders auch für die hohen Erntefuhren war.

An der einen Seite der lehmgestampften Diele lagen die Kuhställe. Im unteren Teil trennte mein Vater später eine Box ab, wo er seinen Ackergaul unterstellte. Darüber lag der Hühnerbalken, in der Höhe der "Hiele", die sich über die Kuhställe erstreckte und die den Übergang zum großen Kornboden bildete. Für die Hühner richteten wir später eine Kammer auf der gegenüberliegenden Dielenseite in der Bodengleiche ein. Das hatte den Vorteil, daß wir die Eier bequemer einsammeln und die Hühner nun durch ein Fenster direkt in den umzäunten Auslauf hinter dem Hause gelangen konnten. Sie beschmutzten auch nicht mehr Diele und Flett und bauten nicht mehr heimliche Nester irgendwo in Haus und Scheune. Nach dem Flett hin lag anschließend an den Viehstall noch eine Kammer, die anfangs als Rumpelkammer für allerlei Kleingerät, Handwerkszeug und dergleichen gedient hatte. Später, als meine Schwester herangewachsen war und nicht mehr mit den Eltern zusammen in der "Zwischenkammer" schlafen mochte,

wurde sie als Schlafkammer für sie eingerichtet. Sie trat sie ab und zog in die "gute Stube" um, wenn ich mit meiner Familie auf Besuch kam. Häufig störten nachts Geräusche aus dem Stall. Man gewöhnte sich aber nach ein paar Nächten daran.

An der anderen Seite der Diele lagen - vom Flett aus gesehen - die Molkenkammer, eine geräumige Häckselkammer und die schon erwähnte Hühnerkammer. Die Hiele darüber war durch eine Wand abgekleidet und nicht wie die gegenüberliegende Hiele über dem Kuhstall nach der Diele hin offen. Sie wurde wenig benutzt.

In der Molkenkammer wurde die Milch aufbewahrt und verarbeitet. In meiner frühesten Jugend goß man die frisch gemolkene Milch noch in "Setten" (Tonschalen) und ließ sie darin stehen, bis der Rahm sich abgesetzt hatte. Mit einem Löffel schöpfte man ihn ab und sammelte ihn im "Schmantpott". Viele machten es sich bequemer, sie pusteten den "Schmant" ab, ohne daran zu denken, wie unhygienisch das war. Der angesäuerte Rahm wurde in der Butterkarne, einem zylindrischen Holzgefäß, zu Butter verarbeitet. Ein Stampfer mit einer kreisrunden, durchlöcherten Scheibe an dem einen Ende mußte solange auf und ab bewegt werden, bis sich die festen Teile von der Buttermilch trennten. Um diesen Prozeß der Verbutterung zu beschleunigen, mußte sparsamst heißes Wasser zugesetzt werden. Wenn man das übertrieb, "verbrannte" die Butter und bekam eine unansehnliche weiße Farbe. Das war immer die heimliche Sorge meiner Mutter, denn wenn ihr das passierte, blieb die Butter unverkäuflich und mußte im Haushalt verbraucht werden. Wir schwammen dann für einige Tage in Butterfett. Und weil sie es immer eilig hatte, besonders in den Sommertagen, und dann, wenn es nicht recht "buttern" wollte, sie dann in ihrer Eile noch eine Schöpfkelle heißes Wasser zum übrigen riskierte, überfiel sie dieses Pech. Doch so ein großes Unglück war es wiederum auch nicht, unser Verbrauch an Butter war groß. Im Essen und Trinken wurde in meinem Elternhaus nie gespart. Das wenigstens wollten sie sich bei der vielen und schweren Arbeit doch vom Leben nehmen. Als dann die Margarine aufkam und manche Bauern ihre teure Butter verkauften und dafür aus Sparsamkeitsgründen die billigere Margarine einhandelten, geißelte mein Vater dieses Verhalten mit bitteren Worten. Das heiße, sich ins eigene Fleisch schneiden.

Früh schon kamen wir von dem damaligen Verfahren der Butterzubereitung ab. Zunächst probierten wir noch einige neu aufgekommene Geräte aus, gingen aber schon bald zur Zentrifuge über. Die hygienisch einwandfreiere und jetzt aus Süßrahm hergestellte Butter ließ sich auch besser absetzen. Doch es gab Leute, die diese Süßrahmbutter nicht mochten und die würzigere Bauernbutter verlangten, die nun zu einer Rarität wurde.

Eier und Butter nahm der Kaufmann in Zahlung. Er führte gängige Waren aller Art wie Hausratsartikel, Kolonialwaren, Konfektionsartikel usw. Beide Parteien waren bestrebt, möglichst viel Bargeld herauszubekommen.

Zwischen Molken- und Hühnerkammer lag die große Häckselkammer, in der die Häckselmaschine stand, die durch einen Göpel angetrieben wurde. Der Göpel war eine Maschine nach meinem Geschmack. Ich trieb gern das vorgespannte Zugvieh an, setzte mich dabei auf den Göpelbaum und ließ mich wie beim Karussel im Kreise drehen. Nur so schnell wie ein Karussel ging es nicht. Meine Eltern sahen es nicht gern, wenn ich mich "fahren" ließ. Sie wußten, daß ich zum Träumen und Phantasieren neigte und meine Aufmerksamkeit dann leicht nachließ. Mein Gespann merkte das gleich und ließ in der gleichmäßigen Gangart nach, was sich sofort auf die Häckselmaschine übertrug. Meinem Vater, der sie bediente, blieb das nicht verborgen. Er merkte, daß ich wieder "dämelte". Ein Donnerwetter durch das Fenster schreckte mich dann gewöhnlich auf und die strenge Anweisung, hinter dem Gespann herzutrotten, wurde gegeben. Ich glaube auch, daß das Sitzen auf dem Göpelbaum nach den landwirtschaftlichen Unfallverhütungsvorschriften verboten war. Trotzdem versuchte ich, mir dieses Vergnügen immer wieder zu verschaffen. Vater sah ja nicht dauernd durchs Fenster, und er drückte auch ein Auge zu.

Mit dem Göpel trieben wir auch den Spitzdrescher an, den wir damals gemeinsam mit dem Onkel Wilhelm von der Fischerstadt anschafften. Zwei Hornviehpaare, darunter ein Ochsenpaar, wurden angespannt. Das Antreiben besorgte dann aber mein Vater mit meiner oder des Onkels Hilfe. Auf den gleichmäßigen Antrieb kam es beim Drescher ganz besonders an, sonst blieben Körner im Halm.

Auch das gleichmäßige Einlegen des Korns war dafür eine wichtige Voraussetzung. Mein Onkel Wilhelm in seiner ruhigen Art hatte sich darauf spezialisiert. Es war eine staubige Arbeit und nicht immer ganz leicht, wenn die Garben zum Beispiel ineinander verfilzt waren. Dann konnte es vorkommen, daß die Dreschmaschine plötzlich stillstand, weil sich das Stroh fest und dick um die rotierende Dreschwalze gewickelt hatte. Es gab dann eine unfreiwillige Pause, die uns Kindern ganz gelegen kam, den Alten aber eine zusätzliche Arbeit bescherte. Das festgewickelte Stroh mußte mit dem Messer stückweise von der Walze getrennt werden, und man konnte froh sein, wenn nichts Weiteres passiert war und keine Reparaturen nötig wurden.

Diese Dreschtage bei uns und auf der Fischerstadt waren trotz der anstrengenden und staubigen Arbeit für uns Kinder frohe Stunden. Neben meiner jüngeren Schwester und mir waren mit von der Partie der Vetter Wilhelm und die Basen Sophie und Dora. Einer von uns Jungen mußte die Garbenseile durchschneiden und die geöffnete Garbe dem Onkel auf den Anlegetisch werfen. Das gab bei schlecht eingebrachtem Korn jedesmal eine besonders starke Staubwolke, und der liebe Onkel bekam davon das meiste mit. Aber er ertrug viel, nur wenn wir die Garben von weitem zu hart hinwarfen, wies er uns zurecht, aber immer im ruhigen Ton. Er verstand überhaupt gut, mit Kindern umzugehen, beachtete ihre Interessen und wußte sie für die Arbeit zu interessieren. Mein Vater dagegen war eine verschlossene Natur und konnte sich nach außen hin nie weich und aufgeschlossen geben.

Eine andere Arbeit, die uns Kindern aufgetragen wurde, war das Wegschleppen und Aufstapeln der dicken Strohbündel, die meine Mutter und die Tante abnahmen und bündelten. Es blieb dabei immer noch Zeit, uns im Strohhaufen zu tummeln, Höhlen und Gänge zu bauen und uns darin zu verstecken. Das sahen die Alten mit scheelen Augen an. Wir schleppten nicht flott genug ab, die Strohhaufen türmten sich auf der Diele und lagen den Binderinnen im Wege oder Seile lösten sich, wenn wir im Strohberg wühlten. Aber ganz wollten sie diese Freuden für uns wohl nicht unterbinden, um auch nicht unsere Arbeitslust zu dämmen. Und wieder war es der Onkel, der das meiste Verständnis für uns hatte.

Nach dem Dreschen gab es ein gutes Abendbrot, das die Frauen ausrichteten, während wir anderen das Stroh auf den Boden schafften. Alle brachten einen guten Appetit mit, und in der großen Tafelrunde schmeckte es besonders gut. Als "Herrenfraß" dünkten uns die eingemachten Heringe, von denen auch wir Kinder mühelos einige verdrückten. Man bezog sie als Salzheringe - wenn nicht beim Kaufmann - faßweise billig aus Bremerhaven.

Nach dem Abendbrot mußte noch das ausgedroschene Korn über die Wehmühle gedreht werden. Aber dazu wurden nicht mehr alle benötigt. Die Tante mit den Basen ging nach Hause und besorgte die anfallende Hausarbeit und meine Mutter tat dasselbe bei uns. Mein Vater schleppte die Kornsäcke auf den "Bürn" (den Boden über den Wohnräumen), wir Jungen drehten abwechselnd die Mühle und der Onkel schaufelte das Kaff und Korn ein. Nun konnte man auch beurteilen, ob das Korn gut oder schlecht "gegürlt" hatte. Zurück blieb nun der Haufen Kaff, der am anderen Tage verstaut wurde, und der Staub, den meine Mutter mit dem Heidebesen zunächst grob beseitigte.

Um wieviel mühsamer und beschwerlicher war das Dreschen, als wir diesen Spitzdrescher noch nicht besaßen. Die Garben wurden gelöst und auf dem Lehmboden der Diele ausgebreitet. Vier Mann schlugen dann im Takt die Körner mit dem Dreschflegel aus den Ähren. Jedes Holz des Flegels hatte einen anderen Klang, im Vierertakt erklang ein eigenartiges Lied der Arbeit, das jäh zersprang, wenn ein Unrhythmischer aus dem Takt geriet. Es gab eine Stockung, ein Suchen, den Takt wieder aufzunehmen. Auch gab es Ärger und Anschnauzer, wenn dies nicht sofort gelingen wollte. Viele Wintertage nahm diese Art des Dreschens in Anspruch.

Das backsteingepflasterte Flett, das Diele und "Achterkimmet" (Wohn- und Schlafzimmerflucht) voneinander trennte, besaß zwei Seitentüren, die eine führte zur Straßenseite, die andere in den Auslauf für Hühner und Schweine, wo auch Göpel und Soot lagen, ebenso eine kleine Rasenfläche für die Bleiche. Vom Ziergarten mit Blumen und Beeren hinter und neben dem Hause war dieser Grundstücksteil durch einen hohen Maschendraht abgeschieden.

so daß die Hühner keinen Schaden darin anrichten konnten. Vom Nachbarhof Schlüter/Hillingmeier grenzte uns eine Ligusterhecke ab, eine Holzpforte darin verschaffte uns gegenseitigen Zugang. Hier standen auch einige Obstbäume, ein großer Griesbirnenbaum und ein Sommerapfelbaum, deren Früchte von uns Kindern besonders geschätzt wurden, natürlich auch von den Nachbarskindern. Nur ein Kirschbaum fehlte, was ich sehr bedauerte, denn Kirschen aß ich für mein Leben gern. Es gab sie bei unserem Nachbarn Gräper, und in der Reifezeit ging ich stibitzen wie die Spatzen und Stare. Das gefiel meinen Eltern nicht. Aber alles Bemühen, einen Kirschbaum hochzuziehen, schlug fehl. Hart an der Grenze zu unserem Grundstück stand ein Eierpflaumenbaum. Man konnte darüber streiten, ob er uns oder Schlüters gehörte. Die Pflaumen probierten wir schon halbgrün. In größeren Mengen genossen, verursachten sie uns starke Bauchschmerzen und hatten eine starke Wirkung auf die Verdauung. Wenn wir die Hosen voll hatten, setzte es Püffe und Hiebe.

Die Tür vom Flett aus zur Straßenseite führte auf einen kahlen Vorplatz, der wieder vom Ziergarten und einer Laube durch Ligusterhecke getrennt war. Links lag der große Mistfall hinter den Kuhställen, den mein Vater fachgerecht auszementieren und einfassen lassen hatte, so daß keine Jauche ausfließen konnte und auf dem Hofplatz keine unangenehmen Jauchepfützen entstanden wie auf manchen anderen Höfen. Das alles hatte große Kosten verursacht - wie auch die große Jauchegrube hinter den Schweineställen -, aber sie wurden aufgewogen durch die Verwertung der Jauche als Dünger für Wiesen und Saatfelder. Bei vielen versickerte noch ein Teil hinter den Ställen, das verpestete die Luft, verseuchte den Boden und schuf eine Brutstätte für die lästigen Fliegen. Der feste Untergrund der Grube erlaubte auch eine bequemere Abfuhr des Mistes und ersparte damit Arbeitskraft bei Mensch und Tier.

Auf unserem Vorplatz saßen wir bei gutem Wetter in der Schummerstunde. Dabei bahnte sich häufig ein Klön mit Vorübergehenden an. Gewöhnlich wurde er durch die Redensart "Na, hägge ju dor henset't?" (Na, habt Ihr Euch dort hingesetzt) eingeleitet.

Eines Sommerabends nach getaner Arbeit saßen wir wieder einmal da und genossen die stille Abendstunde - ich besuchte damals schon das Lehrerseminar in Herford und hatte Ferien - da wettete ich mit meiner Schwester Luise, daß alle Vorbeikommenden diese Redensart gebrauchen würden. Ich behielt recht. Zuletzt kam Wilkers Fritz, unser Nachbarssohn, frisch und fröhlich wie immer, und begann anders herum. Weil wir laut auflachten, wurde er ganz beschämt und fühlte sich mit Recht verletzt, bis wir ihn aufklärten. Nun war er rehabilitiert. Wir saßen immer auf einer stabilen, grün angestrichenen Bank, die meine Mutter bei Tischler Foltermann hatte anfertigen lassen, weil sie den selbstgezimmerten Klüngelkram nicht leiden konnte. Auf diese Bank war sie immer besonders stolz. Als die Familie 1930 nach Flintbek bei Kiel auf einen größeren Hof umsiedelte, mußte die Bank mit. Sie stand dort unter einem wunderschönen, großen Walnußbaum, der im Sommer eine angenehme Kühle verbreitete. Gern wurde sie daher auch von dem kranken Vater ihres Schwiegersohnes benutzt, mit dem sie auf ständigem Kriegsfuß stand und ihm daher das Plätzchen nicht gönnte. In ihrer derben Art sagte sie dann: "Nu sitt he all wier up min Vermürgen." (Nun sitzt er schon wieder auf meinem Vermögen.)

Der Backsteinbelag im Flett wurde zum Wochenende blank gescheuert. Mit Wasser und Seife sparte man dabei nicht. Wenn die Steine trocken waren, wurden sie mit weißen Sand bestreut. Dieser Sand kam in der Gegend nicht häufig vor. Wir kauften ihn auf Vorrat. Bauern, die diesen auf ihren Grundstücken fanden, machten ein Geschäft damit, ohne daß es sie viel Arbeitskraft kostete. Damit ist es heute längst vorbei, nirgends wird mehr Sand gestreut. Auch hier brachte der Wandel in Geschmack und Wohnkultur den Ruin dieses Wirtschaftszweiges, der sich zu einer beträchtlichen Einnahmequelle entwickelt hatte. Weißer Sand ist immer noch reichlich vorhanden, aber mehr zum Schaden als zum Nutzen.

Im Flett vor der Molkenkammer stand die Pumpe, mit einem großen Spülbecken aus Zement davor. Eimer und sonstiges Geschirr fanden darunter Platz. Auch hier waren meine Eltern fortschrittlich, denn längst nicht alle Häuser hatten damals schon Pumpen

in der Küche. Vielfach wurde das Wasser noch mit dem Soothaken aus dem Brunnen gezogen. Bei uns war das Winden am Brunnen nicht nötig, weil bei dem hohen Grundwasserstand die Brunnen nicht sehr tief waren.

Eine Viehtränke, wie sie heute gang und gäbe ist, besaßen wir noch nicht. Das Wasser mußte in Eimern zum Tränken des Viehs getragen werden. Das war eine täglich mehrmals wiederkehrende, schwere Arbeit, besonders für Jugendliche. Ich verabscheute sie. Man mußte aufpassen, daß die Kühe beim Saufen den Eimer nicht umwarfen, was sie versuchten, wenn ihr Durst gelöscht war. Dann schwamm das Futter im Wasser oder es entstanden Wasserlachen, die den Lehmboden der Diele aufweichten. Das gab Ärger und Verdruß, und wenn ich der Sündenbock war, handelte ich mir außer Schelte auch noch Püffe ein. Bei den Milchkühen wurde dem Wasser noch eine Schaufel Mehl zugesetzt. Sie waren daher besonders gierig beim Saufen, leckten den Eimer bis auf den Grund sauber aus und wollten ihn dann immer noch nicht freigeben. Es kam vor, daß sie die Schnauze in dem verjüngt zulaufenden Eimer so verbohrten, daß er ihnen am Kopf festsaß. Wütend schlugen sie ihn dann hin und her, und wenn er sich löste, flog er in hohem Bogen auf die Diele. Die Portion Mehl war genau zugemessen, aber meiner Lieblingskuh gab ich gern eine Extraportion. Mein Vater durfte das aber nicht merken. Auch "klisternde Kühe" gab es, die wollten einen von einer anderen Kuh angebrochenen Eimer Wasser nicht weiter aussaufen. Bei ihnen mußte man höllisch aufpassen, sie waren es in erster Linie, die in einem unbewachten Augenblick den Eimer kurzerhand umkippten. Ja, man mußte schon seine Pappenheimer unter den Kühen kennen. Sie hatten ihre Eigenarten wie wir Menschen auch. Wie wählerisch sie sein können, konnte man auf diese Weise beobachten. Wie sie schnupperten und prusteten, wenn sie schlechtes oder verschmutztes Gras witterten oder abgerupft hatten!

Nach der Straßenseite hin stand ein großer Backtrog. Etwa vierzig Pfund Roggenmehl säuerte und knetete man darin zu Brotteig und formte ihn zu einem mächtigen Quader. Mit der Schiebkarre wurde er zum Bäcker im Dorf gefahren, wo er 24 Stunden lang im Backofen backen mußte. Dieser Pumpernickel, mit dem wir West-

falen - wie auch mit Schinken und Steinhäger - identifiziert werden, reichte in unserem Haushalt für drei Wochen. Wir aßen ihn als "Klappbutterbrot" gern zusammen mit Stuten, einer Art Weizenkleiebrot, den man für eine Mark das Stück beim Bäcker kaufen konnte. Später buk ihn meine Mutter selbst, verbesserte die Qualität, indem sie ihn mit Milch anrührte. Es war nach der Zeit, als der große gemauerte Herd in der Mitte des Fletts ersetzt wurde durch eine moderne Kochmaschine mit Backfach.

Wir aßen den Stuten auch gern ohne Schwarzbrot und mit besonderer Vorliebe, wenn wir auch noch Zucker über die Butter streuen durften. Dann schmeckte er uns wie Kuchen. Mein Vater schnitt die hauchdünnen Pumpernickelscheiben. Heimlich schlich ich manchmal in die Molkenkammer, wo auch das Brot aufbewahrt wurde, schnitt die dünnen schwarzen Scheiben zu der Größe einer Schokoladentafel zurecht und legte dazwischen eine dicke Schicht harter Butter, über die ich Zucker streute. Und nun bildete ich mir ein, gefüllte Schokolade zu essen, wie wir sie manchmal in Schulpausen beim Kaufmann für unsere Zehrpfennige kauften.

Unauffällig nahm auch Vater manchmal von dem großen Brotlaib, aber dann dicke Schnitten, die er in der hohlen Hand verbarg und heimlich, damit die Kühe es nicht merkten und unruhig wurden, im Vorbeigehen seinem Ochsen zusteckte. Der tat, als wenn nichts geschehen wäre. Vater hatte sein Vergnügen daran, die stärksten Ochsen im Dorf zu besitzen, verriet aber nicht, wie er das anstellte. Er hatte großen Erfolg mit dieser Fütterung, die mächtigsten Ochsen weit und breit besaß er und ließ sie gern bewundern. Ich habe noch in Erinnerung, wie einmal ein schönes, starkes Tier für gutes Geld an einen größeren Bauern im Dorf verkauft wurde, der sonst nur Zugpferde hielt. Bei der Heueinfuhr aus dem Bruch zog dann dieses Tier drei Fuder ganz allein und in gemächlicher Ruhe. Als mein Vater das sah, tat es ihm leid um seinen Ochsen. Das ginge über die Kraft des stärksten Tieres, meinte er.

In der Mitte des Fletts stand anfangs noch der gemauerte Herd. Es gab noch keinen Schornstein, der Rauch zog durch die Diele ab und verflüchtigte sich allmählich. Zuvor streifte er aber den Räucherwiem, die obere Dielendecke, die wegen der Brandgefahr mit dicken Bohlen ausgelegt war. Unter den Bohlen liefen
Schienen, in die man die Tragestöcke mit den Würsten, Schinken
und Fleischstücken schob. Dazu benutzte man eine eigens zu diesem Zwecke angefertigte Räuchergabel, so daß man ohne Leiter
auskam, wenn man die Räucherwaren aufhängen oder herunterholen
wollte.

Da wir nur mit Torf und Holz heizten, gab es häufig genug einen dicken Qualm, der das Haus und besonders Flett und Diele verdüsterte, kräftig in die Augen biß und zum Husten reizte. Alle Türen wurden dann aufgerissen, damit Durchzug kam und das Atmen für Mensch und Vieh wieder erträglich wurde.

Dieser Räucherwiem fiel weg, als das Flett abgeschiert und zugleich ein Schornstein gebaut wurde, der so weit war, daß der Schornsteinfeger bei der Reinigung innen hinaufstieg. Bauern sind leicht mißtrauisch, und man bezweifelte, daß er sich jedesmal dieser Mühe unterzog. Unser Schornsteinfeger kannte seine Pappenheimer. Wenn er oben war, setzte er sich auf den Schornsteinrand und fing laut an zu krähen. Das war ein Bild zum Lachen, wenn er wie ein schwarzer Teufel aus dem Schornstein schaute und dabei seine Faxen machte. Er erntete dafür viel Beifall.

Auf den alten Räucherwiem verzichtete man ungern. Angeblich trocknete dort das Fleisch besser aus als in der Räucherkammer und der immer frische Rauch setzte nicht so leicht nassen "Rock" ab, der den Geschmack des Fleisches beeinflußte. Darum räucherte man anfangs noch heimlich weiter unter dem Dielenboden, indem man vom Schornstein aus ein Rohr dorthin führte. Die Brandgefahr wurde dadurch erhöht, und der jährlichen Brandschau blieb es natürlich nicht verborgen, wenn auch das Rohr entfernt worden war. Das verursachte Schwierigkeiten und so bequemten sich nach und nach die meisten dazu, eine Räucherkammer einzurichten.

Nach der Abschirmung des Fletts bekam das Haus ein wohnlicheres Aussehen. Das Achterkimmet war nun von der Diele, den Ställen und gegen Zugwind sowie im Winter gegen Kälte abgeschirmt. Eine Trennwand quer durch die Mitte des Fletts teilte dieses jetzt in Küche und Flur ab. Der alte Küchenherd verschwand und es wur-

de ein transportabler Herd angeschafft. Der Backsteinboden wurde durch bunte Fliesen ersetzt. Die Sandstreu fiel nun fort. Die Küchen- und Kleiderschränke, von denen einzelne bis dahin an den oberen Dielenwänden gestanden hatten, bildeten jetzt zum Teil eine Trennwand.

Vom Flur aus gelangte man in die große Wohnstube und in die Schlafkammer meiner Schwester, die - wie ich schon erzählte auch als Fremdenzimmer diente. Der Flur erhielt eine neue Ausstattung und damit mehr das Aussehen einer Wohndiele. Im Sommer hielten wir uns gern darin auf.

Die Wohnstube erhielt nur wenige Möbel: einen kombinierten Schreib- und Geschirrschrank, einen Tisch mit Binsenstühlen, eingebaute Schränke, die Wohn- und Zwischenkammer voneinander trennten, einen großen Ohrenstuhl, der hinter dem Vierkant-Holzofen stand. Er wird noch Generationen überdauern. Dann gab es eine Uhr, die neuerer Bauart war, immer rund eine halbe Stunde zu früh ging. Das war Absicht, denn man glaubte, dann sicher davor zu sein, sich nicht zu verspäten. Mit dieser Methode hielt man es in allen Bauernhäusern.

Die Seitenwände des Holzofens trugen Darstellungen aus der biblischen Geschichte, die gußeiserne Platte diente zum Pickertbacken. Seitdem diese alten Holzöfen verschwunden sind, ist der Pickert anders, aber nicht besser geworden. Alle Ersatzgeräte konnten diese Öfen nicht hundertprozentig ersetzen. Der geriebene, rohe Kartoffelbrei, mit Mehl und Eiern vermengt, aber ohne Fettzusatz, wurde etwa zwei Finger dick auf die mit einer Speckschwarte eingefettete Eisenplatte aufgetragen. Schön knusprigbraun gebacken, schnitt man die Fladen in handliche, rechteckige Stücke und hockte sie auf dem Tisch auf, damit sie abkühlten und abdampften. Auf die noch warmen Stücke gehörte Butter. Damit sie nicht ablief, drückte man in die Kruste Löcher und aß die Stücke wie Brotscheiben aus der Hand. Als Getränk gehörte dazu Bohnenkaffee, ein Korn dazwischen wurde auch nicht verachtet.

Geheizt wurde der Holzofen vom Flett aus. Er schluckte Berge von Torf oder Holz und mußte häufig nachgelegt werden (Bileggerofen wird er auch genannt). Das Nachfeuern konnte man sich für längere Zeit ersparen, wenn man ein paar Grassoden, die sogenannten Schullen einlegte, von denen ich schon erzählte, die dann aber eine unheimliche Glut entfachten.

Eine Petroleumstehlampe mit einer Kuppel gab dem großen Raum ein nur spärliches Licht. Der Anschluß an die elektrische Stromversorgung kam erst nach dem Ersten Weltkrieg. Man mußte sich schon in den Lichtkegel der Lampe setzen, wenn man lesen, schreiben oder handarbeiten wollte. Handarbeiten im heutigen Sinne kannte meine Mutter nicht. Sie hatte in den wenigen Mußestunden des Abends mehr als genug damit zu tun, die Löcher in den Wollstrümpfen zu stopfen und die Wäsche auszubessern. Und lange blieb man nicht auf, früh legte man sich zu Bett und früh stand man morgens auf. Im Winter war es immer noch dunkel, eine Windschutzlaterne verbreitete das nötige Licht bei den wirtschaftlichen Arbeiten.

Den Geschirr- und Schreibschrank aus dem Wohnzimmer werde ich immer in guter Erinnerung behalten. Er ist heute wunderschön aufgearbeitet und ziert die Diele meiner Nichte. In dem oberen Teil mit Glastüren wurden das bessere Porzellan und die Bestecke aufbewahrt, darunter war der Schreibteil mit einer schrägen Klappe, dahinter gab es viele kleine Trecken und Fächer, darunter waren Schubladen, in denen Wäschestücke aufbewahrt wurden. Eines Tages versuchte ich, mich an die obere Kante des Geschirraufsatzes zu hängen. Wie ich dazu kam, weiß ich heute nicht mehr. Es muß wohl irgendein Gegenstand dort oben gelegen haben, den ich herunterholen wollte. Dabei rutschte ich aus. Die Pflöcke und Nieten des Aufsatzes lösten sich, er neigte sich nach vorn, die Türen öffneten sich und der Inhalt kam mir entgegen. Meine Mutter, die glücklicherweise in der Nähe war, sprang hinzu und verhinderte so im letzten Augenblick, daß ich unter dem Schrank begraben wurde. Ein größeres Unglück wurde so vermieden. Mein Leben war gerettet oder doch zumindest hatte ich heile Knochen behalten! Aber der größte Teil der kostbaren Habe war vernichtet. Dieser ungewöhnliche Vorfall hatten allen einen solchen Schock versetzt, daß man vergaß, mir die sonst fällige Tracht Prügel zu verabfolgen. Man war heilfroh, daß man

den "Kronprinzen" gerettet hatte. Am anderen Morgen ging meine Mutter mit praller Börse ins Dorf zum Kaufmann und ersetzte die in Stücke gegangenen Sachen. Allen, die es hören wollten, erzählte sie die aufregende Geschichte, und sie fand viel aufmerksame Zuhörer, die es dann zu Nutz und Frommen an ihre Sprößlinge weitergaben.

Drei Räume zählte das Achterkimmet, außer der großen Wohnstube auf der gegenüberliegenden Seite die beste Wohnstube, dazwischen die "Tüskenkamern" (Zwischenkammer), die Schlafstube meiner Eltern, und bis zu meinem Fortgang zur Präparande in Herford auch die Schlafstelle für meine Schwester und mich.

Wir Kinder schliefen noch auf Stroh. Die persönlichen Wohnansprüche hatten meine Eltern zurückgestellt, vorrangig wurden die Wirtschaftsräume behandelt, und erst als diese in der gewünschten Ordnung waren, dachten sie an Verbesserungen der Wohnverhältnisse. Zunächst erhielten die Elternbetten Matratzen. Die neue beste Stube entstand und wurde mit "städtischen" Möbeln ausgestattet. Die Fenster erhielten neumodische Gardinen. Lange hielt diese Pracht nicht vor, der Fußboden verschimmelte und verfaulte auf dem feuchten Untergrund und die Fäulnis griff auch bald auf die leichten "Konfektionsmöbel" über. Ein Zementfußboden sollte dem Übel abhelfen, doch das vermochte auch dieser nicht.

Unsere gute Stube brachte statt Freude nur Ärger und Scherereien. Sie wurde dann degradiert zu einer Stube für alle Tage. Sie lag bequem neben der neuentstandenen Küche und somit viel gelegener als die alte Wohnstube, die nun den höheren Rang einnahm und diesen durch ihre Größe auch weit besser repräsentierte. Durch die tägliche Benutzung und das Heizen im Winter wurde die Stube bewohnbar und verlor ihre Feuchtigkeit.

Widerlich war die Ameisenplage unter unserem Hause. Diese schwarzen Plagegeister spazierten unaufhörlich in einer dichten Reihe ein und aus. Alle Vernichtungsversuche blieben erfolglos, ihre Durchgangslöcher verschlossen wir mit Zement, sie fanden neue. Wir bekämpften sie mit kochendem Wasser, versuchten sie durch Gift auszurotten. Ihr zählebiges, volkreiches Geschlecht behielt

jahrelang die Oberhand. Sie drangen ins ganze Haus, vor allem in die Wohnräume. Mit sicherem Instinkt fanden sie Zucker, Sirup, alle Lebensmittel, die ihnen schmeckten. Nach manchen Jahren wurden wir auch Herr dieser ekelhaften Plage. Als der Fußboden in der Zwischenkammer erneuert werden mußte, fand man ein großes Ameisennest, und als dieses vernichtet war, verzogen sie sich ganz.

Ein interessanter Raum war für mich der "Bürn" (Boden) über dem Achterkimmet. Eine abgekleidete Treppe, die durch die Zwischenkammer ging, führte vom Flett aus steil und düster hinauf. Die kleinere Hälfte diente als Kornboden, der andere Teil barg Sachen, die abgestellt worden waren oder wenig gebraucht wurden. Wie Kraut und Rüben lag vieles durcheinander. In einer geborstenen Eichentruhe fand ich unter Flicksachen alte vergilbte Drucke, meist Kalender, aus dem Leim gegangene Gebetbücher und sonstige religiöse Schriften, unter anderem eine Anleitung zum Zaubern und ein Heilmittelbuch, die ich gierig verschlang wie alles Gedruckte, dessen ich habhaft werden konnte. Mein Lesehunger war unersättlich.

Den Büchern und Schriften fehlten meist einzelne Seiten oder auch ganze Abschnitte. Oft mußte ich den Ausgang einer Geschichte vermissen. Das war schade und ließ mir keine Ruhe. Die abgebrochene Erzählung regte meine Phantasie an. Ich suchte selbst nach möglichen Fortsetzungen. Hin und wieder schrieb ich sie nieder. Die Lust zum Fabulieren hatte hier ihre Anfänge. Sie ist geblieben, obwohl ich wenig Zeit und vor allem keine Ruhe fand, sie zu pflegen. Ich erinnere nur: Die wechselnde Berufsarbeit und Weiterbildung in ganz unterschiedlichem Milieu, immer wieder die Anpassung an die neuen Verhältnisse, die turbulenten politischen und wirtschaftlichen Zeiten, zwei Weltkriege und die Wandlungen im literarischen Geschmack verhinderten, diese Neigung aus der frühen Jugendzeit zu pflegen.

Meine Schreibereien versuchte ich in schöner Antiquaschrift auszuführen. Nie war ich mit meiner Schrift zufrieden. Wenn man doch drucken könnte! So gingen meine Überlegungen. Dann erst bekämen meine Schriften das richtige Gesicht, eine größere Anzahl

könnte ich anfertigen, könnte sie verkaufen und Geld daraus machen. Auf Erwerb war doch unsere ganze Arbeit eingestellt. daher auch mein Streben, geistige Güter in klingende Münze umzuwandeln. Es war also gar nicht absonderlich. Für "brotlose Künste" hatten meine Eltern nichts übrig, und dazu rechneten sie mein Steckenpferd, hinter das sie natürlich längst gekommen waren. Konnte ich ihnen aber zeigen, daß man damit Geld verdienen konnte, so war ich gerechtfertigt und hätte ihre Zustimmung erlangt. So spinitisierte ich. Aus Holz versuchte ich Lettern zu schnitzen, aber das gelang nicht. Ein Gutenberg steckte denn doch nicht in mir. Auf der Kirmes opferte ich den größten Teil meines Kirmesgeldes für einen Druckkasten, der Lettern aus Gummi enthielt. Aber auch damit erzielte ich keine Vollkommenheit, die Buchstaben standen ungleichmäßig und schief in der Zeile, auch die grünliche Druckfarbe gefiel mir gar nicht, aber schwarz konnte ich nicht erstehen. Dieser Artikel war damals auf dem Dorfe so gut wie gar nicht gefragt. Es war bitter, daß der Erfolg ausblieb. So blieb es denn dabei, in den Augen meiner Eltern trieb ich eine brotlose Kunst, die es auszutreiben galt. Sie versuchten alles und jedes, mir meine Liebhaberei zu verleiden, war ich doch der "Kronprinz", der einmal den Hof erben und ein tüchtiger Bauer werden sollte.

Eines Tages mußten wir bei unserem Kantor eine Kammer ausräumen, in der er alte Bücher, Zeitungen, Zeitschriften, Prospekte und dergleichen abgelagert hatte. Mit welcher Wonne half ich da! Eine andere Welt tat sich für mich auf. Dinge gab es zu bewundern, die mir fremde, bisher verborgene Seltsamkeiten offenbarten. Was mir besonders gefiel, schaffte ich beiseite, um es mit nach Hause zu nehmen, am liebsten hätte ich den ganzen Krempel mitgeschleppt. Als ich überglücklich mit dem Stapel an Kostbarkeiten nach Hause kam, fiel in meine Freude sofort ein bitterer Tropfen, ich mußte stehenden Fußes alles zurückbringen und um Verzeihung bei meinem Lehrer bitten. Nun, er hat ein wenig in sich hineingelächelt, und doch wohl auch ein wenig Respekt gehabt vor soviel Redlichkeit. Er gab mir alles wieder mit und sagte, als ich abwehrte, daß er es mit meinen Eltern in Ordnung bringe.

Der Lesestoff in Bauernhäusern war knapp, bei den meisten Landleuten bestand kein Lesebedürfnis. Das Schullesebuch, die Fibel, das Gesangbuch, ein Gebet- und Predigtbuch, allenfalls noch ein Kalender mit immerwährenden Tätigkeitstabellen reichten aus. Die Bibel habe ich in meiner Kindheit systematisch einmal von vorn bis hinten durchgelesen und bin dabei auf für mich seltsame Dinge gestoßen. "Wer bei einem Tier liegt, soll des Todes sterben", der Satz hatte mir viel Kopfzerbrechen bereitet. Das weiß ich noch. Nur in den Wintermonaten hielt mein Vater zusammen mit einem Nachbarn eine Zeitung, das Diepholzer Kreisblatt, welches damals dreimal in der Woche erschien. Der Pastor verlieh Bücher aus einer kleinen Bibliothek der Kirchengemeinde, die noch nicht einmal einen schmalen Schrank ausfüllte. Sie war natürlich religiös gefärbt, ihr literarischer Wert recht minderwertig, nicht einmal einige von unseren Klassikern waren vertreten. Sie enthielt viele kleine Bändchen, ich war jedesmal enttäuscht, wenn ich sie nach Hause trug, denn ich hatte sie schnell durchgelesen. Meine Eltern sahen auch das nicht gern, aber sie wollten es mit dem Pastor nicht verderben, der uns zum Lesen anhielt. Sie nahmen an, der Pastor arbeite auch mit Hintergedanken und wollte damit eine größere Kollekte herausschinden. Der kannte seine Bauern und betonte daher öfter, daß die Benutzung der Bibliothek unentgeltlich sei. Trotzdem bekam er seine Spenden, denn etwas umsonst anzunehmen, lag den Bauern nicht. Auch meine Eltern gaben ihren Obolus aus diesem Grunde.

Abgestellt auf dem "Bürn" wurden im Sommer auch die Webereigeräte: der Webstuhl, die Hechel, ein Spulrad, welches das Gesponnene in Binde abteilte, ebenso auch das Spinnrad und anderes. Im Spätherbst kamen sie aus ihrem Verlies. Der große Webstuhl füllte für mehrere Wochen einen Teil der Wohnstube aus
und störte die häusliche, winterliche Gemütlichkeit. Er machte
viel Lärm. Man war froh, wenn man ihn wieder auf den Boden bringen konnte.

Spinnen und Weben - und was alles dazu gehörte - habe ich in meiner Jugend noch kennengelernt. Und weil es sich Jahr um Jahr wiederholte, ist mir vieles davon noch gegenwärtig. Sorgfältig

bereitete mein Vater das Stück Land für den Anbau des Flachses vor und ebenso sorgsam säte er den Leinsamen aus, nicht zu dicht, nicht zu breit. Die Saat wurde auch auf dem Bürn aufbewahrt. Schön fand ich das hellgrüne Flachsfeld in seiner Blütenpracht und wenn sich auf den zarten Stengeln die Samenkapseln im Winde wiegten. Weniger gern mochte ich das Leinöl, das besonders zum Pfannkuchenbacken gebraucht wurde. Weil meine Eltern es auch nicht gern mochten, wurde es für die Zubereitung von Malerfarben verwandt, mit denen wir die Wände von Flett, Stuben und Kammern streichen ließen. Im übrigen Hause wurde gekalkt. Wir schätzten das goldgelde Rüböl, das immer vorrätig war und das ich auch gerne roh trank. Oft habe ich heimlich eine Ölpulle an den Mund gesetzt und einen kräftigen Schluck getan. Gut schmeckte auch eine Stippe aus Rüböl, geronnener Milch und rohen, kleingeschnittenen Zwiebeln darin, dazu Pellkartoffeln, die wir gelegentlich dem großen Schweinepott entnahmen.

Wenn sich die unteren Stengel des Flachses gelblich färbten, mußte er geerntet werden. Die Stengel wurden ausgerupft, nicht abgeschnitten wie beim Korn die Halme. "Flachsziehen" nannte man diese Arbeit darum auch. Ein paar Tage standen die Flachsbündel in Hocken draußen auf dem Felde zum Trocknen, ehe sie eingebracht wurden. Dann zog man die Stengel durch einen eisernen Kamm, die Riffel, und entfernte so die Samenkapseln. Nun fuhren wir die Bündel zu den Rötekuhlen, die sich jeder Dorfbewohner auf einem dafür vorgesehenen, sumpfigen Gemeindegrund anlegen konnte. Da lagen sie nun so lange unter dem stickigen Wasser, mit Schullen oder auch Stämmen beschwert, bis die harte Schale, die die Faser umgibt, auffaulte. Noch in meinen Jugendjahren gaben die Bauern das Weben nach und nach auf, damit wurden auch die Rötekuhlen überflüssig. Der Gemeinderat beschloß, das Sumpfgebiet, welches nahe dem Dorfkern lag, trockenzulegen.

So entstand dort ein idealer großer Marktplatz für die Dielinger Kirmes und den Viehmarkt. Bis dahin fand der Markt, der unbedeutend war im Gegensatz zu den Nachbarmärkten in Haldem und Hunteburg, auf dem engen Schulplatz, dem Tie, mitten im Dorfe statt. Das störte den Unterricht, besonders wurde auch der Boden verschmutzt und aufgeweicht. Heute steht dort, wo die Rötekuhlen lagen, eine Maschinenfabrik.

Die nassen Flachsbündel wurden nun zum Trocknen oder Rösten auf einer trockenen Fläche ausgelegt, häufig geschah das auf dem Stoppelfeld. Wenn sie knochenhart in der Sonne geröstet waren, fuhren wir damit in die Bockermühle in Hunteburg - meines Wissens die einzige in unserer Nähe. Diese Mühle bestand aus drei schweren Holzstampfen, die sich nacheinander hoben und dann niederfielen. Handvollweise wurden die Flachsstengel untergelegt, vielfach gewendet, bis die harte Rinde barst und weich wurde. Im Dreitakt vollzog sich der Arbeitsgang, dem sich die Vorleger anzupassen hatten. Die Kraftmaschine war auch hier der Göpel.

Nach der Grobbehandlung setzte die feinere Bearbeitung mit der Brake ein, ein Hebelgerät, das mit der Hand bedient wurde. Der Hebel bestand aus zwei scharfen Holzschienen, die zwischen ebenso scharfe Schienen niederfielen. Mit dem rechten Arm bediente man den Hebel, mit dem linken faßte man eine Handvoll Flachsstengel, nun schon locker gebrochen, und führte sie dann zwischen die scharfen Schienen. Zunächst hackte man die Schalen klein, zog dann scharf durch und streifte die lockere Schale ab. Aber auch dann blieben noch gröbere Teile nach, die anschließend durch die Hechel, ein Nadelkissen, restlos beseitigt wurden. Dazu gehörte Zeit und Geduld, bis die feinsten weichen Spinnfasern nachblieben. Im dichten spitzen Nadelpilz verblieb die Hede, die auch versponnen und zu Sackleinen, groben Schürzen, Planen und Arbeitszeug verwebt wurde. In früheren Zeiten, als die Leinenbereitung noch ein Haupterwerb war, gingen "Häentüsker" (Hedetauscher) über Land, die Hede für andere Bedarfsartikel eintauschten. Dabei wurde tüchtig gefeilscht, woran noch heute die Redensart "he kann küern (reden) as'n Häentüsker" erinnert, die man anwendet, wenn man jemanden als Schwätzer hinstellen will.

Die weichen, langen Spinnfasern von so schöner, sprichwörtlich flachsblonder Farbe und die Hede warteten nun darauf, versponnen zu werden. Aber das hatte noch Zeit, zunächst mußten alle

Außenarbeiten getan sein, erst im Winter kamen die Spinnräder vom Bürn. Spinnen und Weben gehörten zu den Winterarbeiten wie das Stricken der Wollsocken, oft noch aus eigener Schafwolle gefertigt.

Mit diesen Hausarbeiten begann dann auch das gesellige Leben auf dem Lande. Man nahm das Spinnrad auf die Schulter und traf sich bei einem Nachbarn. Da saß man in trauter Runde und ließ die Räder schnurren beim spärlichen Schein der Petroleumlampe. Bei emsiger Arbeit und einem fröhlichen Klön vergingen die Abendstunden. Nicht zu lange blieb man auf, die Augen wurden bald müde, morgens mußte man verhältnismäßig früh aufstehen und das Vieh versorgen. So manch fröhlicher Schnack, so manche Dönkes und Reimsel entstanden hier oder wurden weitergegeben.

Mir hatten es die Gruselgeschichten besonders angetan. Bunter und krauser noch als aus dem Munde eines Könners im Erzählen kehrten sie nachts im Traume wieder. Ich schrak oft genug in Angstträumen auf und flüchtete zu meinen Eltern ins Bett. Weil sie wußten, wie stark das alles in mir nachwirkte, sahen sie es nicht gern, wenn ich bei solchen Unterhaltungen lange dabei war. Sie steckten mich am liebsten frühzeitig ins Bett, zumal auch manches geredet wurde, was für Kinderohren nicht taugte. Das gab dann jedesmal ein langes Betteln und Feilschen; wenn nichts fruchten wollte, handelte ich als Allerletztes ein, daß die Kammertür noch eine Weile offen blieb. Aber nur eine kurze Gnadenfrist wurde zugestanden, denn die Kälte, die aus der ungeheizten Kammer in die Stube strömte, störte natürlich die fleißigen Spinner und Erzähler.

Eine Gruselgeschichte spielte an einer Abecke, die auf dem Weg zur Schule lag, einer sumpfigen Stelle, bewachsen mit Erlen und Weiden, umwuchert von Brombeeren. Klopfenden Herzens passierte ich an den dunklen Wintermorgen diese Stelle, wenn ich zur Schule ging. Hier sollte sich in früheren Jahren so manches zugetragen haben, was das Tageslicht scheute. Aber wer konnte sagen, daß es sich nicht wiederholte! Wie atmete ich auf, wenn ich das erste Haus hinter diesem dunklen, geheimnisvollen Busch erreicht hatte. Aber auch dieses Haus umwitterten Geheimnisse, wenn auch anderer Art. So fühlte ich mich erst frei, wenn das größere Bauerngehöft, das bald darauf folgte, in Sicht kam.

Schon früh wurde ich zum Spinnen angehalten. Die grobe Hede bildete für uns Anfänger das Übungsmaterial. Ich habe manchen Rocken Hede abgesponnen. Der feine Flachs blieb den Könnern vorbehalten, da kam es auf exakte Gleichmäßigkeit und Feinheit des Fadens an, wenn feines Leinen und auch guter Nähzwirn entstehen sollte.

Die aufgesponnene Spindel abhaspeln, das konnten wir Kinder allenfalls auch noch. Die Haspel, ein Rad von fast einem Meter Durchmesser, teilte den Spinnfaden in Binde auf. Wenn ein Bind voll war, gab es einen Knackston von sich, man pausierte kurz und band das Bind ab. Mehrere Binde ergaben wieder eine Einheit.

Bevor das Garn auf den Webebaum gerollt wurde, kam noch das "Schieren" des Garnes. Ich habe aber überhaupt keine Vorstellung mehr davon. Es war auch reine Erwachsenenarbeit, in der nur wieder einige ganz sicher hantierten. Auch die Einrichtung des Webstuhles war nicht jedermanns Sache. Meine Mutter holte sich dazu eine fachmännische Hilfe. Ich weiß noch, daß man meist das Gewebe mit "Baumwollinslag" herstellte, also Baumwolle mit Leinen mischte.

Eine Geduldsprobe war das Anknüpfen der Fäden an den Leinenansatz, der immer zurückblieb, damit man einen Anfang hatte.

Meine Mutter saß dann tagelang am Webstuhl, knüpfte und knüpfte, und man merkte kaum, daß es weiterging. Sie selbst wurde oft kribbelig dabei und war dann ungenießbar. Aber ich kann mir von allen diesen letzten Vorbereitungen keine Einzelheiten mehr vorstellen. Ich will ja auch keine Geschichte des Spinnens und Webens schreiben, nur das festhalten, was in meiner Erinnerung haften geblieben ist, was mich irgendwie formte, mich bildete, aber auch hemmte.

Schließlich war es soweit, daß die Webschläge durch die Stube klangen und in mühseliger, eintöniger Arbeit das eigentliche Weben begann. Wochenlang flog das Schiffchen mit dem Webfaden durch die Spalte der aufgespannten Fäden, traten die Füße nach jedem Durchwerfen von rechts nach links und umgekehrt auf das

Trittbrett, damit der durchgeworfene Zwirn verschlungen wurde. Es war ein lustiges Fangspiel, immer im gleichen Rhythmus. Wenn die eine Hand das Schiffchen auffing, griff die andere, freie Hand zum Webebalken mit dem der Kamm das Gewebe anschlug, damit die Fäden fest und gleichmäßig aneinanderlagen. Ein Arbeitslied im strengen Takt erklang eintönig tage- und wochenlang, grub sich tief ins Ohr und ist bis heute noch nicht ganz verblaßt.

Der große Webstuhl nahm viel Platz ein - wie ich schon sagte. Er behinderte uns stark in unserem winterlichen Dasein. Wir waren froh, wenn das Weben getan war und er wieder auf den Boden wanderte.

Die langen Webstücke, die zu "Bolten" zusammengerollt wurden, mußten gebleicht werden. Auf dem engen Wiesenstück am Hause wurden sie ausgebreitet und angepflockt, damit der Wind sie nicht fortriß. Mehrere Male am Tage mußten sie besprengt werden, viele Gießkannen voll Wasser gebrauchte man dazu. Mir oblag oft diese Arbeit. Das Heranschleppen des Wassers machte viel Mühe, aber das Begießen mit der Gießkanne war ein Spaß, wenn man dann sah, wie die weißen Laken sich beim Anfeuchten verdunkelten, dann aber in der prallen Sonne allmählich in kaltem Weiß glänzten.

Nach der Bleiche wurden die Leinenstreifen auf eine gewisse Meterzahl zugeschnitten, in "Bolten" zusammengerollt und im Leinenschrank aufbewahrt. Es war der Ehrgeiz eines jeden Hauses, den Schrank immer prall voll zu haben. Jede Hausmutter zeigte mit Stolz ihre Schätze. Sie hütete diesen Schatz, gab nur für den Eigenbedarf Stücke heraus, nie wäre es ihr eingefallen, davon zu verkaufen, obwohl sich auch damals Liebhaber genug dafür finden ließen. Das Leinen sparte sie auf für die Aussteuer der Kinder. Ein voller Schrank mit vielen Bolten Leinen gehörte zur Mitgift der Kinder, die aus dem Haus heirateten. Darum hatten einige Bolten oft ein beträchtliches Alter, besonders dann, wenn sich eine Heirat verzögerte oder gar ein Kind "sitzenblieb".

Ein verzwickter Fall trat bei uns zu Hause ein. Meine Schwester, obwohl später Hoferbin, heiratete außer Haus nach Drohne und wurde wie eine "Abgehende" ausgesteuert. Sie bekam auch unseren Leinenvorrat mit, ich, als der eigentlich "Abgefundene", der ein Anrecht darauf hatte, ging leer aus. Nach Meinung meiner Eltern hatte ich mich wohl durch meinen Beruf außerhalb der dörflichen Sitten gestellt, zumal ich auch noch "eine" gegen ihren Willen aus der Stadt nahm. Das war schmerzlich für mich, denn zu dieser Zeit fing man in der Stadt an, das selbstgemachte Leinen besonders zu schätzen, während es auf dem Lande kaum noch verwandt wurde. Zu Ehren meiner Schwester Luise, die früh verstarb, will ich hier nicht unerwähnt lassen, daß sie später meiner Frau bei Bedarf davon abgab.

Als ich mit 14 Jahren auf die Präparande nach Herford kam, wurde ich mit 13 neuen Leinenhemden ausgestattet. Ausgerechnet 13 mußten es nach der Rechnung meiner Eltern sein, weil ich zwischen Neujahr und Ostern die längste Zeit, nämlich 13 Wochen von Hause fernblieb und für jede Woche ein sauberes Hemd brauchte. Aus Ersparnisgründen sollten sie zu Hause gewaschen werden. Sie in der Zwischenzeit mit der Post zu schicken, kam nicht in Betracht. Das kostete zusätzliches Geld, das man selbst verdienen konnte. Man drehte noch jeden Pfennig einige Male um, ehe man ihn ausgab.

Ich habe mich dieser Hemden wegen recht geschämt, denn alle meine Klassenkameraden besaßen schon richtige Oberhemden, nur ich lief noch immer mit zuknöpfbarem Kragen, "Schimättchen" und Röllchen herum. Auch meine Anzüge, die zwar von einer vorzüglichen Stoffqualität waren, fielen durch ihren altmodischen Schnitt auf, wurden sie doch von unserem alten Hausschneider angefertigt, der ins Haus kam und neben Verpflegung dafür zehn Mark bekam. Um die städtische Mode kümmerte er sich nicht, die Hosen wurden - wie dorfüblich seit altersher - halblang getragen. Ich fiel damit in Herford aus dem Rahmen, zog aller Augen auf mich und mußte viel Anzüglichkeiten, ja Spott ertragen. Kein Mädchen, das etwas auf sich hielt, hätte meine Begleitung angenommen. Selbst meine Lehrer hielten sich darin nicht zurück. Und weil ich mich auch nur unbeholfen der hochdeutschen

Sprache bedienen konnte, viele Fehler machte, wurde ich oft ausgelacht. Wieviel Kraft und Überwindung mußte ich immer wieder aufbringen, wieviel seelische Qualen habe ich ertragen, um mich immer aufrecht zu erhalten. Oft plagten mich Selbstmordgedanken. Das ist von starkem Einfluß auf mich gewesen. Und ganz habe ich es wohl nie abschütteln können. So scheue ich mich bis heute, frei zu reden.

Nach langem Bitten und Flehen zu Hause hat mir dann ein Schneider aus dem Nachbardorf Haldem die Anzüge nach Maß gemacht. Er war ein jüngerer Handwerksmeister, der für die Prominenz der Dörfer im Umkreis arbeitete und daher mit der Mode ging. So konnte ich mich jetzt sehen lassen, ja, nun war ich einer der bestangezogenen Schüler, der in jedem Jahr zwei neue Anzüge bekam.

Ich ging nicht besonders schonend mit meiner Kleidung um. Immer hatte ich Pech, bekam Flecken, eingebrannte Löcher und Risse verfolgten mich geradezu. "Du wirst es noch lernen, sorgsamer mit Deiner Kleidung umzugehen, wenn Du sie erst selbst bezahlen mußt," sagte mein Vater.

Die unverwüstlichen, leinernen Hemden wurde ich jedoch nicht so leicht los. Zwar hatte ich mir von meinem Taschengeld schon ein paar Oberhemden besorgt, die ich aber nie mit zur Wäsche nach Haus nahm, sondern in einer Wäscherei in Herford waschen ließ. Da kam mir auf der Fahrt in die Ferien auf dem Bahnsteig in Osnabrück, wo ich umsteigen mußte, die Idee, das Wäschepaket einfach stehenzulassen. Ich weiß nicht mehr, was ich erlogen habe, um glaubhaft zu machen, daß mir ausgerechnet das Hemdenpaket gestohlen wurde. Jedenfalls war ich die Leinenhemden los und neue wurden gekauft. Wie gut hätte man sie in den bald folgenden Kriegsjahren, wo alles knapp wurde, gebrauchen können! Und welche Kostbarkeit stellte später ein reines Leinenhemd dar.

Heute steht von unserem Haus nur noch die Scheune. Das Wohnhaus wurde Anfang der dreißiger Jahre durch ein Feuer zerstört, nachdem meine Mutter ihre Besitzungen in Dielingen auf der Alten Windmühle ebenso wie mein Schwager in Drohne verkauft hatten. Sie erlösten insgesamt rund 100.000 Reichsmark und kauften da-



 Die um 1900 erbaute Scheune und der Platz auf dem das Wiecheringsche Haus gestanden hat. Der Giebel der Scheune wurde inzwischen erneuert und trägt die Initialen des nachfolgenden Besitzers. Aufn. 1983. (Abbildung von Haus und Scheune um 1900 s.S. 127.)



 Rückseite der Scheune. Davor befand sich das inzwischen abgerissene Wohnstallhaus. Aufn. 1983.

für in Flintbek bei Kiel einen weit größeren Besitz von einem Buttergroßhändler. Der Hof hatte rund 160 Morgen Land. Unser Haus in Dielingen kaufte unser Nachbar.

Wenn ich heute vor der Stätte meiner Jugend stehe, kann ich mir nur schlecht denken, daß dort einmal unser Haus gestanden hat, so klein erscheint mir die Fläche. Vergebens suche ich auch die dicke Kellermauer, die damals soviel Aufsehen erregt hatte. Sie ist abgetragen, von Stalltüren durchbrochen, nicht dicker als eine gewöhnliche Mauer. Die Fläche ordnet sich organisch in den früheren Nachbarbesitz ein, und wer es nicht weiß, vermutet nicht, daß hier früher einmal ein Wohnhaus gestanden hat.

II. DIE VERWANDTSCHAFT

Der Ortsteil "Alte Windmühle", zu dem unsere "Neubauer"-Siedlung (auch Kolonstelle genannt) gehörte, lag zwischen dem Dorfkern am Klei, einem Hügel mit fruchtbarem Weizenboden, und dem
größeren Ortsteil Reinigen, durch den die "Große Chaussee" von
Münster über Osnabrück nach Bremen führte. Die benachbarten
kleineren Ortsteile nannten sich Krönerei und Fischerstadt.
Auf der Krönerei hatte der älteste Bruder meines Vaters Haus
und Besitzung, auf der Fischerstadt der zweitälteste Bruder
Wilhelm. Mein Vater, als der jüngste der drei Söhne, erbte die
elterliche Besitzung Alte Windmühle Nr. 119.

Meinen Großvater und meine Großmutter väterlicherseits habe ich nicht mehr gekannt, sie starben beide schon früh in den vierziger Jahren. Nur wenig weiß ich von ihnen, denn mein Vater war ein äußerst schweigsamer und verschlossener Mann, der vor allem nicht seine Gefühle zum Markte trug. Aber aus gelegentlichen Äußerungen konnte ich den Eindruck gewinnen, daß er nur mit Hochachtung an Vater und Mutter dachte. Auch die beiden Onkel Friedrich und Wilhelm sprachen nur gelegentlich von ihrer Jugendzeit, erinnerten sich gern der Eltern und stellten sie in manchem als Vorbild hin. Sie starben viel zu früh, in den besten Jahren, so daß die Söhne nur aus einer begrenzten Erlebnisfülle schöpfen konnten, am wenigsten mein Vater, der ja der Jüngste war.

Der Großvater muß ein allgemein geschätzter Maurermeister und Bauunternehmer gewesen sein; viele Bauten, auch in den Nachbargemeinden, hat er ausgeführt. Er hatte es schon recht früh zu einem gewissen Wohlstand gebracht, der es ihm ermöglichte, allen drei Söhnen ein stattliches Erbteil mitzugeben. Von meiner Mutter weiß ich, daß der Großvater "gern einen trank". Das bedeutete jedoch keinesfalls, daß er der Trunksucht verfallen war. Eher brachte es der Beruf wohl mit sich. Handwerker bekamen im allgemeinen bei ihrer Arbeit tagsüber "einen eingeschüttet", einen Klaren (Korn) oder einen Wacholder.

Der älteste Sohn Friedrich erlernte wie der Vater das Maurerhandwerk und erhielt für seine Zeit eine sehr fundierte Ausbildung. Mein Onkel Friedrich zeigte mir einmal voll Stolz seine Zeichnungen, die er als Meister angefertigt hatte. Ich habe in Erinnerung, wie sehr ich seine Leistungen bewunderte und mir wünschte, auch einmal so wie er zeichnen zu können. Durch den frühen Tod seines Vaters ist seine Ausbildung unterbrochen worden, sonst wäre er wohl noch ein Baumeister geworden, wie man ihn sich heute vorstellt. Immerhin galt er überall als akkurater Handwerksmeister.

Seine Neigungen lagen aber auf einem ganz anderen Gebiet. Er war mit Leib und Seele Soldat gewesen und hatte den Wunsch gehabt, weiter zu dienen. Mit Rücksicht auf seinen kleinen Bruder, meinen Vater, hat er diesen Wunsch zurückgestellt. Er sprach, obwohl auch sonst von schweigsamer Natur, gern und oft von seiner Soldatenzeit. Mit Stolz hat er erlebt, daß sein zweiter Sohn Wilhelm weiterdiente und die militärischen Ränge erreichte, von denen er einmal träumte.

Sieben Vettern und Basen hatte ich auf der Krönerei. Sieben Kinder durchzubringen, war in jener Zeit eine wirtschaftliche Belastung, zumal im Winterhalbjahr das Bauhandwerk ruhte und es soziale Absicherung wie heute nicht gab. Darum erlernten viele Maurer das Schlachten, um im Winter als Hausschlachter Verdienst zu haben. Auch der älteste Vetter Fritz, der traditionsgemäß Maurer geworden war und diesen Beruf heute noch recht erfolgreich ausübt, erlernte nebenbei die Schlachterei.

Im Winter, wenn mein Onkel Friedrich Zeit hatte, gab er sich seinen alten Neigungen hin. Vor allem nahm er regen Anteil am politischen Geschehen der damaligen Zeit. Er las viel und hielt wohl als einziger im Dorf eine größere Berliner Zeitung. Wenn ich mich recht erinnere war es das Berliner Morgenblatt.

Mich zog es als Junge in der Freizeit immer wieder zur Krönerei. "Wie verkniffen ist der Bengel nach der Krönerei", pflegten
meine Eltern zu sagen. Sie wollten sich damit wohl auch bei
Onkel und Tante entschuldigen, daß sie es zuließen, wenn ich
zeitweise Sonntag für Sonntag dort des nachmittags aufkreuzte.

Vor allem sollte ich mich dort nicht so früh, also schon zum Nachmittagskaffee einstellen und einladen lassen. Aber gerade dieser gemeinsame Schmaus mit den sieben Basen und Vettern war für mich das Schönste an diesen sonntäglichen Spielstunden. Meine Tante wußte das wohl, darum wurde ich auch immer wieder eingeladen. Sie machte es mir damit leicht, das elterliche Verbot zu übertreten, um dann nachher auch dafür einzutreten, daß ich nicht bestraft wurde. Sie wußte, daß mein Vater und auch meine Mutter eine lockere Hand hatten und mich sehr streng hielten. Sie nahm deshalb ihre Vermittlung auch recht ernst. Sie hatte viel Verständnis für meinen Drang zu der Kinderschar der Krönerei, weil ich gleichsam als Einzelkind großwurde, denn meine Schwester war sechs Jahre jünger als ich. Meine Eltern empfanden es wohl als eine zu große Belastung für die Verwandten, daß sie ihr "Einzelkind" noch zu ihren sieben Kindern aufnahmen. Irgendwie haben es meine Eltern aber wohl gutmachen können, denn ich durfte später ohne Widerstand sonntags zur Krönerei gehen.

Wie haben dort die Stutenbutterbrote geschmeckt! Viel besser als zu Hause, obgleich wir den Stuten bei demselben Bäcker kauften. Ein ganzes "Markbrot" mußte der Onkel gewöhnlich aufschneiden. Ich glaube, wir veranstalteten geradezu ein Wettessen. Hunger war es jedenfalls nicht, der uns so große Mengen vertilgen ließ. Onkel und Tante haben das sicher bemerkt, daß wir aus Übermut aßen. Aber Kindern das Essen verbieten, das gab es bei allen drei Wiecherings nicht. Kein Wunder, daß die Nachkommenschaft aus den Nähten platzen wollte! Man war sparsam, aber am Essen und Trinken durfte es nicht fehlen. Wir waren alle recht stämmig, worauf wir uns auch noch etwas einbildeten, und waren eingeschnappt, wenn uns deshalb jemand anulkte.

Mir sind diese Stunden im Kreise der Vettern und Basen viel gewesen, unbeschwert konnten wir uns tummeln. Das hat sicher dazu beigetragen, daß ich nicht ganz und gar ein Einspänner wurde, wozu die Verhältnisse im Elternhaus erzogen. Besonders zu meinem Vetter Wilhelm, der drei Jahre älter war als ich, fühlte ich mich hingezogen. Zu den praktischen Dingen zog es uns nicht so sehr, wir hatten aber viele gemeinsame Interessen. Man nannte uns abschätzig die beiden Träumer. Er ging nach der Schulentlassung zum Amt als Schreiber, später zum Militär und lebt als pensionierter Oberinspektor im Ruhrgebiet. Bewundert habe ich immer seine schöne, klare Handschrift, die ich mir zum Vorbild nahm. Fritz, der älteste, und Heinrich, der jüngste Vetter, interessierten sich für das Handwerk des Vaters und hatten auch Lust zur Landwirtschaft. Schon als Jungen führten sie sicher das Kuhgespann vor Wagen und Pflug. Stolz waren sie darauf, daß ihre Kühe die schnellsten im Dorfe waren. Sie gingen immer im flotten Gang, dauernd angetrieben durch die quicklebendigen Kutscher. Daß das zum Nachteil der Milcherzeugung war, ist wohl anzunehmen. Mein Vater äußerte sich jedesmal so, wenn er sie wieder einmal hatte daher traben sehen.

Mit den Fischerstädtern, zwei Vettern und zwei Basen, war ich nicht so vertraut wie mit den Krönern. Das hatte seine natürliche Ursache: Außer dem um einige Jahre älteren Vetter Fritz aus der ersten Ehe meines Onkel Wilhelm, waren alle jünger als ich. Bekanntlich blickt man zu den älteren Spielgefährten mehr herauf als zu den jüngeren.

Onkel Wilhelm hatte seine erste Frau, die eine landwirtschaftliche Stelle in Reinigen besaß, durch Tod verloren und bei seiner Wiederheirat die Besitzung auf der Fischerstadt erworben.
Aus der ersten Ehe stammte also der Vetter Fritz, der die Hofstelle seiner Mutter erbte. Er fiel im Ersten Weltkrieg. Seine
Witwe, eine geborene Holle, heiratete einen guten Bekannten aus
der Nachbarschaft wieder, der auf dem Amt angestellt war. Er
liegt nun auch schon unter dem Rasen. Er stammte von Schäfers
Hof, sein Bruder Lui heiratete meine Base Luise von der Krönerei. Auf Hollen Hof heiratete nun wiederum die Schwester Dora
meines Schwagers. Das nur als Beispiel wie die Familien eines
Dorfes untereinander versippt und verschwägert sind.

Onkel und Tante von der Fischerstadt habe ich ebenfalls in bester Erinnerung. Immer wurde ich auch dort freundlich aufgenommen. Mein Onkel Wilhelm verstand es - besser als mein Vater -, mit Kindern umzugehen. Er wußte das Interesse für die Landwirtschaft bei ihnen zu wecken, sie durften sich Kleinvieh wie Kaninchen, Tauben und dergleichen halten. Er ließ sie früh an Arbeiten heran, die sonst nur von den Großen verrichtet wurden, was für Kinder aber einen besonderen Reiz hat. Er schimpfte nicht, wenn sie dabei etwas verdarben. Sie kamen dann selbst wieder davon ab, wenn es ihnen nicht gelang.

Seine Landstelle war nur klein an eigenem Besitz. Er pachtete aber noch Land und vor allem Wiesen dazu, die oft weit draußen vor dem Dümmer(see) lagen. So konnte er eine reiche Viehwirtschaft aufbauen: Rinder, Kühe, Schweine und später auch Pferde. Die Tante, äußerst tüchtig und akkurat, unterhielt einen großen Hühnerstall und machte daraus manche Reichsmark. Sie mußten sich tüchtig quälen. Für das Pachtland hatten sie auch noch Hofdienste zu leisten. Sie taten es freudig und gern, wußten auch Feierstunden zu genießen und kamen wirtschaftlich gut voran, waren angesehen bei "Großen und Kleinen", ich will sagen bei großen und kleinen Bauern und Heuerlingsleuten. Der Onkel war ein geachtetes Mitglied im Gemeinderat wie auch wieder sein Sohn Wilhelm, der die Tradition seiner Eltern mit Erfolg fortsetzte. Dieser Vetter konnte den Eigenbesitz erheblich vergrößern. Er erwarb viele Morgen Moorland hinzu, das heute durch die Eindeichung der Hunte und des Dümmers, durch Wegeerschließung und Verkoppelung gutes Kulturland ist. Wo früher die große Gänseweide und nasse Wiesen lagen, sieht man jetzt Kornfelder und üppige Weiden. Durch die durchgeführte Verkoppelung ist der Besitz heute einheitlicher und großflächiger zusammengefaßt und so leichter zu bewirtschaften. Seine beiden Söhne sind wieder gute Landwirte geworden, haben landwirtschaftliche Schulen besucht und tragen das Erbe des Vaters und Großvaters weiter, der eine auf dem elterlichen Hof, der andere auf dem Hofe seiner Frau. Am Haus vorbei zieht sich eine moderne Chaussee, die mitten durchs Bruch und Moor führt und das Oldenburgische mit der Großen Chaussee verbindet, die wiederum das Ruhrgebiet über das Münsterland und Osnabrücker Gebiet mit dem Bremer und Hamburger Land verbindet. Diese beiden wichtigen Straßen treffen sich nicht 100 m entfernt vom Hofe meines Vetters.

Die Straße durch Moor und Bruch war früher nur ein Feldweg und im Winter sowie bei Regenwetter in einem furchtbaren Zustand. Die Schulkinder der Fischerstadt mußten dann oft die Schule schwänzen. Wegebau nahm damals einen ständigen Platz auf der Tagesordnung der Gemeindevertretung ein. Mein Onkel Wilhelm, als Mitglied des Ortsparlaments, hat hart gekämpft um die Verbesserung dieser Straße, wie überhaupt für die Interessen dieses etwas abgelegenen Ortsteils. Aber über diesem Eigeninteresse vergaß er nie das Allgemeinwohl der Gesamtgemeinde, das ließ schon sein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl nicht zu. Und weil er ein guter und gewandter Verhandler war, auch gesellschaftlichen Freuden recht zugetan, hatte er gute Erfolge und wurde von seinen Wählern jahrelang wiedergewählt. Ich denke mir, daß er wohl in seinem Wesen dem so früh verstorbenen Großvater am nächsten stand. An Jahren hat er ihn fast um das Doppelte überholt, er starb im neunten Jahrzehnt seines Lebens. Vetter Wilhelm ist ganz in die Fußstapfen seines Vaters getreten, auch er wirkt heute als Gemeindevertreter und ist weitsichtig allem Fortschritt gegenüber aufgeschlossen.

Das Paradies meiner frühen Jugendzeit war der Steinbrink, ein weit abgelegener Ortsteil der Gemeinde Arrenkamp, die mit zum Kirchspiel und Amt Dielingen gehörte. Dort wohnten die Eltern meiner Mutter, also meine Großeltern Schlüter, die alles taten, um mich zu verwöhnen. Wohl auch, um mir die fehlenden Großeltern väterlicherseits zu ersetzen. Auch die Tante dort, die einzige Schwester meiner Mutter, verheiratete Lilie, machte ihrem Namen alle Ehre und brachte viel Freude in mein Leben. Ihr Mann, mein guter Onkel Lilie, lebt heute noch, ist weit über 90 Jahre alt und wird umhegt und gepflegt von seiner einzigen Tochter Sophie, meiner einzigen Base mütterlicherseits. Ihr Mann, Gustav Reinke, stammt von einem größeren Hof in Dielingen, hat sich aber in seiner ihm angeborenen Güte in die Verhältnisse eines kleinen Besitzes eingefügt. Ihr einziger Sohn Günther ist heute auch schon wieder verheiratet. Seine Frau Wilma stammt aus der Wehdemer Gegend. Sie haben wiederum eine Tochter, Annette, so daß in diesem Augenblick, in dem ich meine Erinnerungen niederschreibe (1963) vier Generationen in einer Familiengemeinschaft

zusammenleben, und zwar einträchtig, jeder auf das Beste des anderen bedacht.

Der Weg von der Alten Windmühle zum Steinbrink war weit. Zwei Stunden Fußmarsch war anstrengend für meine jungen Beine. Der einsame Richtweg über den Klei war wohl etwas kürzer, aber wir gingen ihn seltener, weil wir auf dem Weg den Verwandten meiner Mutter in Haldem immer noch einen "Guten Tag" wünschen wollten.

Da wohnte zunächst dicht hinter der Dielinger Grenze am Klei ein Bruder meines Großvaters, den wir gewöhnlich - wenn auch nur kurz - begrüßten. Dann ging es an Schloß Haldem vorbei, das für mich eine Sehenswürdigkeit war. Nur die hohe Mauer, die Park und Schloß umgab, gab so wenig von den Herrlichkeiten frei, die ich dahinter vermutete. Bei Meyrosen Tante, deren Hof am Wege, mitten im Dorf lag, machten wir häufig eine Kaffeepause oder auch bei Hellings, die eine Gastwirtschaft mit Gemischtwaren- und Konfektionsgeschäft betrieben. Dort deckten meine Eltern ihren Bedarf an Kleiderstoffen. So wurde ein Weg zum Steinbrink nicht selten auch zum Einkauf benutzt. Opa Helling, der in der Wirtschaft bediente, versorgte mich mit Getränken und spielte mir Platten auf dem Trichtergrammophon vor. Viel Vergnügen machte mir immer wieder eine Platte, die eine Szene bei einem Zahnarzt wiedergab: Humor in übertriebener Situationskomik. Typisch an dieser "Musikmaschine" war der große Trichterlautsprecher, der neben den Stimmen auch noch alle Nebengeräusche, besonders das Kratzen der Nadel wiedergab. Doch das störte damals die Zuhörer noch nicht so sehr. Das Wunderwerk der Technik löste ebenso große Bewunderung aus wie die Darbietungen, die es brachte. Für eine Dorfkneipe war es eine Attraktion, die Gäste anlockte. Mancher Wacholder und "lüttker Korn" wurden mehr umgesetzt. So brachte der gesteigerte Umsatz die Anschaffungskosten wieder ein.

Meyrosen verkauften später ihr Haus und erwarben die Gastwirtschaft an der Haldemer Kapelle, die auch große und moderne landwirtschaftliche Wirtschaftsräume hatte. Wenn ich später als Schüler in den Ferien meine Verwandten besuchte, konnte ich zweimal kurz hintereinander in einer Gastwirtschaft einkehren, wurde immer mit Bier und Rauchwaren bewirtet, was mir ein besonderes Vergnügen war.

Noch einmal wurde unser Weg, der uns vom Ortskern Haldem hinunterführte zum Ortsteil Ilvede, unterbrochen. Bei Schlickrieden Tante mußte unbedingt Halt gemacht werden. Ihr Hof, nach meinen damaligen Begriffen schön und groß, lag abgewandt von der Chaussee in einer Baumgruppe von Eichen. Sie lebte mit ihren Angehörigen etwas still und zurückgezogen, sie waren kinderlos. Ich war ihr ausgesprochener Liebling, der bei jedem Besuch ein paar Märker geschenkt bekam, wenn ich später in den Ferien hereinschaute. Sie ist es vor allem auch gewesen, die dafür sprach, daß ich Lehrer wurde. Jedesmal setzte sie meiner Mutter deswegen zu, und wenn diese abwehrte, weil das zuviel Geld koste, verstieg sie sich zu Äußerungen wie: "Un wenn ik dorbi helpen mott." Das war wohl auch der Grund, weshalb ich bei meinen späteren Besuchen immer ein Geldgeschenk bekam. Nachträglich will ich hier Abbitte tun: Wenn ich zu Hause nach der Höhe des Geldbetrages gefragt wurde, den sie mir beim Abschied unauffällig in die Hand drückte, nannte ich immer einen etwas geringeren Betrag, um so mein Taschengeld aufzufrischen. Erben des Hofes wurden zum Teil Meyrosen. Wie unsere verwandtschaftlichen Beziehungen im einzelnen zueinander waren, weiß ich nicht mehr genau, jedenfalls gehörten sie zum Verwandtenkreis meiner Großmutter auf dem Steinbrink. Der Hof von dem sie stammte, lag in der Nähe und war vom Wege aus zu sehen, er gehörte auch zu Schlickriedens Besitzung, war aber verpachtet.

Nun lag der Steinbrink nicht mehr weit, aber vorher kamen wir noch an dem Heuerlingshaus des Meierhofes von Ilvede vorbei, in dem meine Mutter geboren wurde. Es war bewohnt von einem Zweitsohn des Hofes Meier zu Ilvede, einem Jugendgespielen meiner Mutter. Ich habe dieses Haus ein paarmal kennengelernt, kann mich aber nur dunkel an Einzelheiten erinnern. Meine Mutter hat aber in ihren Erinnerungen selbst davon erzählt.

Daneben lag dann die einklassige Schule Ilvede, in die auch meine Base Sophie vom Steinbrink ging. Eigentlich gehörte sie in die Schule zu Arrenkamp, aber der Weg dahin war weiter, darum war sie als Gastschülerin in Ilvede aufgenommen worden.

Kurz hinter der Gastwirtschaft, verbunden mit einem Kolonialwarengeschäft, nach dem Schulbau entstanden, bogen wir vom
Hauptweg ab in einen Feldweg, der zunächst durch ein Wäldchen
führte, das ich so schön fand und das zum Verweilen einlud.
Nur zwei Häuser, weit auseinandergelegen, mußten nun noch passiert werden, und dann tauchte das großelterliche Haus auf und
bot Rast und Zehrung. Und immer wurden wir da umsorgt, gehegt
und gepflegt, was Wunder, daß ich mich dort so wohl und heimisch
fühlte.

Der Rückweg führte uns gewöhnlich abseits von der Hauptstraße auf Feldwegen über den Dielinger Klei. Er sparte uns Zeit ein, hatte nur den Nachteil, daß er bei feuchter Witterung in einem schlechten Zustand war mit Pfützen und Unebenheiten. An diesem Weg lag eine Landstelle, auf die meine Mutter auch hätte heiraten können, wie sie mir jedesmal erzählte, wenn wir daran vorübergingen. Doch hatte sie sich dazu nicht entschließen können, weil der betreffende Mann so stark und dunkel behaart war. Mein Vater muß sich das wohl gemerkt haben, denn ich erinnere mich, daß er seine Haare auf den Händen und auf dem Unterarm über dem offenen Herdfeuer von Zeit zu Zeit abbrannte.

Der zweistündige Fußmarsch zum Steinbrink hörte auf, als das Fahrrad aufkam. Mein Vater kaufte für sich schon früh ein stabiles Rad, es kostete 150 oder sogar 180 Mark. das weiß ich nicht mehr so genau, jedenfalls war es für die damalige Zeit eine Menge Geld. Aber der Zeitgewinn, den es einbrachte, wog das wieder auf. Meine Mutter bekam viel später ein Damenrad. Beide Räder waren noch ohne Freilauf. Wir bezogen sie aus Hunteburg von unserem Schmied, der sich viel Mühe gab, den Leuten das Fahren beizubringen. Mit einem Übungsrad trat er an, hielt die Übenden am Sattel auf dem Rade fest und lief mit, bis ihm die Puste ausging. Meine Mutter hat viele Stunden gebraucht, ehe sie einigermaßen sattelfest wurde. Ganz leicht war es ja auch nicht immer, auf den Feldwegen mit den schmalen Fußpfaden, den Unebenheiten und oft tiefen Wagenspuren das Gleichgewicht zu halten. Man mußte auf dem ausgetretenen Fußpfad am Wege bleiben, der dicht an dem Graben entlanglief und der ausgeworfen worden war, um das Wasser von der Fahrbahn aufzufangen. Meine

Mutter landete beim Üben mitsamt ihrem "Fahrlehrer" in einem solchen Graben und im Brombeergebüsch. Ja, manche Frauen und auch Männer haben es damals nicht geschafft, das Fahrradfahren zu lernen, und der Händler kam dann nicht ins Geschäft, denn man kaufte nur, wenn man auch fahren konnte. Die Menschen damals waren recht steif durch die einseitige Arbeit. Heute kann man sich das kaum vorstellen, wo schon ein Kleinkind radfährt.

Großmutter habe ich als mittelgroße, gedrungene Gestalt in Erinnerung. Als Sonntagsstaat, besser als Ausgehkleid, trug sie noch die alte Tracht, die ich aber nicht mehr beschreiben kann. Nur das Mützchen, das vom Kopf nur das Gesicht freiließ, steht noch deutlich vor meinem Auge mit den sauberen, weiß gestärkten Bändern, unterm Kinn zur Schleife gebunden. Wie ein großes Püppchen steht ihr Bild vor mir. Sie soll eine kluge und energische Frau gewesen sein, die den langsameren Großvater immer in Trab hielt, von der alle Initiative ausging. Ich kann sie mir aber so gar nicht vorstellen, ich genoß bei ihr nur Zärtlichkeit und immer Nachsicht, wurde mit Süßigkeiten verwöhnt, die im elterlichen Hause verpönt waren.

Auch den Großvater Friedrich - "Friech" nannten sie ihn - habe ich in allerbester Erinnerung. Er war nebenbei Holzschuhmacher. Ich konnte ihm dabei stundenlang zusehen und freute mich über die oft wunderlichen Formen der Späne, die beim Bohren abfielen und die ich eifrig sammelte.

Einmal im Jahr kam er für eine Woche und auch mehr zu uns auf die Alte Windmühle und fertigte für uns einen ganzen Jahresbedarf an Holzschuhen an. Das waren erlebnisreiche Tage für mich. Meine Mutter und auch mein Vater nutzten diese Zeit, ihn ein bißchen zu verwöhnen. Er bekam - wie jeder Handwerker - seinen Korn eingeschenkt oder auch die Flasche hingestellt. Häufig wurde er aufgefordert, es mit der Arbeit langsam angehen zu lassen, sich mehr Arbeitspausen zu gönnen.

Auf der Grenze unseres Hofgrundstückes nach der großen Einfahrt hin standen ein paar mächtige Pappeln. Sie schossen so stark in die Höhe, daß sie bei starkem Wind oder Sturm eine Gefahr für die Scheune wurden. Darum fällte mein Vater sie und bestimmte

einen Teil des Holzes für Holzschuhe. Nun nimmt man für Holzpantinen lieber das festere Erlen- als das Pappelholz, das sich zwar leichter schnitzen läßt, aber nicht so widerstandsfähig ist. Großvater fertigte einen großen Vorrat aus diesem leicht zu verarbeitenden Pappelholz an, allein für mich stand über ein Dutzend Paar bereit. Nun, vorsichtig ging ich wohl in Anbetracht dieses großen Vorrats mit den Holzschuhen nicht um. Ich machte häufig Bruch, und am Ende eines Jahres war kein einziges Paar mehr vorhanden. Mein Vater schüttelte jedesmal nur mit dem Kopfe bei soviel Malheur, obwohl er sonst in ähnlichen Fällen eine recht lose Hand hatte. Jedem, der es hören wollte, erzählte er von meinem ungewöhnlichen Verbrauch an Holzschuhen. Er war dabei richtig ein wenig stolz, weil es ihm ja wenig ausmachte, da Großvater sie umsonst machte, und Pappelholz hatte er genug. Ich selbst machte es ihm nach, prahlte ebenfalls bei meinen Spielgefährten, die sich einen solchen Verbrauch nicht leisten konnten. Einmal zerschlug ich sogar ein Paar mutwillig vor ihren Augen. Kinder verfallen oft auf seltsame Dinge, um ihr Selbstbewußtsein zu stärken und um sich herauszustellen. Hier war ich nun einmal unumstrittener Primus. Darum habe ich dies kleine Erlebnis wohl auch so klar in Erinnerung.

Heute werden die Holzschuhe fabrikmäßig hergestellt. Auf dem Lande, wo man sie noch häufig trägt, werden sie über den Ladentisch verkauft. Das Handwerk des Holzschuhmachers ist ausgestorben. Diese Holzschuhe aus der Fabrik haben alle einen ledernen Fristschutz, damals war das eine Ausnahme. Frauen leisteten sich schon einmal so ein Paar für den Sonntag und zum Ausgang. Unsere Füße waren noch nicht so verweichlicht, sie ertrugen noch das harte Holz auf der Frist. Das Gehen darin machte uns keinerlei Beschwerden. Allerdings - das weiß ich noch bei Wettläufen warfen wir sie hinter uns und liefen in Socken. Die sahen dann auch danach aus. Sie wurden nicht so häufig gewechselt und hatten einen festen, glatten Dreckboden. Diese verdreckten Wollsocken wieder einigermaßen sauber zu bekommen, war keine leichte Wascharbeit. Meist waren sie auch stark durchlöchert, und das Stopfen erforderte Zeit und Geduld. Doch das verstand auch mein Vater, besser als meine Mutter. Auch wir Kinder lernten es frühzeitig.

Die Form des Holzschuhstiefels sieht man heute kaum noch. Das war ein ganz besonders stabiler Holzschuh, auf den ein lederner Stiefelschaft aufgenagelt war. Ich bekam schon als Schuljunge so ein Paar und mußte sie im Winter bei Regen und Schnee anziehen. Das geschah zu meinem großen Leidwesen, war ich doch der einzige unter den vielen Schulkindern, der sie trug. Die Eltern sorgten sich um meine Gesundheit. In jungen Jahren hatte ich eine schwere Nierenentzündung gehabt. Ich trug daher dicke Wollsachen und eben diese Stiefel, damit ich trockene Füße behielt. Ich sträubte mich sehr dagegen, weil ich von Mitschülern gehänselt wurde. Was mir große Qualen bereitete, wenn mich die Mädchen bespöttelten. Dabei waren diese Holzschuhstiefel praktisch und gar nicht billig in der Herstellung, vielleicht nur ein bißchen schwer an den Füßen. Kinder trugen sie im allgemeinen nicht, wohl aber die Erwachsenen für die Arbeit im nassen Moor. Ich hätte mir auf den Besitz der Stiefel schon etwas einbilden können, weniger empfindliche Burschen hätten sie sicher mit Stolz getragen und sich aus den Anpöbeleien nichts gemacht.

Auf dem Steinbrink gab es Weintrauben, ein Obst, das es nicht alle Tage gab und das in meiner Heimat nur selten gezogen wurde. Die Weintraubenranken überzogen die ganze hintere Giebelwand des Hauses, die frei und offen nach Süden hin lag. Im Herbst, wenn die Trauben reiften, erschienen wir zur Weinlese. Es war ein außergewöhnlicher Festtag für mich, auf den ich mich schon lange Zeit vorher freute. Auch andere Apfelsorten als bei uns gab es auf dem Steinbrink, ebenfalls eine angenehme Abwechselung!

Der größte Teil der Trauben wurde gekeltert und der Most zu Wein angesetzt, was mein Onkel Lilie, auf vielen Gebieten bewandert, gut verstand. Bei winterlichen Visiten tranken ihn die Frauen besonders gern, während die meisten Männer beim "Köm" blieben. Der Wein stieg in den Kopf, wenn man reichlich davon genoß, und hinterließ starke "Nachwehen". Der Kater danach zeigte andere Symptome als der nach Schnaps, deshalb schätzte ihn die Männerwelt wohl nicht. An den Schnapskater hatte man sich gewöhnt.

Diese winterlichen Visiten fanden in unserem Bekanntenkreis jedes Jahr in jedem Hause statt. Es ergingen Einladungen an die Verwandten und Nachbarn. So kam man im Laufe des Winters häufiger gesellig zusammen, eine schöne Sitte und auch ein Ausgleich nach der schweren Arbeit des Sommers. Man arbeitete schwer, aber vergaß auch das Feiern nicht. "Die Dielinger möchten am liebsten noch das Schwarze unter dem Nagel sparen, aber bei Hochzeiten, Kindtaufen und Feierlichkeiten möchten sie am liebsten alles wieder durchbringen, so scheint es," meinte unser Kantor.

Es gab Kaffee und Kuchen und zum Abendbrot das Beste, was Küche und Keller boten. Zigarren und Getränke wurden reichlich angeboten, aber es ging gesittet zu. Die Frauen achteten sehr darauf, daß die Männer Maß hielten. Sie spielten gewöhnlich eifrig Karten und es war üblich, die Trümpfe mit hartem Knöchelschlag auf den Tisch zu legen. Wer das besonders kräftig ausführte, war Hahn im Korbe. Die groben Arbeitshände vertrugen schon etwas. Mancher Spieler hatte dicke Wülste auf den Fingerknöcheln.

Die Frauen saßen unter sich beim Schwatz, der die Dorfneuigkeiten zum Inhalt hatte, wobei die zu erwartenden Heiraten im Mittelpunkt standen. Wer "frien" mußte, das kam hier an den Tag. Ab und zu sonderten sich auch schon diese und jene ab und man sah den Männern für Augenblicke beim Kartenspiel zu, kontrollierte wohl auch den Pfennig- oder Groschenhaufen des Ehegesponstes, ob er zu- oder abnahm. Es wurde nach jedem Spiel ausgezahlt und nicht wie heute angeschrieben. Man spielte nicht hoch, so daß auch der Verlust nicht schmerzte. Bei diesen Visiten erfüllte unsere gute Stube, die sonst wenig benutzt wurde, ihren Zweck.

Zur Bickbeerenzeit fanden wir uns an einem Sonnabend abends auf dem Steinbrink ein. Früh ging es ins Bett, denn vor Morgengrauen am Sonntagmorgen brachen wir mit Tante und Cousine auf in die Stemmer Berge zum Bickbeerenpflücken. Das war für mich, dem Sohn der Ebene, immer ein besonderer Tag: Dieses Ersteigen der Höhen und der Rundblick von dort ins weite Land bis hin zum Wiehengebirge, das Streifen durch den stillen Wald mit seinen Mulden und Wällen. Meine Mutter hatte immer Angst, daß sie mich verlor.

Am liebsten löste ich mich von der Gruppe und zog auf Entdeckungsfahrt, vergaß dabei das Pflücken oder pflückte nur in den Mund. Aber auch die anderen sonderten sich ab, wenn sie eine Stelle abgepflückt hatten um neue, ergiebigere zu suchen. Man verabredete besondere Rufe und verständigte sich so, wenn man ein Waldstück gefunden hatte, das reiche Ernte bot. Man mußte verhindern, daß Fremde aufmerksam wurden und miternteten. Nicht immer gelang das. Von der Entdeckung solcher Fundstellen hing der volle Erfolg unserer Sammeltätigkeit ab.

Es war schon in mancher Beziehung ein erlebnisreicher Morgen, dieses Beerenpflücken im Arrenkampener Berg war das Gesprächsthema für viele Stunden. Stolz zogen wir am Sonntagnachmittag mit unseren gefüllten Gefäßen wieder ab. War unser Sammelergebnis mager gewesen, gaben uns die Steinbrinker von ihrer Beute ab, so daß unsere Gefäße immer voll waren. Sie wohnten ja näher an den Bergen und konnten öfter zum Sammeln gehen.

Eingemacht wurden damals nur diese Bickbeeren, kein anderes Obst oder Gemüse. Kohl wurde zu Sauerkraut verarbeitet und grüne Bohnen wurden gesalzen. Zur Aufbewahrung dienten große Steintöpfe und Fässer. Beides wurde übermäßig gesalzen, und nach meinem Geschmack war das nicht. Die Bickbeeren schmeckten mir immer herrlich. Schade nur, daß sie so schnell zu Ende gingen. Mit den blauen Zähnen lief ich gern umher. Zahnbürste und Zahnpaste waren uns fremd. Viele Leute quälten sich mit einem schlechten Gebiß herum. Zahnschmerzen waren üble Qualen. Wenn sie allzu schmerzhaft wurden, suchte man den praktischen Arzt auf, der zog dann den Zahn ohne Betäubung. Man zahlte dafür einen Taler. Von diesem Zahnziehen gingen viele spaßige Schilderungen um. Unter Ausmalung aller Einzelheiten wurde eine ursprüngliche Situationskomik dargestellt, die viel Anklang fand. Leider bin ich heute nicht mehr in der Lage, sie nachzuzeichnen.

Die Steinbrinker sammelten auch Kronsbeeren, die später reif wurden. Diese roten Beeren mit viel Zucker eingemacht, bildeten eine steife Masse, von der man Scheiben abschneiden konnte. Dies Eingemachte schätzte ich mehr als alle anderen süßen Gemüse. Das war auch ein Grund für die Beliebtheit des Steinbrinks, weil es nur da so etwas gab.

Der Wald der Stemmer Berge, der fast bis an unsere Dorfgrenze reichte, und ein Ausläufer, der Klei, ein baumloser, fruchtbarer Hügel, waren oft das Ziel meiner Ausflüge. Doch in meiner frühesten Jugend erlaubten die Eltern es nicht, so weit von Haus herumzustreifen. Sie fürchteten, ich könnte mich verirren. Nur bei Schulausflügen, die einmal im Jahr als Schulfest veranstaltet wurden, lernte ich die Stemmer Berge weiter kennen, in erster Linie das Hannoversche und das Preußische Berghaus. Später streifte ich allein durch dies für mich unentdeckte Land, wo ich so viele Wunder vermutete.

An einen Pfingstausflug, den ich als Präparand ganz tief in den Wald hinein machte, werde ich ein Leben lang denken. Ich sammelte Beobachtungen und Eindrücke und schrieb sie in einem Schulaufsatz nieder. Es stand damals schlimm um mich im ersten Jahr auf der Präparande. Meine Leistungen in Deutsch waren ungenügend. Es haperte mit der hochdeutschen Sprache, hatte ich doch bis zu meinem 14. Lebensjahr nur Plattdeutsch gesprochen. Das Hochdeutsche lernten und sprachen wir nur im Unterricht, doch vertraut wie unsere plattdeutsche Mundart war es mir nicht. Ich mußte beim Vortrag über sprachliche Formulierungen scharf nachdenken, nach Ausdrücken suchen fast wie bei einer Fremdsprache. Ich machte daher viele Ausdrucks- und Grammatikfehler, die oft bei Mitschülern und Lehrern Gelächter hervorriefen. Das machte mich dann vollends verwirrt und unsicher, was sich auch auf die anderen Fächer nachteilig auswirkte. Trotzdem gab ich nicht auf, verstand ich doch alles, was im Unterricht dargeboten wurde. Literatur war sogar mein Lieblingsfach, für das ich mit Eifer und Interesse arbeitete. Aber mein Deutschlehrer winkte nur ab, wenn ich mich meldete: "Ach, Wiechering, Du wirst es doch nicht schaffen, am besten, Du gehst wieder nach Hause." Aber der Gedanke, die Schule verlassen zu müssen, war schrecklich für mich. Ich weiß nicht, ob ich das jemals überstanden hätte. Der "verdorbene Schulmeister" wäre ich dann für mein Dorf geblieben, mein Leben lang.

Nun, bei diesem Erlebnisaufsatz über meinen Pfingstausflug durch den Wald faßte ich mir ein Herz und schrieb, wie mir der Schnabel gewachsen war. Offen und wahr, wie ich fühlte und dachte und in Ausdrücken, wie sie mir zur Verfügung standen, in meinem Stil, der mir eigentümlich war, alles auf eine Karte setzend. Und ein Wunder geschah! Mein Deutschlehrer trat mit den nachgesehenen Schulheften unter dem Arm ins Klassenzimmer und sagte etwa: "Ihr werdet Euch wundern, wer diesmal den besten Aufsatz geschrieben hat. Ich will ihn Euch vorlesen." Er fing an, und alle lauschten gespannt, so schön betont las er vor, ich fand, der Aufsatz war noch schöner als ich gedacht hatte. Und dann erläuterte er, was daran besonders lobenswert an Inhalt und Stil sei. Ein paar Fehler hatte er mir großzügig verziehen. Das würde ich schon noch lernen. Die Klassenkameraden errieten nicht, wer der Schreiber war. Mir jedenfalls traute das keiner zu.

Ich hatte gewonnen. Mein Lehrer und auch meine Mitschüler änderten ihre Einstellung zu mir von Stund an. Meine Fehler wurden mit Nachsicht hingenommen und überhört. Sie verschwanden auch mit der Zeit. Ich gewann Selbstsicherheit, wurde nicht mehr überhört und beiseite geschoben. Mein oft eigenwilliges Urteil besonders bei Literaturbesprechungen wurde angenommen und fand Beachtung.

Nach rund 50 Jahren traf ich meinen Deutschlehrer, der indessen Rektor einer Pädagogischen Akademie geworden war, auf dem Sennefriedhof bei Bielefeld wieder, wo sich frühere Schüler des Herforder Seminars zum 100. Geburtstag ihres Direktors Tesch an dessen Grabe versammelt hatten. Er erkannte mich sofort wieder, kam aber nicht auf meinen Namen. "Nicht sagen," wehrte er ab, als ich ihn nennen wollte. "Sie haben doch damals den Aufsatz geschrieben, ich weiß noch eine Wendung daraus: 'Brombeerbüsche spannen Brücken darüber'."

Der Berg, der Wald, dem meine Knabensehnsucht gehörte, ist mir also gleichsam zum Schicksal geworden. Jetzt, wo ich dies niederschreibe, denke ich daran, wie wenig ich die Stemmer Berge kenne. Ich sollte nun im Alter Versäumtes nachholen und einmal einen Sommerurlaub dort verbringen, zumal mir die alte Heimat fremd geworden ist.

Die Sprachhemmungen habe ich nie ganz überwunden. Ich habe es bereits erwähnt. Wenn ich ein Thema zu behandeln habe, lege ich die sprachliche Formulierung bis auf das letzte Wort schriftlich fest und bin nur sicher im Vortrag, wenn ich das ausgearbeitete Manuskript vor mir habe. Auch meine Unterrichtslektionen arbeitete ich stets schriftlich aus. Das hat mich oft kritisch Rednern gegenüber gemacht, denen die Worte leichtflüssig von den Lippen kommen und die sie auch noch durch Pathos dick unterstreichen. Besonders hat mich das von Anfang an bei den Rednern des Nationalsozialismus abgestoßen, wenn sie eifrig die Werbetrommel rührten. Kranken wir nicht an großen Worten, die unser Denken, Fühlen und Wollen einzunebeln versuchen! Zur Scheinkultur gehören der blecherne Klang der großen, hohlen Worte, die Superlative und die Ausschließlichkeit des "nur so und nicht anders".

Von den Ziel unserer Schulausflüge in die Stemmer Berge sprach ich schon: das Hannoversche oder das Preußische Berghaus, zwei Ausflugslokale mit Tanzsälen. In der Nähe des Hannoverschen Berghauses am Nordhang lag der Horst der Fischreiher, der auch heute noch sehenswert ist. Von dort aus schweift der Blick über die Norddeutsche Tiefebene, über das Große Moor bis hin zu den Dammer Bergen und dem Dümmer, einem damals noch unberührten Moorsee mit einer besonderen Tier- und Pflanzenwelt, befahren von einfachen Booten, die dem Aalfang nachgingen. Das Preußische Berghaus lag im Haldemer Forst, weniger besucht. Pfingsten aber, wenn der Wald wieder grünte, bekamen beide Berghäuser viel Besuch und vom Nachmittag an bis tief in die Nacht wurde getanzt. Meist endete es mit Schlägereien um die Mädchen, die dann das Dorfgespräch bildeten und oft leider auch die Gerichte beschäftigten.

Die alteingesessenen Höfe in Dielingen besaßen einen Berganteil, auch Wilkers, unsere Nachbarn und Verwandten. Sie konnten ihren Brennholzbedarf selbst decken und brauchten dafür kein bares Geld hinlegen. Doch die Abfuhr des Holzes bereitete immer wieder Sorgen, weil die Wagen keine Bremsen hatten, die ja in der Ebene auch nicht nötig waren. Im Berg bei steilen Abfahrten half man sich, indem man Knüppel zwischen die Räder setzte, so daß

die Räder sich nicht mehr drehen konnten und die Wagen wie Schlitten abwärts glitten. Es kam dabei schon mal zu Unfällen. Man war daher froh, wenn man heil und gesund wieder zu Hause war. Die Frauen gerieten oft in Sorge, wenn die Abfuhr über die einkalkulierte Zeit hinaus dauerte.

Nun muß ich aber doch noch einmal auf die Bickbeeren zurückkommen, die es zu Mehl- und Kartoffelpfannekuchen gab. Mehlpfannekuchen backte Mutter oft. Es ging schnell und verschaffte uns eine Abwechselung beim Abendbrot, das meist aus Bratkartoffeln und belegten Broten bestand oder auch aus Resten des Mittagessens. Mit Eiern und Butter brauchte Mutter nicht zu sparen, so schwamm er in Fett, quoll dick auf und stand bei den Rippen, wie wir sagten. Aber er wurde auch zugeteilt. Wir aßen ihn gern mit Pumpernickel zusammen, die Bickbeeren wurden nur zu besonderen Gelegenheiten aufgetischt. Ebenso gab es sie zu Kartoffelpfannekuchen, den es aber nicht so häufig gab, weil er durch das Reiben der Kartoffeln viel Arbeit machte. Mein Vater rührte Bickbeeren selten an.

Ein großes Kartoffelpfannekuchenessen gab es aber immer in der Kartoffelernte. Auf unserem Sandboden gediehen Kartoffeln besonders gut und wurden reichlich angebaut. Wir allein konnten die Kartoffelernte nicht bewältigen, darum wurden Frauen und ältere Schüler angemietet, die sich damit ein bißchen Geld nebenbei verdienen konnten. Sie arbeiteten gewöhnlich nur nachmittags und bekamen als Lohn 60 bis 80 Pfennige, einschließlich des Nachmittagskaffees und des Abendbrotes. Der Kaffee wurde auf dem Felde eingenommen. Zum Abendbrot gab es dann nach getaner Arbeit zu Hause Kartoffelpfannekuchen. Sie wurden so groß wie die Pfanne gebacken, nicht in kleinen Plätzchen, wie wir es heute tun. Die großen Fladen wurden auf einem Teller geschichtet und dann in handliche Stücke geteilt. Man nahm sich ein Stück auf die Gabel und aß ihn so aus der Hand. Der besseren Verdauung wegen - denn mit Fett wurde nicht gespart, man kam sonst in Leute Mund - aßen manche ein Stück Brot dazu.

Meist war es eine große Schar "Kartoffelutkreiger", dementsprechend war der Verzehr; Berge von Pfannekuchen wurden vertilgt. Meine Mutter gebrauchte Stunden zum Reiben und Backen. Die Kartoffeln, ausgesucht dicke, schälten wir am Abend zuvor. Es waren mehrere Eimer voll. Auch mein Vater half dabei. Er war darin sehr geschickt, geschickter als meine Mutter. Er schälte auch sonst oft für den täglichen Bedarf. Ich habe oft bewundert, wie ihm die Arbeit von der Hand ging. Er schälte die Kartoffeln in einem Zug, so daß eine lange geringelte Schale herunterhing. Vor allem schälte er sauber, die Augen wurden sorgfältig ausgestochen. Er liebte es gar nicht, wenn ihn beim Essen "die Augen der Kartoffeln anguckten". Das mußte ich häufig als Tadel hören, wenn ich geschält hatte. Ich tat diese Arbeit gar nicht gern und suchte, schnell damit fertigzuwerden. Auch schön glatt sollte die Kartoffel auf den Tisch kommen. Sie durften nicht zu dick und mußten ungeteilt sein. Vater liebte als Eßkartoffel die rötliche Heidelberger, die gelbliches Fleisch hatte und nicht zerkochte. Als diese Sorte entartete und nur noch geringe Erträge lieferte, bauten viele Bauern sie nicht mehr an. Vater aber blieb dabei, weil er sich an die neu aufkommenden Sorten nicht gewöhnen konnte. Daneben pflanzte er noch eine besondere Salatkartoffel an, die wir Eierkartoffel nannten, was schon darauf hindeutet, daß sie klein war und wenig Ertrag brachte.

Wir schälten immer reichlich Kartoffeln, mehr als zur Mittagsmahlzeit gebraucht wurden, weil Vater davon gern zum Abendbrot Bratkartoffeln aß, Brot allein schätzte er nicht. Daran habe auch ich mich so gewöhnt, daß ich bis auf den heutigen Tage ein großer Kartoffelessen geblieben bin. Wenn es stimmt, daß man davon einen Kartoffelbauch bekommt, so müßte ich den meinigen schon nicht mehr tragen können. Den Rest der Kartoffeln bekamen Hunde und Katzen, die auch leben wollten. Aber wir hielten eigentlich keine Hunde. Vater, immer praktisch und nüchtern denkend, hielt sie für unnötige Fresser. Dabei hätte ich so gern einen Hund gehabt. Auch Tauben, die ich mir wünschte, bekam ich nicht, denn "wer sein Geld fliegen sehen will, muß sich Tauben und Bienen anschaffen". Einmal hatte ich meinen Vater nach vielem Drängen so weit, daß er mir Tauben bewilligte. Er stellte nur eine Bedingung, nämlich daß ich mir einen Taubenschlag selbst zimmern müsse. Weil ich in handwerklichen Dingen

recht ungeschickt war, geschah so gut wie nichts. Nur das Einund Ausflugloch sägte Tischlermeister Foltermann aus. Und dabei blieb es. Vater hatte wohl im Voraus damit gerechnet. Überflüssige Kartoffeln wurden weiter auch mit Mehl vermischt, den Hühnern gefüttert oder sie kamen in den Schweinetopf.

Die Art des Kartoffelrodens in meiner Heimat zu damaliger Zeit ist noch erwähnenswert. Heute, wo die Maschine dominiert, ist vieles in der Landwirtschaft anders geworden, die alten Arbeitsmethoden sind abgelöst, die Arbeit leichter, keine harte Knochenarbeit mehr wie früher. Der Pflüger zum Beispiel sitzt auf dem Trecker, früher mußte er hinterherlaufen und legte so viele Kilometer in einer schmalen und unebenen Furche zurück, dabei hatte er noch den schweren Pflug und die oft eigenwilligen Zugtiere zu führen. Oder man denke an die schwere Arbeit des Mähens mit der Sense, das Mistaufladen und -streuen! Wie bequem ist auch die Kartoffelernte mit einem modernen Rodegerät.

Damals lockerte man mit einer Kartoffelhacke jede einzelne "Hucht". Die Aufleser banden sich einen Sack oder eine grobe Schürze um. knieten vor zwei Kartoffelreihen nieder und kratzten mit ihren Händen die Kartoffeln aus der Erde. So krochen sie über die Erde, die Kartoffeln in ein danebenstehendes Körbchen sammelnd. Ein anderer nahm ihnen die vollen Körbe ab und brachte sie zu dem bereitgestellten Wagen. Es gab auch noch eine andere Methode, die nicht beliebt war und die mein Vater auch nicht anwandte. Man pflügte an der Kartoffelreihe entlang, pflügte sie also quasi um, teilte sie in Abschnitte ein, die auf die einzelnen Aufleser verteilt wurden. Das Arbeitstempo bestimmte nun der Pflüger. Wenn er zu schnell war, kamen die Aufleser in Bedrängnis. Sie beklagten sich auch wohl über die Abschnitte, wenn diese beispielsweise besonders verkrautet waren und sie damit den anderen gegenüber benachteiligt waren. Sie protestierten oder machten Fuscharbeit, so daß viele Kartoffeln im Acker blieben. Es gab Tagelöhner, die diese Arbeit ablehnten, besonders bei solchen Bauern, die bekannt waren, daß sie drängten.

III. DIE NACHBARN

Unsere nächsten Nachbarn, uns auch verwandtschaftlich verbunden, waren Wilkers, getrennt von uns durch die Straße, die die Alte Windmühle durchquerte. Unser Blick fiel auf die Scheune, die längsseits zur Straße stand und uns so den Ausblick auf das Wohnhaus verwehrte.

Meine Großmutter väterlicherseits stammte aus diesem Hause. Ihren Bruder, den Groß- und Urgroßvater der jetzigen Generation habe ich noch gut gekannt. Er war von mittlerer Statur, immer flink und geschäftig. Seine Frau, von stattlichem Wuchs, überragte ihn um eines Hauptes Länge, trat selbstbewußt und sicher auf und wußte, was sie wollte. Er rauchte gern eine kurze Pfeife und einen Tabak aus einer blauen Tüte mit dem Aufdruck ABC. Sie enthielt ein halbes Pfund und kostete 15 Pfennige. Oma Wilker sorgte dafür, daß der Tabak nie ausging. Eine Geschwulst an der Lippe, die sich im Alter gebildet hatte, erwies sich als Krebs. Er mußte ein hartes Krankenlager hinnehmen. Es war eine Erlösung für alle, als der Tod ihm die Qualen nahm. Meine Mutter hat oft unter Tränen von seinem qualvollen Leiden erzählt, und ich weiß noch, wie mich das beeindruckte und ich in meinem kindlichen Glauben den lieben Gott bat, ihn zu erlösen. Überhaupt nahm das ganze Dorf und alle, die ihn kannten, regen Anteil an dem schweren Leiden dieses aufrechten und guten Mannes.

Im Gegensatz zu seinem Vater war der Sohn Friedrich groß und stattlich wie seine Mutter, dagegen seine Frau Anna klein und quicklebendig. Ich verglich ihn immer mit unserem Pastor Bartmann. Zu Anfang des Krieges im August 1914 wurde er als Landwehrmann eingezogen. Ich diente in demselben Infanterie-Regiment Nr. 15 in Minden als Kriegsfreiwilliger. Wir trafen uns oft, sonnabends schickte man die Landwehrleute auf Wochenendurlaub nach Hause. Wenn Montag war, suchte er mich regelmäßig auf, überbrachte mir Grüße von meinen Eltern und auch Lebensmittel und Geld. Ich wurde so großzügig von meinen Eltern be-

dacht, daß ich immer überreichlich versorgt war in den ersten Wochen, als es noch an Unterbringungsmöglichkeiten in der Kaserne fehlte und ich im Gasthaus wohnen konnte. Ich hatte mich gegen den Willen meiner Eltern freiwillig gemeldet und war nun um so mehr über die Vorsorglichkeit meiner Eltern erstaunt. Heute ist mir klar, daß Onkel Friedrich der gute Mittler zwischen ihnen und mir gewesen ist. Ich erinnere mich noch an ein Wort von ihm: "Deine Eltern haben Dir vergeben. Das sollst Du in den schweren Stunden, die Du sicher noch im Felde überstehen mußt, wissen und Dich nicht mit Gewissensbissen quälen."

Ganz plötzlich rückte dann die Landwehr nach dem Westen aus. Schon nach wenigen Tagen fiel er. Ich konnte es kaum fassen, zum ersten Mal fiel in meine Begeisterung ein bitterer Tropfen. Er, der gute, arbeitsame "Wilkers Friech", sollte nicht mehr sein, das war kaum faßbar für mich. Rege Anteilnahme weit und breit fand die Witwe, Wilkers Anna, mit ihren zwei schulpflichtigen Söhnen Fritz und Heinrich. Finanziell hatte sie keine Sorgen. Es ging ihr besser als jeder anderen Familie im Umkreis. Durch Fleiß und Sparsamkeit hatte es die Familie durch Generationen zu einem beträchtlichen Barvermögen gebracht. Das wurde ihnen dann auch noch in der Inflation genommen. Nun ruht Anna Wilker wie die meisten ihrer Generation unter dem Rasen. Ihre beiden Söhne, beide jünger als ich, wirken noch in der Heimat. Der ältere, Fritz, dem Vater ähnelnd, schafft erfolgreich auf seinem Hof in Drohne. Leider blieb er kinderlos. Heinrich, der Mutter ähnelnd, bewirtschaftet den väterlichen Hof auf der Alten Windmühle. Sein Sohn Günther, den ich kürzlich kennenlernte, erinnert mich an seinen gefallenen Großvater.

Unser Nachbar auf der gegenüberliegenden Seite war Schlüter-Hillingmeier. Schlüters Wilhelm, der Besitzer, war in meinen jungen Jahren noch unverheiratet und lebte mit seiner alten Mutter und einer unverheirateten Tante zusammen, die beide kränklich und fast arbeitsunfähig waren, kaum das Haus verließen und den Verkehr mit Menschen scheuten. Sie galten als Sonderlinge. Das war wohl auch der Grund, weshalb Schlüters Wilhelm zunächst nicht zum Heiraten kam. Er holte sich dann aber



 Die Anwesen "Auf der Windmühle", Kirchspiel Dielingen, 1983.



12. Die Straße, die die "Alte Windmühle" durchquert. Rechts der Platz auf dem das inzwischen niedergebrannte Wiecheringsche Haus gestanden hat. Links die Scheune der mit den Wiecherings verwandten Familie Wilker. Aufn. 1983.

eine junge, stattliche Frau aus dem Nachbardorf Drohne, die mit den beiden alten Frauen gut fertig wurde und durch ihr Geschick alles zum Besten führte. Das Hochzeitsbild mit den Hochzeitsgästen ist noch in meinem Besitz und mir sehr wertvoll, weil ich darauf meine Eltern und mich selbst in noch jungen Jahren und auch unser Haus abkonterfeit sehe.

Damals stand bei Schlüters noch das alte Fachwerkhaus, aber im Laufe der Jahre wurde es erneuert und vergrößert. Als meine Angehörigen ihre Liegenschaften in Dielingen und Drohne verkauften und nach Flintbek bei Kiel zogen, erwarben Schlüters unser Haus mit Hausgrundstück und "Toschlag". Unser Hauptgebäude brannte bald danach ab, nur die Scheune blieb stehen.

Sechs Besitzungen gehörten damals zum engeren Bereich der Alten Windmühle - wir, Schlüter-Hillingmeier, Aulert, Wilker, Gräber und Göert. Aulerts Mutter hatte als junge Witwe sieben Kinder durchzubringen, einen Jungen, Heinrich, ein paar Jahre älter als ich, und sechs Mädchen. Sie ging von der vielen Arbeit ganz gekrümmt, fand aber in ihren Kindern tätige Mithelfer. Besonders ihr Sohn Heinrich versah schon früh und selbständig Aufgaben eines männlichen Oberhauptes. Vor lauter Arbeit ist er wohl nicht zum Heiraten gekommen, auch seine jüngsten Schwestern nicht, ein Zwillingspaar, das nach dem Tode der Mutter den Haushalt führte. Zwei Schwestern sind nach Amerika ausgewandert, mitgenommen von Verwandten, die von dort zu Besuch kamen, und die schon eine Generation früher - wie so viele in meiner Heimat - ausgewandert waren.

Gräbers, unsere Nachbarn zur Rechten, hatten hinter dem Haus einen großen "Kasbienbaum", einen Kirschbaum, der kleine Kirschen trug, die etwas dicker sein mochten als Wildkirschen. Kirschbäume waren in meiner Heimat rar, also etwas Besonderes, darum steht auch dieser Baum mit seiner mächtigen Krone so deutlich in meiner Erinnerung. Die schönsten Früchte saßen in den höchsten, äußersten Spitzen. Um an sie heranzukommen, wagten wir tollkühne Klettereien. Die Kirschen waren uns gern gegönnt, aber aus Sorge, daß wir uns mal ein Bein oder andere Gliedmaßen brachen bei diesen Kletterpartien, verbot man uns das Pflücken.





13./14. Hof der Familie Wilker, "Auf der Windmühle", um 1900. Geburtshaus der Großmutter väterlicherseits von Fritz Wiechering.

Nun machten wir es heimlich, wenn Gräbers nicht zu Hause waren. Es waren die süßesten Kirschen, die ich je gegessen habe.

Unser nachbarliches Verhältnis zu Gräbers schwankte öfter. Einen Höhepunkt erreichte es, als man gemeinsam ein größeres Torfmoorgrundstück im Dammer Moor (zum damaligen Großherzogtum Oldenburg gehörend) kaufte, auf den Tiefpunkt sank es, als meine Mutter in der alten Hainbuchenhecke hinter unserem Hause, die unser Grundstück von dem Gräberschen trennte, junge Eichensämlinge entdeckte und sofort abschnitt. Sie bezeichnete es als eine Gemeinheit, uns so dicht vor die Nase hinter den Wohnzimmern Eichenbäume wachsen zu lassen. Nun blieb es allerdings ungeklärt, ob sich die Eichen selbst angesamt oder Gräbers sie wirklich eingepflanzt hatten. Für das letztere sprach, daß sie in regelmäßigen Abständen standen. Das gute nachbarliche Verhältnis wurde dadurch so getrübt, daß man sich jahrelang schnitt und kein Wort miteinander sprach. Das gemeinsame Torfstechen fiel natürlich danach auch aus. Ich vermag nicht zu entscheiden, wer recht oder unrecht hatte. Fest steht aber, daß Gräbers Vater meinen Eltern einen Streifen seines Grundstücks zum Kauf angeboten hatte, damit wir mehr Platz hinter dem Hause für eine Gartenanlage bekamen. Warum meine Eltern auf dies großzügige Angebot nicht eingingen, kann ich nicht sagen, verstand es damals schon nicht, denn der Raum hinter dem Hause war recht eng, und die alte Hecke, die wirklich keine Zierde war, hätte fallen können.

Gräbers Vater, ein emsiger Arbeitsmann, hatte eine Leidenschaft für bauliche Veränderungen. Ein Ausbau am Wohnhaus wurde zweigeschossig, was bei Bauernhäusern unserer Gegend kaum vorkam und wegen dieser Seltenheit Bewunderung erregte. Es war ein Erlebnis, wenn ich dort vom ersten Stock aus herunterblicken konnte. Er baute auch zwei Scheunen und Ställe sowie eine Wagenremise und einen Torf- und Holzstall neu. Auch sonst führte er mancherlei Veränderungen durch. Mein Vater dachte über dieses Bauen recht geringschätzig, es sei zu wenig geplant und durchdacht, kaum stände der Bau, schon müsse wegen zutagegetretener Mängel wieder eingerissen und umgebaut werden.

Gräber war ein starker Priemer, der Tabaksaft lief ihm oft aus dem Mund. Immer stand Wermuttee bereit, den er laufend ohne Zucker trank und den er jedermann - auch mir - aus gesundheitlichen Gründen empfahl. "Fritz, drink Wermuttei, wenn Du gesund bliewen willst," so höre ich noch heute seine Stimme. Aber ich mochte das bittere Zeug nicht, obwohl ich es ihm zu Liebe mehrmals probierte.

Hinter Gräbers kamen Göerts. Auch sie haben in den Jahren das alte Fachwerkhaus ganz neu aufgebaut. Zwei Mädchen und Zwillingssöhne hatte ich dort als Spielkameraden. Göerts Mutter war die Schwester des Schwiegervaters meiner Schwester. Göerts Vater steht vor mir als ein recht beweglicher Mann, der ein Künstler im Peitschenknallen war, Humor, Witz und Satire liebte.

Schon am Rande der Alten Windmühle, an der Chaussee, die den Dorfkern von Dielingen mit der "Großen Chaussee" und dem Bruch verband, lagen noch die Anwesen von Foltermanns, Schwarze-Wiese und Peter-Rupenkamp. Meine Tante von der Krönerei war eine Peter-Rupenkamp. Peters Wilhelm, der älteste von mehreren Kindern, gleichaltrig mit mir, war ein treuer Schulkamerad, den ich aber ganz aus den Augen verloren habe, denn er wanderte bald nach seiner Maurerlehre nach Amerika aus. In der Schule fiel ihm das Lernen schwer, aber im Praktischen stand er seinen Mann, war dazu noch fleißig, zuverlässig und bedürfnislos. Mit diesen guten Eigenschaften ausgestattet, soll er sich in der Fremde eine gute Position geschaffen haben. Wiesen Fritz half meinem Vater beim Torfstechen im Dammer Moor. Von seiner Kraft und seinem Fleiß berichtete mein Vater Wunderdinge, obwohl es ihm an diesen Eigenschaften auch nicht mangelte. In seinen jungen Jahren galt Fritz Wiese als Held vieler Saalschlachten, die die jungen Burschen auf Tanzvergnügen um die Mädel austrugen. Er hat dabei eine Sehnenverletzung erlitten und verzog nun dauernd sein Gesicht, was aber seine Forsche noch unterstrich.

Der einzige Handwerksbetrieb im Bereich der Alten Windmühle war die Tischlerei Foltermann. Es lebte noch der Großvater, von meinem Vater spaßhaft "der alte Bürgermeister" genannt, weil er sich gern um gemeindliche und politische Anliegen - besonders um Steuerfragen - kümmerte. Er debattierte gern und häufig mit meinem Vater darüber. Oft kam er schon früh am Sonntagnachmittag, wenn mein Vater gerade seinen Mittagsschlaf beendet hatte. Dann blieb er bis in den Abend hinein. Sie redeten sich die Köpfe heiß, schimpften leidenschaftlich über die Miseren in der Gemeinde und im Staat. Die Steuern erregten sie maßlos, jede Steuererhöhung, selbst die kleinste, brachte sie zur Weißglut. Dabei zahlten sie damals an Einkommenssteuer 6 bis 12 Mark im Jahr. Beide waren dazu gut in der Lage, vor allem Foltermanns. Sie wurden auf einige tausend Taler Barvermögen geschätzt. Manchen Hieb mußte auch der Pfarrer einstecken wegen der dauernden Bettelei und den Kollekten und auch der vielen Neuerungen wegen, die er einführte. Die Restaurierung der Kirche erregte ihr besonderes Mißfallen. Die Ausmalungen fanden sie viel zu "kakelig", das elektrische Geläut verdarb ihnen den Glockenklang, wie er ihnen von altersher vertraut war. Dabei standen sie politisch auf seiten der Liberalen, verurteilen das preußische Dreiklassenwahlrecht, alle Konservativen, die in unserem Dorf in der Mehrzahl waren und zu denen sich sehr zu ihrem Ärger so viele ihresgleichen bekannten.

Foltermanns Vadder rauchte dabei eine halblange Pfeife, er ließ sie nicht ausgehen. Weil er sie auch beim Reden nicht aus dem Munde nahm, sammelte sich viel Speichel an, was sich durch lautes Geschnorchel kundtat. Die Asche und den braunen Pfeifensott schüttete er auf den Fußboden. Dazu kam die Spucke, die im weiten Bogen ausgespuckt wurde, geradezu eine Meisterleistung. Meine Mutter hatte das Nachsehen. Sie schimpfte mörderisch über diese Schweinerei und den Gestank, der sich nach ihrer Aussage auch in den Wänden festsetze. Sie nahm auch oft selbst an den Debatten teil, zog daraus auch wohl Konsequenzen und ging persönlich zum "Amt", wenn sie ein offenbares Unrecht feststellte, weil die "feigen Männer" es beim Schimpfen beließen. "Sophie", sagte einmal ihre Schwester vom Steinbrink, "man muß sich schämen, daß man Deine Schwester ist, daß Du Dich so in Männersachen einmischt." Nun, sie war ein paar Jahrzehnte zu früh geboren, das Frauenwahlrecht kam erst viel später.

Von Herzen zuwider war den beiden Männern auch jedes städtische Getue, vor allem die Mode. Kam einer zu ihnen, der nicht plattdeutsch sprach, so stellten sie sich dumm, als verständen sie ihn nicht und versuchten, denjenigen lächerlich zu machen, soviel sie nur konnten. Mit groben Bauernausdrücken sparten sie dabei nicht. Wenn sich dann der Betreffende darüber erregte, trieben sie es nur stärker. Es kam auch vor, daß sie ihn kaltschnäuzig des Hauses verwiesen und fanden daran noch ein helles Vergnügen. "De Hanswurst kann mi jo in de Morse licken!" Damit wurden solche Szenen abgeschlossen.

Foltermanns Großvater verstand sein Tischlerhandwerk. Es ging ihm alles schnell von der Hand. Er besaß, wie mein Vater immer herausstellte, ein gutes Augenmaß, während sein Sohn Friedrich immer mit dem Tollstock (Zollstock) in der Hand arbeitete. Aber er sagte ihm doch auch nach, daß er der akkurateste Tischler weit und breit sei, und nichts wäre ihm lieber gewesen, wenn er mich hätte dort in die Lehre geben können. Ich wurde nach seiner Meinung viel zu früh groß, wir wären dann auf unserem kleinen Hof nicht genug ausgelastet gewesen. Nun, ich verdarb ihm das Konzept, löste das Problem auf meine Weise, indem ich Schulmeister wurde. In Vaters Augen waren das Hungerleider und manchmal affektierte Stadtmenschen. Er fand sich mit dem "Hungerleider" ab und versprach mir als Schüler bereits 1.000 Taler nach bestandener Prüfung, damit ich nicht auf die Gunst fremder Menschen angewiesen sei. Daß ich als Lehrer aufs Land gehen würde, mir ein Bauernmädchen zur Frau nahm, das ordentlich etwas hinter dem Daumen hatte, war für ihn selbstverständlich. Ebenso würde ich dann die Ländereien, die zu einer solchen Schulmeisterstelle gehörten, selbst bewirtschaften und damit schöne Nebeneinnahmen haben. Auf eine Kuh und ein paar Schweine für den Anfang wäre es ihm da auch nicht angekommen. Es wurde aber alles ganz anders. Ich heiratete ein Mädchen aus der Stadt, strebte immer wieder in die Stadt. Aber er hielt doch sein Wort. Vierzehn Tage nach meiner Hochzeit erhielt ich die einmal versprochenen 1.000 Taler, wenn auch ein bißchen verspätet und durch die schon beginnende Inflation bald entwertet.

In den fünfziger Jahres seines Lebens überfiel meinen Vater eine heimtückische Krankheit. Er siechte langsam dahin, alles Herumdoktern mit Hausmitteln half nichts. Zur Luftveränderung kam er zu uns auf den Bonneberg bei Vlotho an der Weser. Er verbrachte vier erholsame Wochen bei uns. Meine Frau, die ihn in dieser Zeit sehr verwöhnte, hatte er damals sehr in sein Herz geschlossen. Er fühlte sich recht wohl im Kreis unserer Bekannten, die alle aus der Stadt kamen. Er änderte sogar seine Einstellung zu ihnen, fand daß sie auch vernünftige Menschen seien, die ihre Arbeit taten und auch nicht ohne Sorgen waren. Mit anerkennenden Worten würdigte er meine Arbeit, und wenn ich nicht immer um ihn sein konnte und meine Frau mich entschuldigen wollte, zeigte er großes Verständnis.

Ich gab ihm auf seiner Rückreise das Geleit bis Osnabrück. Auf dem Bahnsteig tranken wir zum Abschied einen guten Weinbrand. Die Wirtin wollte uns einen Verschnitt einschenken, er aber verlangte einen "richtigen" (echten) Kognak und wies dabei auf die entsprechende Flasche. Als wir dann einander zutranken, sagte er zu mir: "Fritz, arbeite nicht nur, gönn Dir auch einmal etwas! Ich habe es zuviel mit der Arbeit gehalten." Dabei verbarg er eine Träne in seinem klaren Auge.

Gut hatte er sich bei uns erholt. Aber nach wenigen Wochen, die Ernte fing an, verschlechterte sich sein Zustand wieder. Mit 54 1/2 Jahren, am 6. August 1926 nahm er endgültig Abschied von uns. Er wurde auf dem Dielinger Friedhof, am Klei, begraben. Sein Grab wurde inzwischen eingeebnet.

Meine Mutter hat ihn um gut zehn Jahre überlebt. Sie starb am 1. April 1937 und liegt fern der alten Heimat auf dem schönen Friedhof in Flintbek bei Kiel begraben. Auf dem Familiengrab ihrer Tochter wollte sie nicht beerdigt werden. Sie erwarb schon zu ihren Lebzeiten dort eine Grabstelle. Als ich Ende der zwanziger Jahre eine Stelle an der Höheren Marinefachschule in Kiel annahm war sie empört. Nie würde sie mich in einer Großstadt besuchen. Sie hat es nicht wahrgemacht, zog sie uns doch bald nach und wohnte dann sieben Jahre in meiner unmittelbaren Nähe in Flintbek. Was hätte Vater dazu gesagt? "Use Mudder nimmt faken ümme as use Pastor in Dielgen."

Das Erlebnis mit meinem Vater auf dem Bahnsteig in Osnabrück habe ich tief in meiner Seele bewahrt. Er, der Wortkarge, hatte es immer vermieden, Gefühle zu äußern. Hier hatte ich zum ersten Mal einen Blick in sein innerstes Wesen getan.

IV. DIE SCHULZEIT IM DORF

Am 24. Mai 1902 wurde meine Schwester Luise geboren. Geburtstag tagsdaten konnte ich immer schlecht behalten. Den Geburtstag meiner Schwester vergaß ich nie. Er reimte sich: Mai - 1902. Für Reime hatte ich von Jugend auf ein offenes Ohr und eine besondere Vorliebe, versuchte ich mich doch auch selbst oft als Reimeschmied. Wenn mir einige besonders gute Verse gelungen waren, stimmte mich das froh, und ich fühlte mich schon als Dichter, von dem man nach dem Tode noch sprechen würde. Aber diesen Ehrgeiz habe ich dann später doch aufgegeben. Bei meiner Schwerfälligkeit in der deutschen Sprache blieben es nur unbeholfene Gebilde.

Aber ich hatte auch Bewunderer, darunter anfangs auch meine Mutter, die auf ihren Sprößling über alles stolz war. Dies hob ihn doch von den gewöhnlichen Kindern ab. Ihre Einstellung änderte sich, als sie merkte, daß ich meine Interessen allen möglichen Dingen zuwandte, nur nicht den landwirtschaftlichen. Jetzt waren die Jungen aus der Nachbarschaft die Musterknaben, sie halfen tüchtig mit Lust und Liebe auf dem Hof. Zu spät, ich träumte von anderen Dingen, die ich trotz aller Widerstände mit Konsequenz verfolgte. Hier begann mein Lebensweg, der mich von den Eltern wegführte und den ich einsam und allein ohne inneren Beistand, wenn auch nicht ohne äußere Hilfe, gehen mußte.

Vier Tage später, am 28. Mai 1902, wurde meine Base Sophie auf dem Steinbrink geboren. Auch ihren Geburtstag vergaß ich nie. Dieser Tag bekam für die Steinbrinker eine besondere Bedeutung. Auch Gustav Reinke, ihr Mann, und der einzige Sohn Günther hatten an diesem Tag Geburtstag. Günther erblickte allerdings nach der Steinbrinker Uhr ein paar Minuten nach Mitternacht das Licht der Welt. Aber die Uhren auf dem Lande gehen selten genau, meist gehen sie vor, und so ließ man ohne Bedenken den 28. Mai auf dem Standesamt eintragen.

Fast sechs Jahre lang hatte ich als einziges Kind im Blickpunkt der Familie und der Verwandtschaft gestanden, ein kleiner "Kronprinz", dem vieles zu Willen geschah. Jetzt mußte ich teilen, und als meine kleine Schwester noch an einem Beinleiden erkrankte, galten ihr alle Fürsorge und Beachtung. Ich geriet ganz ins Hintertreffen. Mein hochgetriebenes Selbstbewußtsein kam stark ins Wanken. In meinem Selbstbehauptungswillen verlor ich mich in Eigenwilligkeiten, die körperliche Züchtigungen auslösten. Diese bewirkten nur Angst und Abneigung gegenüber meinen Eltern, so daß ich mich mehr und mehr entfremdete. Hinzukam, daß ich nun mehr und mehr bei den landwirtschaftlichen Arbeiten einspringen mußte. Da ich dafür keine Lust und Liebe aufbringen konnte, wurde alles für mich zur Qual. Nicht minder enttäuscht über die Entwicklung ihres Sohnes waren meine Eltern, da ich doch mal den Hof übernehmen sollte. Aber alle Strenge und alle Vorstellungen fruchteten nicht.

Rückblickend verstehe ich heute die ganze Tragik, die sich für beide Teile auftat und auch die tiefe Enttäuschung meiner Eltern, besonders die meines Vaters, für den es nichts Erstrebenswerteres gab als seine Arbeit und dem städtisches Leben so verhaßt war. Als er sich jedoch endgültig innerlich damit abgefunden hatte, daß sein Sohn seine Nachfolge nicht antreten würde, tat er alles, um mir den anderen Weg zu ebnen. Er opferte sein sauer erspartes Geld für meine Ausbildung und zuckte nicht mit der Wimper, wenn er mir - meist in Goldstücken - die Summe, die ich forderte, auf den Tisch zahlte. "Ist das auch genug, hast Du auch keine Schulden gemacht?" war die immer wiederkehrende Frage.

Mehrmals habe ich ihn belogen und seine Großzügigkeit in sträflicher Weise ausgenutzt. Eines Tages ermahnte mich meine Mutter
während der Ferien, wohl ahnend, daß ich Schulden gemacht haben
könnte, doch auf keinen Fall bei unserem Nachbarn Geld zu leihen, das ginge ihrer Ehre zu nahe. An die Möglichkeit,bei Nachbarn oder Verwandten einen Pump anzulegen, war ich bis dahin
gar nicht gekommen. Prompt nahm ich diese Möglichkeit wahr - mit
vollem Erfolg - zu meiner Schande sei's gesagt! Nun meine Eltern
haben es nie erfahren, Wilkers, die eingesprungen waren, waren

viel zu rücksichtsvoll, verrieten nichts und sprachen mit anderen nie darüber.

Was mir das Elternhaus nicht geben konnte, fand ich in der Schule. Vom ersten Schultag an saß ich auf dem ersten Platz. So blieb es bis zu meiner Entlassung aus der Volksschule. Zwischenzeugnisse gab es nicht. Die Schulleistungen drückten sich im Sitzplatz aus. Bei guten Leistungen kam man nach oben, bei schlechten nach unten. Wenn das bei einem Schüler nicht fruchtete, der faul und verstockt war und dessen Betragen zu wünschen übrig ließ – es gab unter uns schon einige solche –, kam er auf die "Schlüngelbank", eine halbhohe Bank ohne Lehne und Tisch, die an der Stirnseite der Schulstube neben dem Lehrerpult stand. Das galt als Schande für Schüler und Eltern. Unsere beiden Lehrer machten davon nur selten Gebrauch. Sie griffen eher zum Haselstock und schlugen dem Sünder den Hosenboden voll. Unser Kantor jedoch hielt auch nicht viel von der Prügelstrafe und wandte sie selten an.

Wenn die meisten Schüler nur ungern zur Schule gingen und das Ende der Schulstunden herbeisehnte, war es bei mir umgekehrt. Je länger desto lieber! Ich war froh, wenn ich dem Elternhaus entschlüpfen konnte. Unvorhergesehene Schulausfälle, die bei den meisten Jubel hervorriefen, lösten bei mir alles andere als Lustgefühle aus. Wenn es darum ging, die Schulzeit durch Ehrenämter oder Sonderaufträge zu verlängern, war ich immer dabei. Meine Eltern nahmen das als unabwendbares Übel hin. Der Primus in der Schule hatte eben auch besondere Verpflichtungen.

Unser Kantor hatte einen großen Garten und sah es gern, wenn wir Schüler uns darin betätigten. Öfter bestellte er uns nachmittags. Wir bekamen für unsere Arbeit ein paar Groschen Taschengeld und wurden mit Kaffee bewirtet. Wie gut schmeckte uns das Graubrot, das man uns auftischte, viel besser als der Stuten zu Hause. Wie mundete der Kornkaffee mit Ziegenmilch! Wir verschlangen Berge. Aber die Frau Kantor oder ihre ältere, unverheiratete Tochter zögerten nicht, uns gierigen Mäulern immer wieder vorzulegen. In den Ruf zu kommen, beim armen Schulmeister be-

käme man nur halbsatt, das wollte sie doch nicht. Aber die Jüngste, ein Nachkömmling, ungefähr mit uns gleichaltrig, sagte uns unverblümt ihre Meinung über unsere Fresserei. Meine Eltern steuerten mich und gaben mir auf, mich bei Tisch manierlich zu benehmen. Ich hielt mich denn auch wohl zurück, wollte ich doch bei meinem Lehrer keinen schlechten Eindruck machen. Es kam soweit, daß der Kantor bei der Gartenarbeit nur noch auf mich zurückgriff, und in ganz seltenen Fällen bestellte er noch einen zweiten Jungen dazu. Nun mußte ich auch, ungefähr alle vier Wochen, den Ziegenstall ausmisten. Den Dünger lud ich auf eine Schubkarre und fuhr ihn in den Garten. Dabei mußte ich mitten im Dorf die Hauptstraße überqueren, auf der immer viel Verkehr war. Das fand ich recht "schanierlich", zumal Mitschüler und auch Erwachsene es nicht an anzüglichen Bemerkungen fehlen ließen.

Vom zweitletzten Schuljahr ab erhielten wir kirchlichen Unterricht im Saal des geräumigen Dielinger Pfarrhauses, einem großen niedersächsischen Bauernhaus. Zur Pfarrei gehörten viel Ländereien, nur ein paar Morgen weniger als zum größten Meierhof. Die waren jetzt verpachtet, früher aber von den Pfarrern selbst bewirtschaftet worden. Die große Diele und die Wirtschaftsräume waren daher ungenutzt, ein Teil - soweit es anging - war zum Wohnteil geschlagen, so auch unser Lehrsaal, der von der Diele her für uns zugänglich war. Hier versammelten sich die Katechumenen und Konfirmanden des weitläufigen Kirchspiels. Es gehörten dazu die Dörfer Stemshorn, Drohne, Dielingen, Haldem und Arrenkamp. Stemshorn gehörte politisch zu Hannover, daraus ergab sich 1866, als Preußen mit Hannover im Krieg lag, eine heikle Situation. Wenn der preußische Pfarrer für den Sieg der Preu-Ben betete, blieben die hannoverschen Stemshorner sitzen. So erzählten mir die alten Leute, die es noch miterlebt hatten. Sie wußten auch noch von lebenden, fanatischen Welfen in Stemshorn zu berichten, die sich nicht damit abfinden konnten, daß sie nicht mehr zum Königreich Hannover, sondern zur preußischen Provinz Hannover gehörten. "Mußpreußen" nannte man die Stemshorner. Dieses Stichwort löste in meiner Jugendzeit zwischen jung und alt noch oft Unfrieden und Streitigkeiten aus.

Als Dielinger Katechumen auf dem ersten Platz in der Schule begann für mich das Amt des Küsterknaben, wie es unser Pastor bezeichnete. Ich mußte als solcher bei jeder kirchlichen Veranstaltung zugegen sein. Meinen Platz hatte ich auf der Orgelempore - wir nannten sie "Prieche" - neben der Orgelbank, also an der Seite des Kantors. Sie erhob sich am Kopfende der Kirche hinter der Kanzel und dem Altar und war von einem hohen Gitter umgeben, so daß die Kirchenbesucher durch Vorgänge auf der Prieche nicht abgelenkt werden konnten. Ich äugte durchs Gitter und machte den Kantor durch einen leichten Stoß auf die Schulter darauf aufmerksam, wenn der Pastor die Kanzel oder den Altar betrat, er also sein Orgelspiel beenden mußte.

So wurde ich frühzeitig vertraut mit den Ritualen beim Abendmahl und bei Trauungen. Ich konnte sie auswendig und machte mit diesem Wissen natürlich Eindruck bei meinen Spielgefährten. Bei Jungen und Mädchen von 12 bis 14 Jahren, bei denen sich schon Freundschaften bilden und auch das Erotische wach wird, fand die Trauungszeremonie besonderes Interesse, vor allem die Mädchen liebten sie und waren immer mit Eifer und Ernst dabei, wenn ich das Ritual vortrug.

In meiner Heimat fängt man mit dem Heiraten früh an. Ein junges Mädchen, das die 20 erreicht hat, möchte versprochen sein und bald unter die Haube kommen. Sie versuchte darum mit allen Mitteln.den einmal Erwählten an sich zu fesseln. "Heiraten müssen" war darum keine Seltenheit. Gegen diese "Moral" zog unser Pfarrer hart zu Felde. Das Brautpaar mußte bei der Anmeldung der Trauung vor ihm erscheinen und bekennen, ob er es "in Ehren" oder "in Unehre" trauen könne oder müsse. Davon hing dann zunächst ab, ob man bei der zweimaligen "Abkündigung" (Aufgebot in der Kirche) als Jungfrau oder nur mit seinem Vornamen genannt wurde. Und wer in Unehren zum Traualtar ging, durfte nicht mit dem Brautkranz vor den Altar treten. Das war für die glückliche Braut eine schwere Strafe. Sie wollte doch ihren Brautkranz unter Glas aufbewahren, wie es noch in jedem Haus üblich war. Darum legte sie vor dem Eintritt in die Kirche den Kranz ab, so daß nur die nächststehenden Hochzeitsgäste, die bei der Trauung dabei waren, von ihrer "Schande" etwas sahen.

Dieses "Aufgebotbestellen" war darum immer ein gefürchteter und schwerer Gang und ging so oder so nicht ohne Tränen ab. Die meisten Brautleute kannte der Pfarrer von Jugend an. Er hatte sie konfirmiert und redete ihnen daher im vertrauten Du hart ins Gewissen. Es gab aber immer wieder Paare, die nichts eingestanden. Sie wurden dann am Tage der Taufe ihres Erstgeborenen, die sonntags im Gottesdienst vor der Gemeinde stattfand, von der Kanzel herab scharf verurteilt. Für uns Katechumenen und Konfirmanden, die wir verpflichtet waren, die Gottesdienste zu besuchen und das dann alles mit anhörten, war es ein gefundenes Fressen, ein anregender Gesprächsstoff und eine frühe Aufklärung in einer Form, um die man sich anderenorts große Kopfschmerzen machte.

Auf der Orgelprieche hatten mit mir noch zwei Mitkatechumenen Dienst. Sie mußten bei Beginn des Gottesdienstes, wenn das Glockengeläut verklungen war und das erste Lied einsetzte, die Bälge treten. Der Küster, der das zu besorgen hatte, saß dann noch hoch oben im Turm im Glockenstuhl, wo er den Gottesdienst eingeläutet hatte. Bis er die enge Treppe im Turm herabgestiegen war und sich auf die entgegengesetzt gelegene Orgelprieche begeben hatte, um die beiden abzulösen, verging eine geraume Zeit. Damit war dann ihre Aufgabe erfüllt, es sei denn der Küster hatte noch andere Dinge zu verrichten.

Heute werden die Bälge elektrisch betrieben. Aber damals hatte das Dorf noch keine Elektrizitätsversorgung. Bald nach der Einrichtung erhielt die Kirche ein elektrisches Glockenspiel, nachdem sich das Presbyterium lange hin und her gestritten hatte. Es gefiel nicht, daß der Anschlag der drei Glocken am Anfang nicht immer regelmäßig geschah. Schließlich einigte man sich darauf, daß nur die große Glocke, die durch zwei Mann in Schwung gesetzt werden mußte, elektrifiziert wurde. Die beiden kleineren schlug weiter der Küster an. Dadurch wurde der altvertraute Rhythmus beibehalten.

Im letzten Schuljahr als Konfirmand, saß ich als erster auf der Dielinger Konfirmandenbank, die neben dem Altar und vor der Sakristei stand. Morgens, etwa eine Stunde vor dem Gottesdienst, holte ich vom Pfarrer die Nummern der Liedertexte mit Angabe der Verse, die im Gottesdienst gesungen werden sollten. Ich informierte dann Kantor und Küster, der dann mit zwei Helfern die Nummern an die Tafeln auf Priechen und in den Kirchenschiffen steckte, die für jeden Kirchgänger sichtbar waren.

Bevor die letzte Strophe der Lieder angestimmt wurde, begab ich mich in die Sakristei, verneigte mich vor dem Pfarrer und deutete damit an, daß es Zeit war, vor den Altar zu treten bzw. die Kanzel zu besteigen. Am Schluß des Gottesdienstes, vor dem allgemeinen Gebet, dem Vaterunser und dem Segen, verließ ich meinen Platz und ging in den Turmausgang, von wo ein Seil zur Glockenstube hinaufführte, verbunden mit einer der beiden kleinen Glocken, die jetzt durch drei Schläge den Schluß des Gottesdienstes anzuzeigen hatten. Wenn der Pfarrer die Worte "Dein Reich komme" des Vaterunsers sprach, hängte ich mich so hoch wie möglich ins Seil, ließ mich dann fallen und der erste Glokkenschlag dröhnte hinaus und verkündete denen zu Hause "Die Kirche ist aus, die Kartoffeln müssen aufgesetzt werden". Doch das galt nur für die Dielinger im Dorf, die anderen Gemeinden hörten den Glockenklang wohl kaum, je nachdem wie der Wind stand. Zum feierabendlichen Kleppen wurden diese Glocken mehrmals angeschlagen, im Sommer spät, im Winter früher.

Bei Abendmahlsfeiern hatte ich als Küsterknabe die Weinflaschen und Hostienpäckchen aus dem Kantorhause in die Sakristei zu holen. Ich entkorkte die Weinflaschen, füllte – zusammen mit dem Kantor – die Abendmahlskanne und die Hostiendose. Dann bauten wir die Abendmahlsgeräte auf dem Altar auf, bedeckten sie mit einem weißen Handtuch, mit dem der Pastor den Kelchrand abrieb, wenn die Abendmahlsgäste einmal rundum getrunken hatten. Wenn die Kanne oder die Hostiendose leer waren, gab mir der Pastor einen Wink. Ich eilte dann in die Sakristei und brachte sie gefüllt wieder zum Altar.

Nach dem Abendmahl goß der Kantor den geweihten Wein, der übrig geblieben war, nach draußen. Wir reinigten die Gefäße, und ich trug die nicht gebrauchten Flaschen und Hostien wieder zum Kantorhause. In einem unbewachten Augenblick konnte ich zu Anfang meiner Küsterjungentätigkeit Wein und Hostien kosten. Aber als die Neugier gestillt war und ich feststellen mußte, daß der vielbesungene Wein gar nicht gut schmeckte, jedenfalls nicht so gut wie der Pfefferminzschnaps, den mein Vater immer korbflaschenweise einkaufte und portionsweise (1/4) abfüllte, so daß er nie eine genaue Kontrolle über den Flascheninhalt hatte, und ich insgeheim und ungestraft davon stibitzen konnte, rührte ich den Abendmahlswein nicht mehr an. Auch das Gefühl, eine Sünde begangen zu haben, spielte dabei mit. Geradezu fade schmeckten die Hostien, diese dünnen runden Plättchen, die mit den Weihnachtsplätzchen nichts gemein hatten, wie ich anfangs vermutet hatte.

Ein paar Jahre ging ich auch als Leichensänger. Die besten zehn Sänger der oberen Jahrgänge wurden vom Kantor dafür ausgewählt. Ich gehörte schon früh dazu und bildete mir etwas darauf ein. Wir sangen im Totenhause bei der Totenfeier, die damals noch auf der Diele abgehalten wurde. Die Trauergemeinde folgte dem Leichenwagen langsam und gemessenen Schrittes bis zum Friedhof. Es gehörte sich nicht, im Wagen zu fahren, wie es heute üblich geworden ist. Es waren oft weite Wege zurückzulegen, für ältere Leute oft recht beschwerlich. Doch man ging ja langsam, Eile war verpönt. Aber Wetter und Jahreszeit machten oft zu schaffen.

Wir Sängerknaben schritten dem Leichenwagen voran, hinterher ging der Pastor mit dem Kantor. Wir sangen Begräbnislieder aus dem Gesangbuch; im Takte des langsamen Marsches klangen sie besonders feierlich, traurig und wehmütig. Begüterte bestellten auch wohl den Posaunenchor, der dann mit uns vorausging. Abwechselnd sangen wir die Strophen mit dem Blasen des Posaunenchors. "Nun bringen wir den Leib zur Ruh und decken ihn mit Erde zu...", sangen wir mit besonders viel Wehmut in der Stimme, während die Leichenträger den Sarg an Stricken in die Grube ließen. Am Schluß der Feier wurde dann "Jesus meine Zuversicht" gesungen. Die Strophe "Dann wird diese meine Haut mich umgeben, wie ich's glaube. Gott wird angeschaut dann von mir in diesem Leibe. Und in diesem Leib werd' ich Jesum schauen ewiglich" gaben wir gläubig, zuversichtlich und als Trost allen mit auf den Heimweg. Heute finde ich sie nicht mehr im Gesangbuch.

Wir waren, wenn ich mich recht erinnere, zehn Sänger und erhielten eine Mark als Entlohnung, 10 Pfennige also für den einzelnen. Dieses bescheidene Entgelt säckelten wir nebenbei gern ein, aber mehr noch kam es darauf an, dabei zu sein. Denn Todesfälle sind im Dorf ein Ereignis, woran alle mehr oder weniger teilnehmen. Sie geben zu vielen Gesprächen Anlaß. Mit geschärfter Aufmerksamkeit wurde der Teil der Leichenpredigt angehört, in dem der Pfarrer einen Lebensabriß des Toten gab. Wenn der Verstorbene ein arger Sünder gewesen war, lauschte man besonders gespannt, wie sich der Pfarrer da herauswand, denn er sollte doch nach der Regel von dem Toten nur Gutes oder gar nichts sagen. Reden mußte er aber auf alle Fälle, und die Leichengänger feixten mit toternsten Mienen in sich hinein, wenn er wie die Katze um den heißen Brei ging, sich abmühte, in schön geformten Sätzen etwas Positives von dem Toten zu sagen.

Für uns Sänger gab es Kaffee und Kuchen in rauhen Mengen. Wir griffen ungeniert zu. Der traurige Anlaß hatte unseren Appetit nicht verdorben. Kuchen bedeutet schon etwas Besonderes für uns, den leistete man sich nur zu hohen Festtagen und zu Hochzeiten, Kindtaufen und Beerdigungen. Wir waren also allen anderen gegenüber weit im Vorteil, wo uns jede "Leiche" im Dorf diese Leckerei bescherte. Da bedeutete ein Groschen außerdem noch eine angenehme Zugabe!

V. EINTRITT IN DIE FREMDE WELT

Ostern 1911! Die Aufnahmeprüfung zur Präparande in Herford hatte ich geschafft. Von den Prüflingen waren etwa Zweidrittel wieder nach Hause geschickt worden. Was hatte ich für ein Glück, daß ich bestand!

Auf Empfehlungen meines Lehrers Wohlfahrt kam ich in das Pensionshaus meiner späteren Schwiegermutter, Meyer zu Düttingdorf, Stadtholzstraße 38. Er hatte selbst dort während seiner dreijährigen Seminarzeit gewohnt. Mit sechs Klassenbrüdern lebte ich dort zusammen, die in dem damaligen Fürstentum Lippe-Detmold, den Landkreisen Herford, Halle und Bielefeld beheimatet waren. Darunter der unvergeßliche, eigenwillige Hermann Klein aus der einsamen Senne, eine kindlichfrohe Natur, voll innerer Stärke und großer Begabung. Er wurde viel belacht und verulkt von Mitschülern und Lehrern, war trotzdem nie betrübt und mißmutig. Er fiel im Ersten Weltkrieg. Sein letzter Brief, kurz vor seinem Tode geschrieben, offenbarte die ganze Größe seines Herzens und seine literarische Begabung. Er beschämte damit manchen seiner Spötter. Auch die beiden Lipper, Karl Sielemann und Heinz Heringlake, beide begabt und ohne Falsch, starben den Tod fürs Vaterland. Alle hatten schon Vorkenntnisse in der französischen Sprache und in Mathematik auf die Präparande mitgebracht, da sie vorher eine höhere Schule besucht hatten.

Mir war zunächst alles fremd in der Stadt: der neue Lebensstil, das städtische Leben und das Gehabe, das Benehmen im Verkehr mit anderen, besonders die Tischmanieren. Wie oft machte ich mich lächerlich, und wie litt ich darunter! Zweimal in meinem Leben hatte ich eine Stadt gesehen, nur flüchtig natürlich: Osnabrück. Es lag 30 Bahnkilometer von unserer Bahnstation Lemförde entfernt. Man zahlte für eine einfache Fahrt, 4. Klasse, 0,75 Mark. Diese Summe gaben meine Eltern nicht leichtfertig für eine Vergnügungsfahrt aus. Zweimal nahmen sie mich nach langem Bitten und Flehen mit, als sie mit meiner Schwester zu einem

Arzt, einem Spezialisten, fuhren. 120 Kilometer hatte ich also bis zu meinem 14. Lebensjahr mit der Eisenbahn zurückgelegt. Nicht länger als ein paar Stunden dauerte der Aufenthalt bei diesem zweimaligen Besuch in Osnabrück. Man hielt sich nicht unnötig lange auf. Zu Hause wartete die Arbeit! So konnte ich nur flüchtige, äußere Eindrücke sammeln.

Nun erlebte ich die Stadt, entdeckte die Fremde, ihre Lichtund Schattenseiten, staunte und erschrak, unsicher und ängstlich, bemüht, nicht aufzufallen. Ich tastete mich ins Unbekannte vor.

Viele, viele Male habe ich mich häuten müssen, wie alle, die suchen und dann auch finden. Von dem Jungen aus dem Großen Moor, mit "Hosen halblang", wie man mich in einem Hochzeitsgedicht beschrieb, ist dabei nicht mehr viel übrig geblieben.

Die erste Religionsstunde

Ich erinnere mich noch genau der ersten Religionsstunde auf der Präparande. "Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Die Erde war wüst und leer, und Finsternis lag über der Tiefe...".

Unser Religionslehrer las uns die Schöpfungsgeschichte der Welt vor, wie sie uns im Alten Testament überliefert ist. Man merkte ihm sein Bemühen an, in sachlichem, nüchternen Ton vorzutragen, ohne jeden pastoralen Unterton, wie ich ihn gewohnt war. Schon das ließ mich aufhorchen, ja, es schockierte mich. Wie konnte man Gottes Wort so daher erzählen wie jede gewöhnliche Geschichte!

Der Lehrer stand vorn im Gang der Bankreihen, klappte die Bibel nach Beendigung der Lesung merklich laut zu und legte sie auf den Rand der ersten Bank. Nach einer kurzen Pause, in der er uns mit seinen stechenden Augen kritisch musterte und die Wirkung seines Vorlesens abtastete, fuhr er sinngemäß fort: "So haben fromme Israeliten sich die Erschaffung der Welt gedacht. Wir wissen heute, daß es so nicht gewesen sein kann. Dagegen sprechen manche Gründe, die sich auf Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaft stützen...". Er führte dann alle be-

kannten Argumente der Reihe nach auf, die zeigten, daß es sich hier nicht um geschichtliche Tatsachen handelte, sondern daß es eine religiösen Dichtung war.

Im entging wohl nicht die Wirkung seiner Worte auf uns, denn die meisten besaßen noch die kindliche Frömmigkeit und den schlichten Glauben, nach dem alles, was in der Bibel stand, heiliges Wort Gottes sei. Nun waren sie erstaunt, es anders zu hören. Als er merkte, daß er unsere Aufmerksamkeit gewonnen hatte, suchte er diesen Eindruck durch Wiederholungen und immer wieder neuen Formulierungen zu steigern. Dabei geriet er so in Rage, daß er nicht merkte, wie er seinen Daumen in den Hosenlatz steckte, um die offenbar so straff gespannte Hose zu lockern, wobei er dann noch das Bein hob und schüttelte.

Die Wirkung, die das auf uns ausübte, brauche ich wohl nicht zu schildern. Später haben wir seinen Schöpfungsbericht und die kritischen Anmerkungen oft wiederholt - in Übertreibung natürlich - zum Gaudium unserer Zuhörer. Das war der Grund, weshalb ich mich besonders gut an diese erste Religionsstunde erinnere. Der andere lag noch tiefer: Sie nahm mir mit einem Schlag meinen ungetrübten, kindlichen Glauben, machte mich kritisch, nicht nur religiösen, sondern auch anderen Postulaten gegenüber.

Sturm- und Drangzeit, Weltkriege, Revolutionen und Umwälzungen auf allen Gebieten des Lebens, die beruflichen Veränderungen, Inflationen, eine turbulente Zeit! Tagebuchaufzeichnungen, lückenhaft geführt bis zur nationalsozialistischen Zeit, habe ich in einer verzweifelten Stunde vernichtet. Gut so, man soll sich nicht "mit Dingen belasten, die dem Gestern angehören und seine Zeit nicht mit Tränen vergeuden". Es kommt niemals auf das Vergangene im Leben an, sondern ausschließlich auf das, was jetzt in der Gegenwart gedacht, getan und gesagt wird für das Zukünftige. Laß also das Gestern. Fehler haben wir alle gemacht, Böses und Gutes getan - wer kann die Grenzen ziehen! - "Vergessen, vergessen! Man weiß, daß das Leben nur möglich ist, indem man vergißt. Alles aufzubewahren, was man täglich und stündlich erfährt, müßte wahsinnig machen, Kraft, vergessen zu können,

Kraft, die auswählt, was in Vergessenheit sinken soll und was sie wünscht, daß es bleibe: edelste Kraft."

Der Alte vom Berge

So wurde er allgemein genannt, unser Direktor, der Leiter der Präparande und des Lehrerseminars auf dem Stiftberg. Souverän und mit viel Würde regierte er dort in seinem Reiche. Seine Außergewöhnlichkeit drückte sich nach außen durch den großen schwarzen Schlapphut aus, der dauernd wippte, wenn er in aufrechter Haltung und mit energischen Schritten daherging.

Nur einer noch in diesem Stadtteil trug einen ähnlichen Hut, unser Musikdirektor "Karlchen", auch Cohn genannt. Er war von kleiner Gestalt, sein langer Vollbart, der ihm bis auf die Brust reichte, verlieh ihm etwas Zwergenhaftes. Dominierend in diesem Haarwald wirkte die lange und dicke Brasil, die er nur selten ausgehen ließ.

Ich erinnere mich noch deutlich der ersten Musikstunde bei ihm. Er ließ uns der Reihe nach vorsingen. Ich rollte mit viel Kraft die Töne in der Kehle und bildete mir ein, ein begnadeter Sänger in dem Herrn zu sein. Als Vorbild diente mir ein Malermeister aus dem Heimatdorfe, der sonntags auf der Turmprieche saß und von dort seine kräftige Stimme durch die große Dielinger Kirche schmetterte. Da trat "Karlchen" ganz dicht an mich heran, nahm mich mit seinen Schweinsäuglein scharf ins Visier und meinte, wobei er langsam seinen langen Bart durchkämmte: "Ei, ei, wo habben Se denn das gelernt?"

Ich war mal wieder um eine Enttäuschung reicher!

In ein paar Wochen sollten wir die Reifeprüfung für das Lehrerseminar ablegen. Da galt es zu "büffeln" und zu "ochsen". Das lag mir nun gar nicht, obwohl es nottat, denn ich hatte viele "Lücken". Aber man mußte dem Augenblick auch etwas vertrauen, wie wir es im "Wilhelm Tell" gehört hatten. Und damit tröstete man sich. Immerhin beschäftigten wir uns auch gedanklich mit dem Stoff, horchten genau hin, was der Lehrer in diesen letzten



15. "Der Alte vom Berge", Peter Tesch. Seit der Gründung des Herforder Lehrerseminars im Jahr 1900 bis zu seinem Ausscheiden aus dem Dienst, 1922, Direktor dieses Seminars.



 Das 1908 vollendete Gebäude des Lehrerseminars in Herford.

Wochen durchnahm und wiederholte. Auch manche Bemerkung fiel, die Rückschlüsse zuließ. Unter uns ein dauerndes Abwägen und Rätselraten!

Unseren unvergessenen Hermann Klein kümmerte das alles nicht. Er trug die schwelende Spannung mit Würde und Größe, ganz im Gegenteil zu seinem Namen. Er saß faul, aber nachdenklich am liebsten in der Sofaecke, das Haupt in seine breite Hand gestützt und träumte, sann über die komischen Seiten der Dinge und Situationen nach. Wenn ihm etwas Neues aufgegangen war, lachte er laut auf und genoß seine Entdeckung in Mimik und Gestik. Es drängte ihn auch wohl, sich mitzuteilen. Dann kam er katzengleich näher, kraulte einem das Haar und schätzte ab, ob man aufnahmebereit war. Er repetierte Stoffe, in denen er Ulk und Unebenheiten entdeckte und freute sich darüber königlich. Er fand immer etwas. Bedacht machte er sich zum Unikum, besonders seinen Lehrern gegenüber, die es ihm nicht einmal verübelten, weil sie an seinem einmaligen Humor und Witz, seinen Geistesblitzen wohl auch Gefallen fanden. Er war ein Kind der einsamen Sennelandschaft.

Wir lebten zwar nicht im Internat wie die meisten Präparanden, aber doch unter internatsähnlichen Bedingungen, wenn vielleicht auch etwas gemildert. An vier Wochentagen hockten wir von 16.00 Uhr ab auf unseren Stuben, nur mittwochs, sonnabends und sonntags war unser Ausgang auf 19.00 Uhr verlängert. Das Stadtgebiet durfte ohne Erlaubnis nicht verlassen werden, ausgenommen waren Bad Salzuflen und die Ausflugsgebiete am Stadtrand. Das war stillschweigend Gewohnheitsrecht geworden. Wochenendurlaub nach Hause zu Eltern oder Verwandten und Bekannten mußte beim Direktor schriftlich beantragt werden. Mit Kontrollbesuchen in der Pension hatten wir immer zu rechnen.

Ich ritt gern mein Steckenpferd, die Literatur. Darüber vergaß ich oft Zeit und Stunde. So las ich eines Tages, wieder ganz versunken die neueste Ausgabe der "Lese", eine damals gute literarische Zeitschrift, die insbesondere auch Auszüge aus neuerschienenen Büchern brachte. Da ging die Tür auf, herein trat unser Direktor und überraschte mich bei dieser Lektüre. Sie

war zwar nicht verboten, aber in diesen Wochen der Vorbereitung zur Prüfung galt es als ungehörig, sich so zu verzetteln. Ich mußte mir eine dementsprechende Strafpredigt anhören.

Ein paar Tage später im Grammatikunterricht, den unser Direktor gab (er war der Verfasser einer an Lehrerseminaren viel benutzten "Deutschen Grammatik"), mußte ich über Ablaut und Ablautreihen referieren. Zu den sieben Ablautreihen forderte er schlagartig drei Beispiele. Bei der ersten Reihe klappte es, aber dann blieb ich stecken. Auch Vorsagen half nicht weiter. Das erregte dann seinen Zorn. Er hielt mir noch einmal vor, wie nötig ich es hätte, mich auf meinen Prüfungsstoff zu konzentrieren, anstatt mich mit privater Lektüre zu verzetteln. Dabei trommelte er mit seiner Faust leicht auf meine Stirn. Ich fühlte mich zu hart angegriffen und bestraft. Dicke Tränen kullerten unablässig über meine Backen. Das schockierte den Alten offenbar, der eigentlich immer ein verständnisvoller Lehrer war und bewußt das Selbstvertrauen seiner Schüler zu stärken versuchte. Er veranlaßte mich, meine Tränen abzutrocknen. Nun war mein Taschentuch nicht gerade sauber, Scham darüber kam also noch hinzu und das löste immer neue Tränenströme aus. So saß ich nun da, finster brütend, mit verquollenem und ver-

schmiertem Gesicht, kein schöner Anblick!

"Waschen Sie sich!"

Die Waschbecken waren damals noch auf den Schulfluren angebracht. Ich sprang auf, riß die Klassentür weit auf und rannte die Treppe hinunter, dem Ausgang zustrebend, kaum wissend, was ich tat. Er folgte mir, forderte mich ruhig, aber kategorisch auf, Vernunft anzunehmen. Vor der Außentür zögerte ich, schon stand er an meiner Seite, faßte mich am Arm und willenlos ließ ich mich wieder in die Klasse führen.

Wie versteinert saßen meine Klassenbrüder in den Reihen. Wohl erlaubte man sich manche Disziplinlosigkeiten, kaum aber bei dem Direktor. Und nun noch diese unerhörten Szenen! Ich fühlte, sie standen nicht auf meiner Seite, eher waren sie gegen mich. Sie ahnten aber auch nicht, was vorging, sie kannten auch nicht die Ursache, die diese Explosion in mir entzündet hatte. Die

ahnten vielleicht meine Stubenkollegen, bestimmt aber wußte mein Direktor darum, der sich sonst meine "Frechheiten und Ungezogenheiten" nicht hätte gefallen lassen. Sie warteten nun gespannt auf Reaktionen, die aber ausblieben. Es geschah nichts, auch in den nächsten Tagen keine Konferenz, keine Strafen. Ich selbst wunderte mich darüber am meisten. Es war mir geradezu unheimlich. Was bereitete sich nur vor?

Eine gute Woche später geschah es dann. Ein mir bis dahin wohlgesonnener Lehrer griff den Vorfall auf und geißelte mein Verhalten mit scharfen Worten. Dabei ließ er durchblicken, daß er einem solchen Flegel wie mir, der sich nicht einmal entschuldige, sein Wohlwollen entziehe.

Ich witterte eine fein eingefädelte Verschwörung gegen mich. Kurz entschlossen meldete ich mich nach der Unterrichtsstunde beim Direktor und verlangte meine Entlassungspapiere. Das lehnte er ab, weil ich nicht die Erlaubnis meiner Eltern vorlegen konnte. Auch den Urlaub nach Hause, den ich von ihm erbat, um mir diese Einwilligung zu besorgen, schlug er ab.

Ich fuhr ohne Urlaubsbewilligung nachmittags zu meinen Eltern. Es war schon Abend, als ich eintraf. Nichts ahnend, friedlich den Feierabend genießend, saßen sie bei spärlichem Licht in der großen Wohnstube, mein Vater hinter dem Ofen im Ohrensessel, seine Füße wärmend, meine Mutter mit Flickarbeiten am Tisch sitzend beschäftigt.

Gelassen hörte sich mein Vater meinen Bericht an. Er verriet keine einzige innere Erregung, machte mir keine Vorwürfe. Nach kurzer Überlegung fällte er dann die Entscheidung. Meine Mutter sollte am anderen Morgen zurückkehren, meine Entlassung erwirken und meine Habseligkeiten zurückholen. Er selbst sei für diese Angelegenheit nicht der richtige Mann, zu leicht aufbrausend und des Hochdeutschen nicht so mächtig. Es rückte die Schlafenszeit heran, weitere Gespräche lehnte er ab. Wir hätten auf der Bahnfahrt genügend Zeit, um das Weitere zu überlegen und zu besprechen. Man ging zu Bett.

Wie eine kalte Dusche wirkte diese häusliche Szene auf mich. Ich spürte, wieweit ich der heimatlichen Atmosphäre entwachsen war. Es lag auch gar nicht in meinem Sinne, zurückzukommen und Bauer zu werden, ganz andere Gedanken hatte ich mir in den Kopf gesetzt. Jetzt aber, in der alten Umgebung spürte ich mit einem Mal, daß meine Pläne nie zu realisieren waren, daß ich meine Eltern nie und nimmer dafür gewinnen könnte. Es hätte neuer Kämpfe bedurft, vielleicht auch einen Bruch mit dem Elternhaus. Dazu fehlte es mir an Mut und Kraft. Ich schwieg. Es blieb nur ein Weg - im Augenblick wenigstens -, zu Kreuze zu kriechen und den Reumütigen zu spielen. So bat ich dann meine Mutter, alles zu versuchen, damit man mich in Gnaden wieder aufnehmen werde.

Barsch wurde ich dann von meinem Direktor zurückgewiesen, als ich mit meiner Mutter vor dem Amtszimmer erschien.

"Mit Ihnen habe ich nichts mehr zu schaffen!"

Lange dauerte die Unterredung meiner Mutter mit dem Direktor. Sie hat wohl wie eine Löwin um mich gekämpft. Endlich öffnete sich die Tür, und ich wurde vorgelassen. Und nun geschah etwas Wunderbares, mein Direktor sagte nur: "Es soll alles vergessen sein. Geben wir uns die Hand darauf!"

Ich tat es und brach wieder in Tränen aus.

Ja, der Alte vom Berge war ein guter und ein großer Mensch. Bis heute verehre nicht nur ich ihn, sondern alle, die er zu Menschen und Lehrern formte. "Von allen Fehlern und Untugenden Deiner Schüler suche den Grund zunächst bei Dir selber!" Diesen Ausspruch Pestalozzis prägte er uns tief ins Herz. Er selbst hat stets danach gehandelt. Das verstand ich dunkel in diesem entscheidungsvollen Augenblick meines Lebens.

Einmal noch habe ich an seinem gegenbenen Wort gezweifelt. Es war wenige Wochen später in der Prüfung. Unverhofft trat er ins Prüfungszimmer, als ich gerade in Erdkunde geprüft wurde und manche Fragen nicht beantworten konnte. In diesem Fach zeigten aber alle Schüler große Lücken, denn die meisten Unterrichtsstunden waren im letzten Jahr und auch schon vorher

wegen Krankheit des alten Fachlehrers - wir nannten ihn Opa ausgefallen. Er selbst nahm nun die Prüfung in die Hand und
fragte nach Dingen, die wir nie behandelt hatten. "Jetzt sollst
Du die Quittung bekommen," schoß es mir durch den Kopf. Schon
gingen meine Blicke zur Tür. Da sah er mir streng in die Augen
und sagte: "Wiechering, wollen Sie eine neue Dummheit begehen?"
Das genügte. Er beendete die Prüfung und ich verkroch mich wie
ein geschlagener Pudel auf meinen Platz. Ich hatte die Prüfung
bestanden, und alles war wieder gut.

Er behielt mich auch noch unter seinen Fittichen, als ich mein Lehrerexamen bestanden hatte und meine erste Schulamtsbewerberstelle in Eickum antrat. Damals erhielt ein Seminardirektor einen kleinen Schulaufsichtsbezirk im öffentlichen Schulwesen zugewiesen, damit er einen Einblick in das praktische Schulleben hatte und Theorie und Praxis aufeinander abstimmen konnte. So verwaltete der "Alte" die dreiklassige Volksschule in Diebrock, die vierklassige Schule in Eickum und die einklassige in Laar. Wohlüberlegt gab er mir die am weitesten von Herford gelegene Stelle. Er wußte, daß ich heimlich verlobt war und meine Braut in Herford wohnte. Er wollte wohl verhindern, daß ich täglich nach Herford ging, wie es von Diebrock aus möglich gewesen wäre und dann meine Vorbereitungsarbeit für den Unterricht darunter gelitten hätte. So konnte er als Schulinspektor mich immer überwachen und Einfluß auf meine pädagogische Entwicklung und Vervollkommnung ausüben, sicherlich nicht zu meinem Schaden, zumal ich als junger Dachs von knapp zwanzig Jahren schon in den Schuldienst eintrat.

Wie ich schon erwähnte, führte mich nach rund dreißig Jahren das Schicksal auf die Spuren meines Direktors, als wir uns aus Anlaß seines 100. Geburtstags an seinem Grab auf dem Senne-friedhof versammelten.

Nun lag der Zweite Weltkrieg und eine zweieinhalbjährige Gefangenschaft hinter mir. Eine Wehrmacht gab es nicht mehr und damit auch keine Marinefachschule für langdienende Soldaten. Ich mußte mich um eine neue Anstellung bemühen und kam wieder nach Herford zurück als Lehrer an eine Realschule. Hier trat ich bald der Freimaurerloge "Zur Roten Erde" bei, in der auch mein



17. Fritz Wiechering 1913 im Alter von 17 Jahren als Seminarist in Herford.

Direktor als Gastmitglied gearbeitet hatte. Aufgenommen war er in einer rheinischen Loge, wie ich aus alten Akten entnehmen konnte. Da ältere Brüder manches Logengut, vor allem Rituale, Bücher und Akten vor der Beschlagnahme durch die Nazis hatten retten können, war es mir möglich, Urkunden zu durchstöbern. Ich stieß auf eine Logengeschichte, für die mein Direktor als Verfasser zeichnete und fand in alten Protokollen öfter seinen Namen. Auch unser Musikdirektor war Mitglied dieser Loge gewesen. Mehrere Logenlieder, die er vertont hatte, barg unser Archiv. Einige wurden noch bei Arbeiten und Feiern gesungen. Ein paar alte Brüder hatten beide noch persönlich gekannt und berichteten mir manche interessante Einzelheiten, so daß sie mir durch diese Erzählungen noch nachträglich menschlich nähertraten.

VI. KRIEGSFREIWILLIG

Die Sommerferien, die ich wie immer in meiner Schülerzeit zu Hause verlebte, gingen zu Ende. Die harte Erntezeit lag hinter uns. Alles Gras und Korn wurde noch mit der Sense geschnitten. Das war schon eine schwere Knochenarbeit. Ich rüstete bereits zur Heimfahrt nach meinem Seminarort Herford, meine Mutter legte die letzte Hand an meine Wäsche, die bis zu den Herbstferien reichen mußte. Hochpolitische Wochen lagen hinter uns. Alle bangten um den Frieden, aber viel Zeit, darüber nachzudenken, blieb bei der vielen Arbeit nicht. Da geschah das Unerhörte, die Mobilmachung wurde befohlen. Kurz vor Mittag fuhr der Gendarm mit seinem Fahrrad über die Alte Windmühle und rief in einem fort: "Mobil! Mobil!" Da stand die Arbeit für einige Augenblicke still. Die Nachbarn versammelten sich mit ernsten Gesichtern: "Was wird bloß werden?"

Von großer Begeisterung war nichts zu spüren. Ein Bauer denkt viel zu nüchtern, wenn die harte Wirklichkeit an ihn herantritt. Er nimmt das Unabwendbare hin, sinnt darüber nach, wägt ab und macht dabei keine großen Worte. Was wußte der einzelne auch schon vom Krieg, keiner hatte einen miterlebt. Nach so einer langen Friedenszeit war der Krieg unverständlich.

Kurz nach Mittag radelte ein Vetter auf den Hof. Er arbeitete als Maurer im Nachbardorf und hatte sich schon am ersten Mobilmachungstag zu stellen. Er brach nach der Bekanntmachung sofort seine Arbeit ab und kam nun kurz vorbei, um von uns Abschied zu nehmen. Auf seinem Weg hatte er einige Kneipen aufgesucht und sich einen starken Rausch angetrunken, wie so manche anderen jungen Leute auch. Man nahm Abschied und prostete sich zu: "Auf ein Wiedersehen!" - oder auch auf ein bitteres Nimmerwiedersehen. Ihn hatte eine Untergangsstimmung befallen, er ließ sich durch nichts beruhigen. Ich begleitete ihn dann nach Hause. Dort packten wir ihn zunächst ins Bett, damit er seinen Rausch ausschlief. Das war ein schweres Stück Arbeit. Immer

wieder sprang er auf und schlug in seiner Verzweifelung mit voller Kraft mit der Klumpfaust auf den Bettpfosten, weinte, schrie und fluchte. Die Hand schlug er sich dabei so wund, daß wir einen Verband anlegen mußten. Nach diesem Tobsuchtsanfall beruhigte er sich allmählich und verfiel in einen totenähnlichen Schlaf bis zum frühen Morgen. Er ist noch früh genug zu seiner Truppe gestoßen. Man behielt ihn kurze Zeit als Ausbilder in der Garnison, wo ich ihn nach ein paar Tagen wiedertraf. Zehn Wochen später etwa waren wir beide wieder an der Front in Nordfrankreich zusammen, er war indessen zum Unteroffizier befördert worden. Seine bösen Ahnungen sind nicht eingetroffen. Er hat den ganzen Krieg mitgemacht und ihn gesund überstanden.

In meiner Jugendzeit hatte ich wie jeder Junge Kriegs- und Heldengeschichten verschlungen. Aber sie hatten mich nicht so gefangen nehmen können, daß mir mein Sinn nach ähnlichen Heldentaten stand, im Gegenteil, ich spürte eine Abneigung gegen den Krieg. In mein kindliches Gebet flocht ich häufig die Bitte ein, Gott möge mich doch vor einem Krieg behüten. Ich konnte kein Blut sehen, beim Schlachten zog ich mich zurück, kein Tier hätte ich töten können. Nun wußte ich es, Gott wollte mein Gebet nicht erhören. Noch ahnte ich nicht, daß ein zweiter Weltkrieg folgen sollte, der mir noch einmal gute acht Jahre meiner besten Mannesjahre nahm. Aber ich habe beide Kriege gut überstanden, welch ein Wunder, habe keinen Tropfen Blut verloren und auch meine nächsten Anverwandten sind verschont geblieben. Insofern sind wohl doch einige meiner Gebete in Erfüllung gegangen, wofür ich meinem Schöpfer aus tiefstem Herzen dankbar bin.

Wenn ich darum im ersten Augenblick nicht in den hemmungslosen Begeisterungsstrom geriet wie viele, ist das nicht verwunderlich. Am anderen Tag, als ich wieder an meinen Schulort zurückfuhr, baten mich meine Eltern beim Abschied, mich nicht als Kriegsfreiwilliger zu melden, ich sei noch so jung und man würde mich früh genug holen, wenn der Krieg länger dauere. Ich hatte daran überhaupt noch nicht gedacht. Ich hörte es mir an und schwieg.

In Herford war alles anders. Die Menschen waren wie besessen und nicht zu halten in ihrer Begeisterung. Auch ich geriet nun in diesen Strudel. Für mein Alter, noch nicht 18 Jahre, war ich ein stark entwickelter Bursche, wog ich doch damals 180 Pfund. Bei dieser Kraftfülle schien ich geradezu prädestiniert für das Kriegshandwerk zu sein. Darin bestärkte mich vor allem auch noch ein Lehrer, der sich nicht genug tun konnte in Vaterlandsliebe. Anders mein Direktor, er riet ab. Aber viel dagegen reden konnte er auch nicht. Das wäre falsch ausgelegt worden. Weil ich hartnäckig dabei blieb, gab er sein Amen, forderte aber die Zustimmung meiner Eltern. Nun flogen Telegramme hin und her, zweimal lehnten meine Eltern ab, das dritte Mal kam ein Ja. Ich hatte ihnen das Messer auf die Brust gesetzt: "Bitte zustimmen oder ich gehe ohne Eure Einwilligung." Diesem Ultimatum beugten sie sich, sicherlich schweren Herzens. Wer aber konnte es in diesen Tagen wagen, gegen den Strom zu schwimmen, wo jeder beteuerte, Gut und Blut freudig fürs Vaterland zu opfern. So reihte auch ich mich in die große Schar der Kriegsfreiwilligen ein. Sie überfüllten die Eisenbahnen und Garnisonen der einzelnen Regimenter. Viele fuhren weit durch die Lande, von Garnison zu Garnison, wenn sie irgendwo abgewiesen waren, bis sie dann schließlich ihre Einstellung erwirkten.

Ich mußte nicht weit reisen, brauchte nicht kreuz und quer durch die deutschen Gaue ziehen; ich kam schon bei dem ersten Versuch in Minden beim Infanterieregiment Nr. 15 an. Darüber freute ich mich zwar, aber etwas mehr bei dem Unternehmen von Deutschland gesehen zu haben, hätte mich auch gereizt. Ich kannte ja so wenig von meinem Vaterlande, das ich verteidigen wollte. Aber mein Sinn ging doch auch in die weite Welt. In den Ferien, wenn die meisten meiner Schulkameraden mit dem Rucksack auf Wanderschaft gingen, mußte ich meinen Eltern in der Landwirtschaft helfen. Auch in Minden wurden viele abgewiesen, sogar ältere als ich. Ich verdanke es wohl meiner guten körperlichen Verfassung, daß ich trotz meiner Jugend eingestellt wurde.

Ganz Minden glich einem Heerlager. Die Kasernen waren überfüllt. Notunterkünfte mußten eingerichtet werden. Wir vom Rekrutendepot lagen in einem Saal auf einem Strohlager. Wer es sich leisten konnte, suchte sich ein Privatquartier. Auch ich bekam noch ein Zimmer in einem Gasthof, der dem Kasernentor gegenüber lag. Geld besaß ich reichlich, hatte ich doch von meinen Eltern das Kost-, Logis- und Taschengeld für die Zeit bis zu den Herbstferien mitbekommen. Außerdem schickten sie mir freiwillig fast jede Woche einen namhaften Betrag. Später haben sie mir gesagt, warum sie es taten. Meine Mutter hatte in qualvollen Gesichten mein grausames Ende gesehen und damit meinen Vater angesteckt. Nun wollten sie mir noch viel Liebes und Gutes tun.

Nach zwei Wochen fanden wir Platz in der Kaserne. Die Soldatenkost wollte mir wenig schmecken. Gut, daß ich reichlich Fettpakete von zu Hause bekam. Den "Küchenchef" kann ich mir heute
noch gut vorstellen. Er war ein Dickwanst mit vollen fetten
Backen. Das Haar war mit reichlich Pomade glatt angeklebt. Besonders seine "Fußlappen", eine dünne magere Kohlsuppe, erregte
unser Mißfallen. Man stellte sich in einer Reihe an und bekam
seinen Schlag in einen Blechtopf. Mit bissigen Bemerkungen hielten wir nicht hinter dem Berg. Er quittierte sie mit stechenden Blicken und erklärte uns zu eingebildeten Laffen und verwöhnten Muttersöhnchen. Aber der Krieg würde uns unseren Hochmut schon noch austreiben. Und das war dann ja auch so.

Unseren Zug leitete ein Feldwebelleutnant, schon älter, klein, aber drahtig, immer Distanz übend. Ein gerechter und korrekter, wenn auch kühler Vorgesetzter. Sein Sohn, Gymnasiast, der mit mir in der Gruppe stand, wurde nicht anders behandelt. Im Dienst wäre keiner auf den Gedanken gekommen, daß sich da Vater und Sohn gegenüberstanden. Mit unseren Ausbildern, einem frischen Unteroffizier, Lehrer im Zivilberuf, und seinem Helfer, einem Gefreiten, Schlachtergeselle, hatten wir das beste kameradschaftliche Verhältnis. Die Ausbildung machte keinem Schwierigkeiten. Wir fanden Freude daran, Anstrengung und Härte konnten uns nichts anhaben. Oft genug haben wir unsere Ausbilder aufgefordert, uns den so oft geschmähten preußischen Drill vorzuführen.

Pünktlich kreuzten morgens zur bestimmten Zeit unsere "Kompanieliebchen" auf, zwei glatte Mädchen, wohl ein Zwillingspaar.
Sie blieben stets in angemessener Entfernung und suchten nie
eine Annäherung. Auf Bemerkungen von unserer Seite reagierten
sie höchstens mit einem Lächeln. Wenn wir heimmarschierten,
folgten sie uns bis zur Kaserne und verschwanden dann ins Städtchen. Nie sahen wir sie in Begleitung und nie haben wir herausbekommen, wer sie waren. Als wir ins Feld rückten, standen sie
am Bahnhof und winkten uns zum Abschied zu.

Anfang Oktober rückten wir schon nach einer zweimonatigen Ausbildung ins Feld. Der Jubel darüber war groß, als ginge es zu einer Festgesellschaft, zu der nur bevorzugte Gäste erscheinen durften. Und wir fühlten uns als die Bevorzugten! Nicht genugtun konnten wir uns im Singen patriotischer Lieder, besonders, wenn unser Transportzug auf Bahnhöfen hielt. Häufig erklang in jenen Tagen der "Haßgesang gegen England" von Ernst Lissauer:

"Heute wollen wir ein Liedchen singen, Trinken wollen wir den kühlen Wein. Und die Gläser sollen dazu klingen, Denn es muß, es muß geschieden sein. Reich mir Deine Hand, Deine weiße Hand, Leb wohl mein Schatz leb wohl, Denn wir fahren gegen Engeland".

So die erste Strophe, jede weitere schloß ebenfalls mit dem Refrain "Denn wir fahren gegen Engeland". Und dahinein legten wir den stärksten Akzent. Der Abschied von der Liebsten war nur eine romantische Beigabe. Die meisten von uns ließen wohl auch nicht mehr als ein Tanzstundenliebchen zurück. Das wurde mit viel Post bedacht. Die Feldpost war frei, und zum Soldaten gehörte nun einmal eine Braut, ihr Bild steckte in der Brusttasche.

Ein paar Tage lang fuhren wir ins Ungewisse nach Westen. Im engen Abteil dritter Klasse verbrachten wir auch die Nächte. Das gab schon einen Vorgeschmack auf das andersgeartete Dasein, das uns erwartete. Was wir auf der Reise alles erlebten, davon ist mir nicht mehr viel in Erinnerung geblieben. Ich habe nur die Namen einiger wichtiger Städte und Ortschaften behalten. Nach der Grenzstation Herbestal erreichten wir die belgische

Stadt Verviers, eingebettet in die schöne Landschaft der Ardennen. Helle Felswände unterbrachen die bewaldeten Hänge, deren Baum- und Buschbestände nun schon im goldenen Oktoberlaub glänzten. Ich habe dieses Bild noch deutlich vor Augen und noch immer schwebt mir der Gedanke vor, den ich damals faßte, doch dieses Gebirge einmal näher kennenzulernen. Ein flüchtiges Bild von Lüttich ist haftengeblieben, von Brüssel nichts, aber von Löwen sehe ich noch die zerschossenen Straßenzüge, die zum Bahnhof hinstrebten. Hier hatten Zivilisten durchmarschierende deutsche Truppen beschossen. Zur Vergeltung hatte deutsche Artillerie die unbefestigte Stadt beschossen, was viel Staub, besonders in den neutralen Staaten, aufgewirbelt hat. Zum ersten Mal sahen wir Spuren des Krieges.

Das Endziel unseres Transportzuges muß Donai gewesen sein. Das nächste Bild: Wir sind auf dem Vormarsch zur Front und machen Rast am Straßenrand in einem nordfranzösischen Dorf. Ich hatte einen meiner Lehrer getroffen und nicht gewußt, daß er mit in unserem Zug war. Er ging als Offiziersstellvertreter nach einer Verwundung zum zweiten Mal an die Front. Er zog mich ins Gespräch. Während wir so dasaßen, kamen Mädel aus dem Dorf vorbei, die meine Kameraden natürlich nicht ungeschoren lassen konnten. Sie frozzelten sie an, wie es junge Burschen tun, wenn sie mit Mädchen anbändeln wollen. Da höre ich noch heute wie vor 50 Jahren seine ernste Stimme, etwas breit, dialektgefärbt: "Unterlassen Sie das, bedenken Sie, daß wir in Frankreich sind." Das klang nicht wie ein Befehl, aber es tat dieselbe Wirkung.

In Souchez machten wir länger Rast und verbrachten die Nacht im Keller einer Zuckerfabrik, die öfter im Heeresbericht erwähnt worden war. Dort lag ein großer Haufen Kartoffeln, daran erinnere ich mich noch sehr genau. Tagelang hatten wir uns aus dem Rucksack verpflegt, nur ein paarmal eine warme Mahlzeit bekommen. Nun war ich kein Brotesser, am liebsten hätte ich mich immer – in meinem ganzen Leben – nur von Kartoffeln ernährt oder zumindest von warmen Mahlzeiten. Gegen Back- und Teigwaren hatte ich von jeher eine Abneigung. So hatte ich auch jetzt

nach der langen Bahnfahrt einen Bärenhunger. Der Anblick der Kartoffeln steigerte diese Gelüste. Auch anderen ging es ähnlich. So ließen wir die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen und kochten Kartoffeln sogar auf Vorrat, mit dem wir unsere Kochgeschirre füllten. Der große Haufen Kartoffeln, auf dem ich oben drauf eifrig schälend saß, das ist mir von der berühmt gewordenen Zuckerfabrik in Erinnerung geblieben.

Hier in Souchez oder auch erst in dem Dorfe Givanchy stießen wir auf unser Regiment Nr. 15 und wurden auf die Einheiten verteilt, ich mit meinem Vetter und noch einem älteren Landsmann aus meinem Heimatdorf Dielingen zusammen. Beide waren Unteroffiziere. In der Nacht brachen wir zur Ablösung auf. Besorgt um mich, kam mein Vetter an meine Seite und erklärte mir: "Der Anmarsch dauert so lange, wir kommen sicher nach Ablain, wo die Franzosen ständig angreifen. Dort sind bayrische Truppen weiter vorgestürmt als sie sollten, so ist dort eine tiefe Einbuchtung entstanden. Nun versuchen die Franzosen uns in diesem Kessel einzuschließen. Es hat auf beiden Seiten schon starke Verluste gegeben." Dann waren wir endlich am Ziel. Die Ablösung geschah rasch und fast lautlos. Man hörte nur Geflüster, und dunkle Schatten huschten vorbei. Meine Gruppe bezog einen Schuppen dicht hinter der ersten Linie, die - wie ich später übersah - entlang einer Straße verlief. Wir erhielten Order, nicht aus der Deckung zu gehen.

Nachmittags begann auf französischer Seite ein starkes Artilleriefeuer, unsere Artillerie schwieg. Mit einem französischen Angriff mußte gerechnet werden. Zunächst lagen die Einschläge noch weit entfernt, kamen dann aber immer näher. Ich stand im Türrahmen und beobachtete in aller Ruhe das Geschehen. "Die Granaten kann man ja sehen," rief ich plötzlich. Die alten Feldhasen nahmen mich nicht ernst und lachten mich aus. Weil ich aber dabei blieb, kamen jetzt mein Vetter und der Landsmann heraus und bestätigten, daß ich recht hatte. Wie wir später erfuhren, handelte es sich um Minen, die verhältnismäßig langsam dahinrollten. Nun konnten wir sehen, wie die Einschläge immer näher lagen. Als dann ein Einschlag in unserer unmit-

telbaren Nähe niederging, räumten wir die Scheune in größter Hast und verzogen uns in den Graben, der dicht hinter uns verlief. Granaten prasselten herab, man hörte es, sah aber nichts. Ein unheimliches Gefühl, alles kampflos hinnehmen zu müssen. So hatte ich mir einen Gefechtsverlauf nicht vorgestellt. Bald wurde das Artilleriefeuer wieder nach hinten verlegt, und nun antwortete auch unsere Artillerie mit Trommelfeuer. Das beruhigte.

Indessen begann ein starkes Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. Man konnte die beiderseitigen, unterschiedlichen Waffen deutlich unterscheiden. Gespannt lauschte man. Was würde werden? Nach wohl einer Viertelstunde wurde das Feuer schwächer, nur vereinzelt fielen noch Schüsse, und ein abseitiges deutsches Maschinengewehr ratterte in Abständen seine Garben ab. Da wußten wir, daß der Angriff von unserer ersten Linie abgeschlagen war. Wir konnten uns wieder in unsere Scheune zurückziehen.

Diese, meine erste Kampfhandlung wirkte deshalb so deprimierend auf mich, weil ich mich nur passiv verhalten konnte. Als nun eine Ablösung für den vorderen Graben zusammengestellt wurde, meldete ich mich sofort freiwillig - trotz Abraten meines Vetters. Ich wollte handeln, mit eingreifen können und glaubte, so alles besser und auch tapferer ertragen zu können. Das der Krieg kein Freudenfest war, hatte ich nun bei meiner ersten Feuerprobe erfahren.

Nur einige Meter weiter vorn lag diese äußerste Verteidigungslinie, entlang einer Straße, die auf der einen Seite von Häusern des Dorfes begrenzt wurde und auf der anderen Seite von
einem freien Feld mit den Stellungen des Feindes hinter einer
Bodenwelle versteckt. In diesen Feldabhang hatten wir unsere
Schützenlöcher gebuddelt, waren also gegen Einsicht und Beschuß gut geschützt. In den nächsten Tagen führte der Franzose
noch drei Angriffe gegen unsere Stellungen, jedesmal mit starker Artillerievorbereitung aber nirgends gelang ihm ein Einbruch, alle seine Angriffe brachen in unserem Infanterie- und
Maschinengewehrfeuer zusammen. Nur einzelne kamen bis auf we-

nige Meter an unsere Stellungen heran, mußten aber diesen Vorstoß dann mit dem Leben oder einer Verwundung bezahlen. Bei jedem Angriff verschoß ich 80 bis 100 Patronen. Der Feind erlitt schwere Verluste, wir dagegen nur geringe, auch kaum Verwundungen. Ich selbst und die nächsten Kameraden blieben verschont. Nur wenige Geschosse fielen in die Häuser am Wegrand und überschütteten uns mit Steinbrocken. Doch dagegen schützte uns der Helm. Mein Nachbar, ein Bergmann aus dem Ruhrgebiet, hatte seinen Helm abgenommen und vor sein Loch gestellt. Bei einem plötzlichen Feuerüberfall hatte ein Felsbrocken den Helm ganz platt gedrückt. Versunken in die Betrachtung seines demolierten Helmes hielt er ein Selbstgespräch auf Plattdeutsch, sinngemäß etwa so: "Wenn ich den Helm nun aufgehabt hätte und es wäre passiert, wäre mein Kopf denn auch so platt wie mein Helm?" Die Situation war so komisch, daß ich laut auflachen mußte, obwohl mir eigentlich nach Lachen gar nicht zumute war. Ein Erlebnis im Kessel von Ablain kehrt heute noch häufiger in meinen Träumen wieder. Traum und Wirklichkeit fließen stark ineinander. Fast scheue ich mich, diese Bilder einer dunklen Vergangenheit ins grelle Licht einer nüchternen Betrachtung zu stellen. Seit 50 Jahren läßt mich dieses Erlebnis nicht los. Lange habe ich gezögert, es hier zu erwähnen. Ich weiß, wenn ich jetzt darüber schreibe, werde ich nachts wieder laut aufschreien, meine Frau wird mich wachrütteln müssen... Ich vermag es daher nicht in allen Einzelheiten auszumalen, muß aber wohl davon sprechen, weil es so entscheidend für mich war und eine Erklärung dafür gibt, warum ich im Ersten Weltkrieg nur so kurz an der Front stand.

Auf einer Erkundung waren wir in der Dunkelheit in einem Graben bis nahe an die französischen Stellungen herangekrochen. Nun lagen wir mit aufgepflanztem Seitengewehr in höchster Spannung lauschend in Deckung. Da standen unerwartet über uns auf der Böschung, sich dunkel vom hellen Nachthimmel abhebend zwei französische Soldaten. Das Herz klopfte mir zum Zerspringen. Mein Kamerad sprang hoch und stieß mit dem Bajonett zu. Ich weiß nur noch, daß dann eine fürchterliche Schießerei begann. Wie wir dann zurückgekommen sind, daran kann ich mich nicht erinnern.

Ich sehe mich in der Gesellschaft meines Vetters und Landsmannes, die einen gefallenen Kameraden zur letzten Ruhe betteten. Völlig verwirrt und erschöpft saß ich abseits und sah dieser traurigen Tätigkeit zu. Dieser Bajonettstich meines Kameraden hatte mich außer Fassung gebracht. In meiner Phantasie hatte ich mir alle Todesarten ausgemalt, nichts Schrecklicheres hatte ich mir vorstellen können als den Tod durch den Stich mit dem Bajonett, mit einem Dolch oder einem Messer. Dabei hatte kurz vorher noch ein Kamerad erzählt, daß die Bayern immer ein Messer oder einen Dolch im Stiefelschaft stecken hätten und damit im Nahkampf ein blutiges Gemetzel anrichteten.

In all den Wochen hatte es mit der Ernährung gehapert. Die warme Mahlzeit, auf die ich so angewiesen war, fiel häufig aus, wir lebten fast ausschließlich von Brot, was ich gar nicht mochte. In diesen aufregenden Kampftagen empfand ich geradezu einen Widerwillen gegen die trockene Kost. Ich mußte mich zwingen, wenigstens das Notwendigste zu mir zu nehmen. Ganz im Gegensatz zu den meisten Kameraden, die Heißhunger hatten, wenn alles Aufregende hinter ihnen lag und die Unruhe zum Abklingen kam. Von meinen reichlichen Pfunden hatte ich einige verloren. Meine körperliche Verfassung war nicht die beste mehr. Die seelischen Erregungen machten mir viel zu schaffen.

In den Kampftagen war ich durch Zufall an ein Glas frische Milch gekommen, das ich heißhungrig austrank. Eine alte Frau tauchte hinter der Linie auf, wohl eine Bewohnerin von Ablain. Sie irrte suchend in den Trümmern der Häuser umher. Man konnte aber auch annehmen, daß sie Zeichen zur französischen Linie geben wollte. Da ich einige Brocken Französisch konnte, bekam ich den Befehl, sie auszuhorchen und wegzuführen. Sie blieb aber stumm. Als ich sie nach hinten führen wollte, widerstrebte sie und gab durch Andeutungen zu erkennen, daß sie auf das Hausgrundstück wollte. Ich ließ sie gewähren, auch um zu erkennen, was sie beabsichtigte. Wir landeten in einem Keller, in dem sie alle Ecken und Winkel durchsuchte. Schließlich nahm sie von alle dem Gerümpel eine alte Petroleumlampe mit. Bei der Gelegenheit fand ich einen Raum, der wohl die Milchkammer war,

dort stand auch ein Gefäß mit Milch, wovon ich gierig trank. Die alte Frau ließ sich dann willig wieder zurückführen.

Nach der Ablösung in Ablain rückten wir noch in derselben Nacht in eine andere Stellung. Ich meine, sie lag an der Lorettohöhe, die damals auch heiß umstritten war und oft im Heeresbericht genannt wurde. In einem tiefen Hohlweg machten wir Halt und lagerten dort. Die Schützenstellung verlief in einiger Entfernung am Abhang eines Hügels, wurde aber nur dünn besetzt, weil seit Tagen Ruhe in diesem Abschnitt herrschte. Alle zwei Stunden wurde abgelöst. Ich war bei der ersten Wachablösung und kam auf einen vorgeschobenen Horchposten. Ohne Deckungsloch drückte ich mich in das Gestrüpp des Abhanges. Eine übersicht über das Gelände fehlte. Es war eine düstere, naßkalte Nacht. Einige Meter weiter sollte ein französischer Wachposten stehen, wie mir mein Kamerad, den ich ablöste, zugeflüstert hatte. Die zwei Stunden wollten und wollten nicht vorübergehen. Mich fror schrecklich an der nassen, kalten Erde. Angespannt lauschte ich in die dunkle Nacht.

Wie gut tat der heiße Kaffee, der nach der Ablösung für mich bereitstand! Ich wickelte mich ein und tat einen tiefen Schlaf. Beim Morgengrauen rückten wir ab in Ruhestellung nach Givanchy. Was dann geschah, liegt zum größten Teil im Dunkel des Vergessens, nur einzelne, verschwommene Erinnerungsbilder tauchen auf: Ich stehe in einem Bauerngarten von Givanchy und finde auf einem Pflaumenbaum noch einzelne Früchte. Die Feldküche teilt warmes Essen aus. Ich stürze mich mit Heißhunger darauf. Dann muß ich bewußtlos zusammengebrochen sein. Die nächste Erinnerung: Ich stehe vor dem Bahnhofsgebäude von Donai mit einem Zettel in der Tasche "Wird zeitweilig in die Heimat entlassen". Keine Erinnerung mehr an irgendeine Station der Begebenheit auf der Rückreise. In Herford habe ich Station gemacht. Ich erinnere mich an einen älteren, ziemlich beleibten Kollegen, der auf der Bahnhofswache Dienst tat und mich, weil in dem Lazarett auf dem Schützenhofe kein Platz war, zur Stadtholzstraße in meine Seminarpension bringen mußte. Ich bedauerte, dessen entsinne ich mich wieder genau, daß er durch mich um seine Nachtruhe gebracht wurde. Darauf antwortete er mir: "Das macht nichts, ich freue mich, mal wieder auf eine zünftige Seminaristenbude zu kommen." Alles andere liegt im Dunkel. Ich weiß nichts mehr von meinem Wiedersehen mit meinen Klassenbrüdern, meiner Wirtin nichts mehr von meiner Weiterreise nach meinem Standort Minden, von meiner Ankunft dort. Ein Bild habe ich vor mir: Ich komme aus einem großen Gebäude (wohl das Lazarett in Minden) und vor mir stehen mein Vater und mein Onkel Lilie. Von wem sie erfahren hatten, daß ich wieder in der Heimat war, weiß ich nicht mehr. Ich hatte ihnen nichts mitgeteilt und war darum auch so erstaunt.

Sie haben sich dann wohl um meine Entlassung bemüht, damit ich meine Berufsausbildung fortsetzen konnte. Zunächst erwirkten sie einen Urlaub. Zu Hause haben sie mich dann wieder aufgepäppelt, und noch vor Ablauf meines Urlaubs bekam ich meine vorläufige Entlassung aus dem Wehrdienst.

VII. SCHULAMTSBEWERBER IN EICKUM

Im Laufe des langen Krieges mußte ich mich noch mehrmals zur Musterung stellen. Das endgültige Ergebnis lautete: Dauernd untauglich, nicht mehr zu kontrollieren.

Nicht nur mein Gesundheitszustand gab den Ausschlag bei diesem Entscheid, sondern auch der Umstand, daß ich Lehrer war. Viele Lehrer standen an der Front, der Unterricht konnte nur notdürftig aufrechterhalten werden. Die Blockade unserer Gegener führte zur Einführung der Zwangsbewirtschaftung, die viele Arbeitskräfte band. Gerade dem Lehrer auf dem Lande erwuchsen daraus wichtige, zusätzliche Aufgaben neben der Schularbeit. Wie auch in anderen Berufen wurden sogar wehrfähige Männer vom Heeresdienst befreit und als unentbehrlich für den Dienst in der Heimat freigestellt.

Von diesen Zuständen und Schwierigkeiten an der Heimatfront will ich hier nicht in aller Breite sprechen. Meine Mutter hat in ihren Erinnerungen ziemlich ausführlich darüber berichtet. Als ich im Oktober 1916 als Schulamtsbewerber in Eickum bei Herford, einem reichen Bauerndorf, angestellt wurde, machte sich zu Anfang die allgemeine Knappheit noch nicht so bemerkbar. Nahrungssorgen, wie sie schon in den Städten auftraten, kannte man noch nicht. Ich hatte es also gut getroffen, fand auch sofort ein gutes Kosthaus, was für einen Lehrer auf dem Lande oft recht schwierig ist, zumal er auch knapp bei Kasse ist. Meist ist es eine Gefälligkeitssache, oder es sind heiratsfähige Töchter im Hause, die in dem Kostgänger einen Bewerber wittern. Nun, da waren bei mir wenig Aussichten, es hatte sich schon herumgesprochen, daß der neue Lehrer verlobt war.

Aber mein Mitkollege, der schon länger im Dorfe amtierte, warb um eine Bauerntochter, die er auch geheiratet hat, und aß dort zu Mittag und führte auch mich ein. Morgens bekamen wir unsere heiße Milch, die wir durch Schüler abholen ließen. Das Abendbrot hielten wir uns selbst. So lebten wir gut und vor allem billig. 93,33 Reichsmark erhielten wir im Monat als Gehalt, im dritten Monat des Vierteljahres 93,34 Reichsmark, damit konnte man keine Sprünge machen, wenn man keinen Zuschuß von zu Hause hatte. Und der wurde mir gesperrt, als meine Eltern erfuhren, daß ich mich mit einem "Stadtmädchen" verlobt hatte. Erschwerend kam hinzu, daß alles knapper und damit teurer wurde. Kriegswucherei, wie man diese Preissteigerungen geißelte, war an der Tagesordnung. Nun, den meisten ging es wirtschaftlich gut, selbst dem Arbeiter, besonders, wenn er in der Kriegsindustrie beschäftigt war; nur den festbesoldeten traf es hart, die Regierung erhöhte die Gehälter nicht. Von ihren Beamten forderten sie Opferbereitschaft und verwies auf die besseren Zeiten nach der siegreichen Beendigung des Krieges.

Wohnen konnte ich in Diensträumen, die über den Klassenzimmern lagen. Eine geräumige Stube mit einer abgeschrägten Schlafkammer daneben hatte ich mir mit Hilfe meiner Eltern einrichten können. Mein Nachbar war mein Kollege Eversmeyer, der wegen einer verstümmelten Hand vom Wehrdienst befreit war. Er hatte sich diese Verletzung in der Jugend auf dem elterlichen Hofe in Steinbrünndorf bei Vlotho an der Weser zugezogen. Unsere vier Räume lagen an einem abgeschlossenen Korridor. Später konnten sie leicht zu einer Dienstwohnung für einen verheirateten Kollegen umgebaut werden. Hinzugenommen wurde die anliegende Glockenstube, nachdem man den Turm, der noch zu meiner Zeit das Schulgebäude zierte, abgenommen hatte. Wir hörten ständig das einförmige Tick-Tack des Uhrwerks, aber daran gewöhnte man sich bald. Der Zugang zu dieser Wohnung führte über den Treppeneingang der Hauptlehrerwohnung, was nicht immer angenehm war, zumal die Frau des Hauptlehrers gern unser Tun beobachtete und kritisierte. Ihr Mann stand im Felde, und daß wir jungen Dachse den Vorzug hatten, in der Heimat zu sein, mag sie als Mutter von drei Kindern schon als besondere Härte empfunden haben.

Ich fühlte mich wohl in meiner einsamen Behausung, habe die Zeit genutzt zu meiner beruflichen Weiterbildung und zur Bereicherung meines Allgemeinwissens, besonders in Literatur. Auch kleinere, literarische Entwürfe entstanden. Anregungen bekam ich viel durch Friedrich Wilhelm Hermann, einem bescheidenen, ausgeglichenen Idealisten, der Berichte, Lokalberichte und kleine Stimmungsbilder in Herforder und Bielefelder Zeitungen veröffentlichte. Das spärliche Honorar, das er dafür erhielt, benutzte er fast ausschließlich für die Anschaffung neuer Bücher. Mit dem Rucksack auf dem Rücken lief er bis Schildesche zu Fuß und benutzte dann die Straßenbahn in die Stadt. In den Antiquariaten Bielefelds kannte er sich aus, und auch ihn kannte man dort und störte ihn nicht, wenn er stundenlang verweilte, sich festlas und nach verborgenen Schätzen grub. Und er fand immer etwas, was sein Herz höher schlagen ließ. Er feilschte dann um jeden Pfennig und zog - ein Hans im Glück mit seinen Schätzen heim, wieder zu Fuß den langen Weg von Schildesche nach Eickum zurück. Wie kindlich glücklich war er, wenn er seine Bibliothek wieder um ein paar Bände bereichern und wenn er sie mir zeigen und ausleihen konnte! Wie zärtlich streichelte er über die Reihen der Buchrücken, ich werde dieses Bild nie vergessen!

Er hatte schon in jungen Jahren, als er noch auf der Missionsschule war, ein kleines Büchlein religiösen Inhalts herausgebracht und Anerkennung gefunden. Ein Lungenleiden zwang ihn, den Missionsberuf aufzugeben. Er ging nach Eickum zurück und lebte mit seiner Schwester auf der elterlichen Stätte glücklich und zufrieden in bescheidenen Verhältnissen. Ein lieber, toleranter Sonderling, ein Mensch, den ich nicht vergessen werde.

Am Wochenende machte ich mich auf nach Herford und verlebte zwei schöne Tage mit meiner Braut. Das war immer ein schöner Abschluß der wöchentlichen Arbeit. Die städtische Umgebung vermittelte neue Eindrücke und Erlebnisse.

Meine Braut war im Büro des "Blauen Kreuzes" tätig. Den Vorsitz führte Pastor Wöhrmann, Pfarrer der Münstergemeinde in Herford. Diese Tätigkeit war auch mit Reisen in Westfalen, Lippe-Detmold und Teilen des Rheinlandes verbunden. Sie besuchte die Mitglieder, meist Firmen, die namhafte Beträge spendeten, kassierte die Jahresbeiträge und warb gelegentlich auch neue Mitglieder. Oft mußte sie weite Wege zu Fuß zurücklegen, denn das Verkehrsnetz war damals noch nicht so dicht wie heute, wo fast jeder Ort durch Omnibusse zu erreichen ist. Anstrengend waren diese Fahrten besonders bei schlechtem Wetter. Und erschwert wurden sie in der Kriegszeit noch durch Schwierigkeiten in der Verpflegung. Sie freute sich darum, wenn die Tour hinter ihr lag und sie bis zur nächsten ein paar Tage oder auch Wochen Ruhe hatte. Wenn sie von ihren Spesen ein paar Märker hatte erübrigen können, vergaß sie aber bald die Beschwernisse der Reise und trat auch die folgende mit neuem Mut an in der Hoffnung, daß sie wieder etwas abwarf für Anschaffungen und die Aussteuer. Wir wollten doch so früh wie nur möglich heiraten, aber angesichts der Schwierigkeiten, die die schlimme Zeit des Krieges heraufbeschwor, schien das fast aussichtslos.

Einmal habe ich sie auf einer dieser Fahrten durch das Lipper Land begleitet. Ich werde das nie vergessen, denn mit dieser Fahrt feierte ich gleichsam die "Auferstehung zum Leben". Eine schwere Krankheit, die mich in die Nähe des Todes führte, lag hinter mir. Ein paar Wochen hatte ich, von Schmerzen gequält, mit einer Blinddarmentzündung im Bett gelegen, einsam und fast verlassen in meiner Kammer in Eickum, betreut von einem älteren Sanitätsarzt und von fremden Menschen. Die Krankenhäuser waren überfüllt von Verwundeten, und Ärzte, vor allem Chirurgen, fehlten. Mein Sanitätsarzt behandelte - ganz im Gegenteil zu heute - die Entzündung mit heißen Umschlägen. Ich konnte sie nicht heiß genug bekommen, weil dann die Schmerzen übertäubt wurden. Mein Bauch zeigte Brandwunden, und meine Füße hatte ich mir ganz wund gerieben. Aber ich schaffte es, und als ich transportfähig war, nahm mich meine Schwiegermutter in Herford auf, wo ich dann in bester Pflege war und gesundete. Wir nahmen nun Verbindung mit einem Chirurgen am Herforder Krankenhaus auf, der auch die Operation vornehmen wollte. Doch ich sollte noch drei Wochen warten.

In diese Zeit nun fiel die erwähnte Fahrt ins Lipper Land. Ein herrlicher Sonnentag, die reizvolle Landschaft, der erste längere Gang nach der Krankheit, die Gegenwart der Braut, mich beseelte ein unsagbares Glücksgefühl! Mit neuen Plänen stürzte ich mich wieder ins Leben und in die Arbeit, die Operation verschob ich von Woche zu Woche. Und schließlich dachte ich nicht mehr daran, mich abermals ins Krankenbett zu legen.

Die anfallenden Büroarbeiten füllten offenbar eine Bürokraft nicht ganz aus. Der Herr Pastor kam darum auf den etwas ausgefallenen Gedanken, die Liebesbriefe an seine Frau, seiner damaligen Braut, von seiner Angestellten zeitlich ordnen zu lassen. Sicher, das muß man wohl bei einem Seelsorger voraussetzen, aus gutem Grund. Er wußte, daß seine Angestellte mit einem Lehrer verlobt war und glaubte wohl, ihr damit einen Musterbriefschreiber in die Hand zu geben. Denn daß sie sich nicht nur für die Daten, sondern auch für den Inhalt interessieren würde, mußte er doch wohl voraussetzen. Es muß eine recht romantische junge Liebe gewesen sein, wie man aus den vielen bildreichen Stilblüten entnehmen konnte, die mir meine Braut zum beiderseitigen Ergötzen servierte. Zum Beispiel: "Du schlingst Dich wie eine Efeuranke immer fester und unlöslicher um mich." Er starb geistig umnachtet in einem Heim der Anstalt Bethel bei Bielefeld.

Meine Wochenendfahrten nach Herford mußte ich anfangs zu Fuß unternehmen. Es war ein Weg von fast zwei Stunden. Ich mußte die ganze Stadt durchqueren, um auf den Stiftberg, wo meine Braut wohnte, zu kommen. Es ging hügelauf und -ab, die höchste Steigung lag vor Herford, der Stöhnebrink in Diebrock, wie er im Volksmund hieß. Radfahrer stiegen ab und mußten die fast einen Kilometer lange Steigung zu Fuß zurücklegen.

Ich erwarb dann bald ein gebrauchtes Fahrrad, aber das brachte mir keine reinen Freuden. Bereifung gab es nur auf einen Bezugsschein, und weil meine Brautfahrten nach Herford nicht als lebensnotwendig anerkannt wurden, mußte ich darauf verzichten und mich mit alten Reifen und Schläuchen behelfen. Sie waren aber auch schlecht aufzutreiben. Dauernd gab es daher Repara-

turen. Man wußte nie, ob man auch pünktlich ankam. Schließlich war es ganz aus, Gummi galt als kriegswichtig und mußte abgeliefert werden. Wer es nicht tat, galt als Vaterlandsverbrecher. Diesen Ruf konnte ich mir als Lehrer nicht gestatten. Ich versuchte es mit einem Ersatzmittel, von denen verschiedene im Handel waren. Am geeignetsten erschienen mir Spiralfedern, die man in die Felge setzte. Das gab ein mächtiges Spektakel und Geschüttel auf den Unebenheiten der Straße. Bei Landwegen setzte sich alles voller Dreck. Man kam aus der Puste, so schwer ließen sie sich an, und dauernd lösten sich bei dem Gerüttel die Speichen. Ich hatte meine alte Karre dann auch bald zu Schrott gefahren und mußte wieder den langen Weg unter die Füße nehmen. Meistens wanderte ich erst montags früh in aller Herrgottsfrühe los, um noch rechtzeitig vor Schulbeginn - im Sommer schon um 7 Uhr - dazusein.

Die Verknappung aller Wirtschaftsgüter, insbesondere eine Folge der Blockade, führte zu den verschiedensten Schwierigkeiten. Eine Sammlung nach der anderen wurde durchgeführt, die Bevölkerung immer wieder aufgerufen und ermahnt, alle nur eben entbehrlichen Güter abzuliefern. Aber auch die Ecken und Rumpelkammern bargen nicht mehr viel Sachen, die für die Kriegswirtschaft wichtig waren. Wie oft waren sie schon nach altem Eisen, Kupfer und anderen Metallen durchkämmt, selbst Glocken wurden aus den Kirchtürmen geholt! In den Schulen hatte das Sammeln Vorrang vor dem Unterricht, und die Lehrer fühlten sich verpflichtet zu werben, vor allem den Widerstandswillen zu stärken. Besonders auch für die Kriegsanleihen und die Abgabe von Gold mußte man sich einsetzen. Man ging von Haus zu Haus und redete den Leuten ins Gewissen. Für abgegebene Ringe, auch Trauringe und Uhrketten, gab es Ersatzstücke aus Eisen mit der Inschrift "Gold gab ich für Eisen".

Ich habe mich tatkräftig und mit Erfolg eingesetzt. Ich hielt es für eine vaterländische Pflicht und für nur in Ordnung, daß die Menschen in der Heimat angesichts der Blutopfer so vieler ihrer Söhne materielle Opfer brachten. Als wieder eine neue Kriegsanleihe fällig war, machte ich mir Gedanken darüber, wie man meine Dorfbewohner, die schon skeptisch wurden, dazu bringen konnte, ihr Geld in Kriegsanleihen anzulegen. Es gelang mir, diese Überlegungen in humorvoller Weise in einer Kurzgeschichte darzustellen, die dann mit Hilfe von Friedrich Wilhelm Heuermann in einer Herforder Zeitung veröffentlicht wurde. Er selbst hatte sie noch in ein Gedicht mit vielen Strophen umgesetzt, aber die Zeitung gab meinem prosaischen Erguß den Vorzug.

So weit war alles gut, nur meine Überschrift "Vater Lindemann" war schlecht gewählt, wie sich bald herausstellte. Vater Lindemann war Vorsteher (heute: Bürgermeister) in Eickum, schon über 70 Jahre alt, aber immer noch unermüdlich, gewissenhaft tätig in der Erfüllung seiner Amtspflichten. Ich achtete und schätzte ihn sehr und wollte ihm wohl in meiner Überschrift ein kleines Denkmal setzen. Doch er fühlte sich verletzt, wohl aus Bescheidenheit, denn er liebte die großen Worte nicht, schon gar nicht, daß er, der weit und breit so bekannt war, mit der Hauptperson einer drolligen Geschichte identifiziert wurde. Ich konnte ihn überzeugen, daß ja nicht er, sondern irgendein Träger dieses weitverbreiteten Namens darunter verstanden sein sollte. Zum Glück hatte ich mit einem Signum und nicht mit meinem vollen Namen gezeichnet. Er verzieh mir denn auch diesen Lapsus und hat mir nie etwas nachgetragen.

Mein Kollege und ich unterstützten ihn in seiner Arbeit, wo wir nur konnten. Bis spät in die Nacht hinein saßen wir zusammen, wenn die Abrechnung über die Kartenausgabe fällig war. Da gab es lange Reihen zu addieren und zu rechnen. Ich bestaunte immer wieder seine Konzentrationsfähigkeit und seine Rechensicherheit, besonders im Kopfrechnen. Er war uns darin weitaus überlegen. Im heutigen Sinne war er auch Sportsmann, und das noch bei seinem hohen Alter. Er pflegte eine Sportart, die in unserer Zeit zum Schaden der Gesundheit so sehr vernachlässigt wird, nämlich den Gehsport. Die vielen Wege, die er als Gemeindevorsteher zu machen hatte, legte er alle zu Fuß zurück, vor allem auch die Wege nach Herford zu den Amts- und Kirchenbehörden. Dabei schlug er ein forsches Tempo ein und fand Freude daran,

Fußgänger zu überholen. Er erzählte mir, wie schwer er es einmal gehabt habe, am Stöhnebrink einen flotten Fußgänger einzuholen, der ihm etwa 200 m voraus war. Es hatte einen regelrechten Wettkampf gegeben, den er aber dann doch schließlich gewann.

Als Bauer auf dem Altenteil stand ihm auch Pferd und Wagen zur Verfügung, doch davon machte er nie Gebrauch. Sein Sohn aber, der den Hof übernommen hatte, wanderte nie per pedes durch die Gegend. Man sah ihn, wenn er allein war, immer im Gig dahertraben.

VIII. REISEN IN DIE REICHSHAUPTSTADT

Zwei außergewöhnliche Sammlungen machten die Misere der Wirtschaft besonders deutlich: die Laub- und Brennesselsammlungen, die - wenn ich mich recht entsinne - im Jahre 1917 durchgeführt wurden. Die Futtermittel reichten nicht mehr aus, die Pferde an der Front magerten ab zu Skeletten; die Laubsammlungen sollten diese Futterlücke schließen. Die Brennessel, dieses lästige Wuchergewächs, kam zu hohen Ehren, weil ihre Fasern zu Textilien und Verbandstoffen verarbeitet werden konnten. Erfolg konnte diesen Sammlungen nur beschieden sein, wenn sich die Schulen dafür einsetzten. Um ihren Eifer anzuspornen, warf man eine nicht unbeträchtliche Summe für jeden Zentner aus.

Wir zogen mit den Schulklassen während des Unterrichts an vielen Tagen hinaus und rupften in Wäldern, Büschen und an Wegrändern große Mengen zusammen. Manche Kinder, besonders die kleinsten, die noch nicht zu Hause mithelfen mußten, lockte das Geld, und sie sammelten in ihrer Freizeit. Aber nur wenige brachten es zu etwas; ihr Eifer erlahmte bald, wenn sie merkten, wie mühsam es war, eine lohnende Menge zusammenzubringen.

Schwierigkeiten machten die Lagerung und das Trocknen. Der dazu benötigte Raum mußte ausfindig gemacht werden. Nun, das gelang nach einigen Mühen, aber die Lager waren über das ganze Dorf verstreut, einige weitab von der Schule. Weil die Haufen häufiger umgesetzt werden mußten, da das Laub und die Nesseln sonst stockig wurden, brachte das wieder zusätzliche Schwierigkeiten und Arbeit.

Die getrockneten Blätter mußten in Papiersäcke gestopft werden, eine mühsame und langwierige Arbeit. Nicht selten platzte dabei ein prallgefüllter Sack. Eine ärgerliche Sache, alles Mühen war umsonst gewesen, man begann wieder von neuem und kam nur langsam voran. Schwierigkeiten bereitete auch die Ablieferung der Transporte nach Herford. Gespann und Wagen galt es zu organisieren, die glatten Papiersäcke ließen sich schlecht stapeln

und durch das Rütteln und Schütteln auf der Fahrt verrutschten sie leicht, besonders, wenn noch die Sonne heiß vom Himmel schien. So fiel uns eine hochgestapelte Fuhre um trotz vielfacher Verschnürung, die Säcke landeten am Wegrand und im Straßengraben, zum Teil platzten sie auf. Wir hatten schon viel Kummer damit, schafften es dann aber schließlich doch und bekamen eine hübsche Summe ausgehändigt.

Mit diesem Geld in der Tasche ging ich in die Herbstferien nach Herford. Mein Elternhaus blieb mir wegen meiner Verlobung verschlossen, trotz des Bemühens meiner Mutter, meinen Vater umzustimmen. Er blieb dabei: "Wenn er das Mädchen heiratet, können wir uns danach versöhnen." Er hätte meine Arbeitskraft in den Ferien gut gebrauchen können, denn durch die Betreuung von Höfen, wo der Mann im Felde stand, gab es zusätzliche Arbeit. Ersatz für das Elternhaus bot mir das Haus meiner Schwiegermutter, ein wohlvertrautes Heim, wo ich die meisten Jahre meiner Schülerzeit verbracht hatte.

Raum genug bot es, die Pension war nur schwach besetzt, denn der größte Teil der Seminaristen leistete Heeresdienst, ein starker finanzieller Ausfall. Es stand also nicht gut um die Kasse meiner Schwiegermutter und um meine schon gar nicht. Gut, daß meine Braut und meine Schwägerin im Beruf standen und eine, wenn auch bescheidene Hilfe leisten konnten und daß man wegen der Warenknappheit wenig kaufen konnte. Alle mußten sich einschränken, besonders in der Kleidung, selbst wenn man das Geld dazu gehabt hätte.

Wir sannen hin und her, wie wir zu Geld kommen könnten. Es gab noch genug Leute, die es scheffelten. Waren wir zu dumm dazu? Es mußte eine neue Erwerbsquelle für die Schwiegermutter gefunden werden. Durch eine bekannte Familie kamen wir auf den Gedanken, einen Handel mit Süßwaren anzufangen, für die noch gewisse Kontingente an Zucker freigegeben wurden. Alte Beziehungen zu Geschäftshäusern aus der Wallenbrücker Zeit, wo die Familien neben Flachshandel, Posthalterei zwischen Herford und Bielefeld eine Gastwirtschaft und einen Kolonialwarenhandel betrieben hatte, versuchten wir wieder herzustellen. Es gelang,

nur an dem nötigen Anfangskapital mangelte es. Da tat ich etwas, was nicht korrekt war. Ich steckte das Geld, das ich für die Laubsammlungen erhalten hatte, in das Unternehmen, und so konnten wir beginnen.

Die Waren besaßen wir nun, jetzt mußten Absatzquellen gefunden werden. Durch Bekannte wußten wir, daß in Berlin Nachfrage bestand. Süßwaren waren noch frei verkäuflich. Wir setzten uns mit Familie Bermpohl in der Kesselstraße in Verbindung. Frau Bermpohl, eine geborene Sonntag aus Wallenbrück, war eine Jugendbekannte meiner Schwiegermutter. Herr Bermpohl betrieb eine Tischlerei, einen kleinen, einträglichen Betrieb, wohl eine Art Kunsttischlerei, die sich auf besondere Dinge spezialisiert hatte. In jungen Jahren schon hatte er sich mit einem Universitätsprofessor zusammengetan, der auf dem Gebiet der Farbfotografie forschte und einen Handwerker brauchte, der seine Erkenntnisse praktisch ausführte. Bermpohl, von Natur aus ein Sinnierer, hatte sich ganz auf dieses Gebiet geworfen, selbst Versuche angestellt und auch manches ausgeklügelt, was die Farbfotografie weiterbrachte. Dieser galt bis ins hohe Alter hinein seine ganze Liebe. Ein Zimmer in seiner Wohnung, ausgestattet mit wertvollen Antiquitäten, stand voll von kleinen Näpfchen mit den verschiedensten Farben und Farbmischungen, mit denen er - immer eine Zigarre im Mund - ausdauernd experimentierte. Diese Zusammenarbeit war auch finanziell recht fruchtbar für ihn gewesen. In der Kriegszeit entwickelte er einen Miniatur-Fotoapparat der im Spionagedienst Verwendung fand zum unauffälligen Ablichten von Schriftstücken.

In Fronau besaß er ein Gartengrundstück mit einem selbstgebauten Gartenhäuschen und einer kleineren, zweiten Werkstatt. Dieses Häuschen hatte er mit allen möglichen Raffinessen ausgestattet. Der Garten selbst war ein Mustergärtchen mit Berieselungsanlage, voller herrlicher Pflanzen und Blumen. Man konnte nur staunen, wie er es fertigbrachte, dies alles aus dem kargen märkischen Sand hervorzuzaubern. Ich besitze noch ein Bild aus

diesem Garten, auf dem ich mit meinem Kollegen Eversmeier in Hemdsärmeln und barfuß, mit einem Gartengerät im Arm zu sehen bin. Mein Kollege, der durch seine Braut und seine längere Tätigkeit an der Schule in Eickum mit den Bauern vertrauter war als ich, sich auch auf das "Hamstern" besser verstand, hatte über meine Vermittlung regelmäßig Lebensmittelpakete an die Familie B. in Berlin gesandt. Aus Dankbarkeit für diese Hilfe hatten sie uns für einige Tage nach Berlin eingeladen.

Nun, bei ihnen kam ich mit meinen Waren unter, die in Kartons und Koffern nur notdürftig verpackt waren. Zunächst suchte ich die Konfitürengeschäfte in den Hauptstraßen auf, weil ich hoffte, dort die höchsten Preise erzielen zu können. Aber welch ein Reinfall! Man merkte natürlich sofort, daß sie es mit einem unerfahrenen Provinzler zu tun hatten und boten mir Preise, die oft unter dem Einkauf lagen. Ein Vergleich mit ihren ausgezeichneten Verkaufspreisen in den Schaufenstern zeigte mir, mit welch hoher Verdienstspanne sie arbeiteten. Ganze zehn Pfund setzte ich am ersten Tag in einem Geschäft in der Friedrichstraße ab. Als man feststellte, daß meine Waren schon etwas glitschig waren, drückte man den Preis so, daß ich gerade auf meine Kosten kam. Verzweifelt saß ich abends zwischen meinen Süßigkeiten. Was sollte nur werden? Ich hatte ein schlechtes Gewissen, sah das Geld, das mir nicht gehörte, schon wegschwimmen, mich selbst verurteilt und gebrandmarkt. Als ich dann noch feststellte, daß meine lose verpackten "Klümpchen" auch noch zusammenbackten und dadurch im Wert sanken, war ich der Verzweifelung nahe. Ich hatte eine schlechte Nacht, wälzte trübe Gedanken und konnte nicht einschlafen. In den Morgenstunden fiel ich dann aber doch in einen tiefen Schlaf, und als ich aufwachte, waren die Lebensgeister in mir wieder lebendig. Ich gab mich nicht auf, wollte allen Gewalten trotzen, war erfüllt von Hoffnung und voller Mut. Ich frühstückte mit Genuß, besprach mit meinen Wirtsleuten sachlich und nüchtern meine Lage und eventuelle Aussichten. Sie schlugen mir vor, es bei dem Kolonialwarenhändler gegenüber zu versuchen. Das tat ich. Und siehe da, nach noch nicht einer Stunde trug ich meine Ware in seinen Laden. Hoffmann hieß der Inhaber, ein verheißungsvoller Name, der auch nicht enttäuschte.

Wir hatten uns offen ausgesprochen, vernünftige Preise festgelegt, wobei jeder auf seine Kosten kam. Er wollte aber sicher gehen und erst feststellen, wie das Geschäft anlief, ehe er sich fest band. Er stellte Waren im Schaufenster aus und wartete ab, ob seine Kunden anbissen. Es wurde ein durchschlagender Erfolg. Nach ein paar Stunden wußte er, daß es d a s Geschäft war! Er rechnete mit mir ab und zahlte gleich bar. Und nicht nur das, er bat um neue und mehr Ware, erklärte sich bereit, jeden Posten abzunehmen. Alle düsteren Schatten vom Vortag waren verflogen, eitel Sonnenschein breitete sich in und um mich aus. Ich hatte einen guten Batzen Geld in der Tasche und konnte nun daran denken, mich in der großen unbekannten Stadt umzusehen. Ich genoß sie dann auch frohen Herzens. Wieviel Neues stürzte auf mich ein! Damals erwachte in mir der Wunsch, in dieser Stadt, in der alle Träume und jeder Gedanke verwirklicht schienen, dauernd zu leben. Aber wieviel hat sich in der Zwischenzeit ereignet, das Zeitgeschehen sprach gegen die Verwirklichung dieses Wunsches. Oft habe ich diese von mir so sehr geliebte Stadt wieder aufgesucht, besonders später in meiner Kieler Zeit.

In kurzen Abständen fuhr nun meine Schwiegermutter nach Berlin und lieferte die zusammengebrachte Ware ab. Nie kam es zu Zwistigkeiten zwischen Käufer und Verkäufer. Nur die Beschaffung der Ware machte mit der Zeit mehr und mehr Schwierigkeiten, schließlich war es damit ganz aus, als auch die Süßwaren einer strengen Beschlagnahme unterlagen. Aber eine gute Strecke hatten wir uns damit über Wasser gehalten.

Der unglückliche Krieg ging dann bald zu Ende, die Seminaristen strömten zur Schule zurück, um ihre Berufsausbildung abzuschließen. Viele kehrten nicht zurück, und diejenigen, die den Krieg überstanden hatten, waren älter, reifer und selbstbewußte Männer geworden. Das war nicht mehr der Schülertyp von früher, aber die zurückgebliebenen, älteren Lehrer waren die alten geblieben. Das führte zu manchen Schwierigkeiten. Meine Schwiegermutter hatte ihre Pension voll besetzt und damit auch ihre Existenzgrundlage wiedergefunden.

Dreimal erlebte ich während der Kriegszeit Berlin. Von der letzten Fahrt mit meiner Braut in den Weihnachtstagen 1917 noch ein paar Zeilen. Der Bahnsteig in Herford stand dicht voller Menschen. Als der Zug einlief, gab es einen Kampf um die Plätze in dem überbesetzten Zug. Aber der größte Teil mußte zurückbleiben. Im letzten Augenblick gelang es uns doch noch, im Packwagen unterzukommen. Hinter Kisten, Säcken, einem Berg von Hasen und zwei Zinnsärgen versteckten wir uns und froren in der Nacht Berlin entgegen. Aber wir schafften es. woran wir uns noch gern erinnern. Im Friedrich-Wilhelm-Städtischen-Theater sahen wir die Operette "Das Dreimädelhaus", sie war schon weit über dreihundertmal aufgeführt worden. Die Szenen spannen sich um Franz Schubert und dazu erklang seine Musik. Im Admiralspalast in der Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße erlebten wir zum ersten Male eine großartige Eisrevue, die den heutigen Veranstaltungen in nichts nachstand.

IX. IN AMSTERDAM

Die Menschen in Deutschland hungerten im letzten Kriegswinter 1917/18 furchtbar. Nicht einmal Kartoffeln, die in unserem Lande reichlich angebaut wurden, reichten mehr aus. Es gab dafür Steckrüben als Ersatz. Als "Steckrübenwinter" ist dieser Winter in die Geschichte eingegangen. Ebenso fehlte es an Kleidung. Auch da gab es Ersatzstoffe, die obendrein noch teuer waren. Die Älteren kamen noch besser durch als wir Jüngeren. Sie holten ihre abgesetzten Kleidungsstücke wieder aus den Schränken hervor. Mancher hatte sich bloß gegeben, denn die Altkleidersammlung hatte dauernd auf der Tagesordnung gestanden. Ich hatte einen älteren Cut erworben, dem man ansah, daß er für andere Schultern geschnitten worden war.

Man sah aber auch noch sehr gut angezogene Menschen, zum Beispiel Kriegsgewinnler, die jeden Preis zahlen konnten, oder auch Leute, die Beziehungen zum neutralen Ausland hatten. Warum nutzten wir eigentlich nicht unsere Verbindungen nach dem neutralen Holland aus, sagte ich mir. Dort wohnte in Amsterdam die Familie des ältesten Bruders meiner Schwiegermutter. Er selbst lebte nicht mehr. In seinen frühen Ehejahren hatte er in Osnabrück eine gutgehende Fleischerei betrieben. Aus familiären Gründen hatte er alles aufgegeben und sich allein nach Holland abgesetzt. Später kam es wieder zu einer Versöhnung, seine Frau zog mit den Kindern nach. Er betrieb in Amsterdam ein Viehhandelsgeschäft. Seit dem Tode des Bruders bestand zwischen meiner Schwiegermutter und der Familie Richter nur noch ein loser Kontakt.

Ich faßte also den Entschluß, nach Holland zu fahren in der Absicht, mich dort neu einzukleiden, aber auch, um die verwandtschaftlichen Bande wieder neu zu knüpfen. Auch reizte es mich, einmal zu spüren, wie man in einem Lande, das nicht unmittelbar am Kriegsgeschehen beteiligt war, lebte und dachte. Leichter gewollt als getan! Nur in ganz dringenden Fällen bekam man

eine Ausreiseerlaubnis. Mit den Verwandten wurden wir uns schnell einig. Ein dringender Grund wurde leicht gefunden: Ich wollte mich mit der jüngsten Tochter Erna verloben. Sie schickten mir eine Bescheinigung der Amsterdamer Gemeindebehörde, wonach zu Ostern dieser festliche Akt stattfinden sollte. So fuhr ich dann in den Osterferien 1918 mit fast leeren Koffern über die Grenze und hoffte, sie gefüllt zurückzubringen.

Die Auswirkungen des Krieges spürte man auch in Holland. Nach unseren Maßen gemessen, lebte man aber noch im Überfluß. Hunger kannte man nicht. Vollgefüllt waren die Schaufenster. Ohne Marken konnte man die meisten Lebensmittel noch erwerben, wenn auch teurer als in Friedenszeiten. Verbilligtes Brot, gutes, unvermischtes Weißbrot, gab es auf Marken, 250 g pro Tag und Kopf. Als die Ration während meines Aufenthaltes dort herabgesetzt wurde, gab es Krawalle. Zum ersten Mal in meinem Leben und unverständlich für mich zogen demonstrierende Massen durch die Straßen. Das hielt ich für ganz unmöglich in Deutschland. Fensterscheiben gingen zu Bruch in den Bäckerläden. Mehlsäcke wurden auf die Straße geschleppt und das Mehl verstreut. Die Polizisten standen machtlos abseits und versuchten auch nicht, Ordnung zu schaffen. In jenen Tagen weilte auch die Königin Wilhelmine in der Stadt. Ich sah sie in ihrem Wagen auf einer Besichtigungsfahrt, bejubelt, aber auch ausgepfiffen von einzelnen, kleineren Gruppen. Als sie durch eine Vorstadtstraße fuhr, warf man von einem Fenster aus mit faulen Möhren und Kartoffeln nach ihrem Wagen und schrie: "Gib uns zu fressen!" Ich fand das alles so emporend und konnte mir nicht denken, daß so etwas in Deutschland ungestraft wie hier hingenommen würde. Schon bald wurde ich eines Besseren belehrt. Am anderen Morgen, als ich zurückfuhr, herrschte wieder Ruhe. Berittene Polizeistreifen patroullierten durch die Straßen, und vor diesen hatten - wie mir meine Verwandten schon erzählt hatten - die Massen einen Heidenrespekt.

Bei meiner Ankunft, als ich durch die Bahnhofsperre ging, spürte ich plötzlich ein starkes menschliches Rühren, wohl die Folge einer gewissen Erregtheit. Ich fand die Toiletten nicht, und als ich mich bei den Bahnbeamten an der Sperre erkundigte, ver-

standen sie mich nicht. Nach langem Hin und Her hatten sie mich dann begriffen. Man sah mir meine Not wohl an. Einer ging freundlicherweise mit mir und zeigte mir das gewisse Örtchen. Es wurde auch allerhöchste Zeit. Der Vetter Gustav wartete indessen auf dem Bahnhofsvorplatz wie verabredet. Er hatte mich schon auf die Verlustliste gesetzt und war im Begriff fortzugehen. Als er sich dann aber zum letzten Mal umschaute, entdeckte er den ratlos umherirrenden und -schauenden Fremden, den er mit seinem geschulten Großstadtblick sofort als den Besuch aus Herford erkannte. Er sprach ein gutes, fließendes Deutsch. Als Auslandskorrespondent arbeitete er bei einer großen Firma. Ich machte ihm ein Kompliment über seine Sprachkenntnisse und erfuhr bei der Gelegenheit, daß er ebenso fließend Englisch und Französisch sprach und Deutsch erst an dritter Stelle rangierte.

Interessant waren für mich dann die Wohnverhältnisse in der auf Pfählen erbauten Stadt. Jeder Raum war gut ausgenutzt, z.B. der Flur, der unter der steil in die oberen Stockwerke führenden Treppe lag. Auch das Rammen der langen Fichtenstämme sah ich hier und da zum ersten Mal. Erstaunlich, wie sie so nach und nach im Erdboden verschwanden.

Auffallend im ganzen Stadtgebiet die Propaganda der Entente, die die unsere erdrückte. In den Lokalen lagen Haufen von Broschüren mit wüsten Illustrationen. In jenen Tagen beschossen deutsche Langrohrgeschütze Paris. Prompt klebten an den Litfaßsäulen große Bildplakate, die zeigten, wie einschlagende Granaten Kinder und Frauen töteten und verwundeten. Darunter nur die kurze Bemerkung: "Gott hat wieder herrlich geholfen!" Es war ein Ausspruch, den Kaiser Wilhelm II häufig in seine Reden einflocht, wenn er um den Sieg bat oder einen Erfolg feierte. Das ging den Niederländern – auch meinen Verwandten – auf die Nerven. Wenigstens Gott, so meinten sie, könne er aus diesem grausamen Spiel lassen, mindestens der sei neutral. Kein Wunder, daß dieser geschickte Propagandazug ansprach und wirkte!

Meine Verwandten besaßen noch die deutsche Staatsangehörigkeit. Der älteste Sohn Hermann, der die Firma seines verstorbenen Vaters weiterführte, stand im wehrpflichtigen Alter, stellte sich aber nicht. Er war jung verheiratet mit einer Amsterdamer Gastwirtstochter, die nicht verstanden hätte, wenn er deutscher Soldat geworden wäre. Sie spielte gut Klavier und nahm regen Anteil am kulturellen Leben. Ich schenkte ihr einen Klavierauszug vom "Dreimädelhaus", worüber sie sich sehr freute. Ich wunderte mich darüber, daß eine gebildete Frau wie sie, einen Viehhändler zum Mann nahm. Als ich das gegenüber dem Vetter Gustav andeutete, gab er mir zur Antwort, daß man keine Vorurteile wie in Deutschland kenne, der anständige Mensch und jede ehrliche Arbeit gelte in Holland.

Mit der Sprache haperte es mehr, als ich gedacht hatte. Wenn ich die Zeitung las, konnte ich so ungefähr den Sinn erfassen, aber wenn man holländisch parlierte, verstand ich nur einzelne Worte. Auf einem Fahrradausflug, den ich mit der Familie und befreundeten Holländern unternahm, die auch deutsch sprachen, habe ich das besonders erfahren. Bei strahlendem Sonnenschein beteuerten wir uns immer wieder, daß es schönes Wetter sei. Zu einer weiteren Unterhaltung reichte es nicht. Sie schilderten mir mit viel Begeisterung die Schönheiten und Besonderheiten ihrer Heimat, soviel konnte ich begreifen, aber aus Höflichkeit und ihnen zuliebe markierte ich den aufmerksamen Zuhörer. Ich war froh, als wir wieder auseinandergingen. Die fingierte Braut Erna, der jüngste Sohn Otto und Gustav standen im Berufsleben und hatten sich an diesem Tage nicht freimachen können, war mit von der Partie.

Mit der Tante zusammen erledigte ich meine Einkäufe. Sie verstand sich darauf. Auf ihren Rat hin erwarb ich einen guten blauen Anzug für 60 Gulden, an dem ich lange und viel Freude gehabt habe. Diesen neuen Anzug zog ich auf der Heimreise an. Der alte Cut kam mit der neu erworbenen Wäsche in den Koffer. So kam ich glücklich durch den holländischen Zoll. Nur ein größeres Stück Seife, das mir die Verwandten noch beim Packen des Koffers zugesteckt hatten, wurde vom Zollbeamten beanstandet. Aber nach einigem Zögern ließ er es dann doch durchgehen. Nur die deutschen Zöllner knöpften mir noch einige Pfennige Zollgebühren dafür ab. Das fand ich kleinlich; sie sollten doch froh sein.

so meinte ich, daß ich eine rare Ware über die Grenze brachte. Bei uns bestand die Seife zum großen Teil nur noch aus Lehm. Überhaupt war die Kontrolle auf deutscher Seite viel schärfer als auf holländischer. Ich kam in eine Einzelzelle und mußte mich ganz entkleiden. Traute man mir zu, daß ich Spionagedienste leistete? Glücklich und als fein gekleideter Mann kehrte ich zurück und wußte viel zu erzählen. Für mich war dieser Ausflug in ein neutrales Land eine lehrreiche Lektion. Ich sah den Krieg mit anderen Augen an und löste mich von vielen Vorurteilen. Eine bittere Erkenntnis jedoch trug ich heim: In Holland - wie überhaupt wohl im Ausland - glaubte keiner mehr an einen deutschen Sieg.

Durch meine Reise waren die gelockerten verwandtschaftlichen Beziehungen wieder fester geknüpft. Wir blieben nun in ständigem Briefwechsel. Anfang der zwanziger Jahre, als in Deutschland die Inflation ständig zunahm und Ausländer infolgedessen billig bei uns leben konnten, kamen die Vettern Gustav und Otto, der Jüngste der Familie Richter, mit zwei holländischen Bekannten zu uns auf den Bonneberg bei Vlotho an der Weser, wo ich inzwischen als Lehrer mit einer endgültigen Anstellung in den Besitz einer größeren Dienstwohnung gekommen war und meinen Besuch gut unterbringen konnte.

Ich begleitete sie dann auf einer Reise durch Mitteldeutschland, die uns durch das Weserbergland, durch den Harz bis nach Leipzig führte. Sie dauerte etwa 14 Tage. Ich nahm 500.000 Reichsmark in bar mit, die mir die Gewerbebank, zuvorkommend wie immer, bevorschußte. Nach dem damaligen Stand der Mark hätte diese Summe für die Reise ausreichen müssen. Wir gerieten aber in den starken Sog der Inflation, der damals anfing und schließlich dazu führte, daß eine Goldmark auf eine Billion anstieg, worauf sie dann stabilisiert wurde. Dies veranschaulicht die rapide Entwertung in jenen Tagen besser als alle Worte: Mit 500.000 Reichsmark hätte ich die vierzehntägige Reise normalerweise organisieren können. Als wir am Ende standen, kostete das letzte Abendessen in Hameln zwei Millionen Mark, berechnet nach dem damaligen Hotelindex, der im Wettlauf mit der Entwertung noch um einige Längen zurückblieb.

Was für mich die Pleite war, brachte den Holländern Gewinn. Wir leisteten uns alles, was das Herz begehrte und verbrauchten kaum mehr als einen Gulden pro Person und Tag. In den ersten Tagen versuchte ich noch, die Reise so billig wie möglich zu gestalten, meinen Geldverhältnissen entsprechend, ich wollte doch möglichst nicht die Hilfe der Fremden in Anspruch nehmen. Darüber waren sie ungehalten, wie ich von Vetter Gustav erfuhr, nachdem wir in Rübeland die Höhlen besichtigt hatten. Er ermunterte mich, ihre Hilfe anzunehmen und die Reise so großzügig wie möglich zu gestalten, Geld spiele dabei keine Rolle. Sie hätten bis dahin so gut wie nichts ausgegeben. Nun, diesen Wunsch habe ich dann auch erfüllt. Wir lebten von da an wie Krösus, genossen die gewinnbringende Inflation, nur ich rechnete jeden Tag mit höheren Zahlen, meine zufriedenen Begleiter umgekehrt. In Leipzig machten wir eine große Zeche in Auerbachs Keller und verwandelten uns im Geist in Faust und Mephisto. Anschließend gerieten wir in eine Veranstaltung des deutschen Radfahrerverbandes im neuen großen Saal des Kellers. Dort zauberte Mephisto in einer neuen, moderneren Verwandlung - die Inflation. Die Stimmung steigerte sich zur Orgie. Tausende von leeren Weinflaschen standen und lagen auf den Tischen, unter den Tischen und auf dem Parkettboden des großen Saales, und weinselige Männlein und Weiblein tobten in ausgelassener Stimmung. Das riß selbst die steifen Holländer mit. Als wir spät nachts in unser Hotel kamen und und auf das Treppengelände stützend die Treppe hinaufquälten, meinte der sächsisch näselnde Hotelportier: "Die Herren haben wohl ein bißchen zuviel getrunken." Dies Erlebnis war so ganz nach dem Geschmack meiner Gäste gewesen. Sie sprachen noch lange davon. Von nun an interessierten uns die Nachtlokale mehr als die vielen anderen Sehenswürdigkeiten.

Vetter Gustav, der seine Position wohl wesentlich verbessern konnte, heiratete später eine recht attraktive Dame. Ich erhielt mehrmals Grüße von den verschiedenen Treffpunkten der exklusiven Gesellschaft. Er endete durch Freitod. Den wahren Grund seines freiwilligen Hinscheidens habe ich nicht erfahren. Enttäuschung über seine Ehe? Lebensüberdruß? Er war ein hochintelligenter, sensibler Mensch.

Im Kriegsjahr 1943 sollte ich nach 25 Jahren Amsterdam und auch die Verwandten wiedersehen, diesmal in Uniform. Ich war mit einem Kameraden nach Hengelo in Holland kommandiert, wo wir uns ein paar Tage lang über Kleinflukos der Luftwaffe informieren sollten. Der Kompaniechef dort schlug uns auch einen Abstecher nach Amsterdam vor, versah uns mit einem Urlaubsschein und reichlich Lebensmittelkarten. So kam ich unerwartet ein zweites Mal in die niederländische Hauptstadt.

Im Hotel forderte ich von dem Kellner ein Adresbuch, denn die Adresse von den Verwandten wußte ich nicht mehr. Der Briefwechsel mit ihnen war während des Krieges eingeschlafen. Da keines vorhanden war, blätterte ich im Telefonbuch nach, wußte aber nicht, ob sie einen Anschluß besaßen. Ich war erstaunt, wieviel Menschen mit dem Namen Richter in Amsterdam wohnten. Auf gut Glück wählte ich einen Hermann Richter, Viehhandlung, an, von denen es aber auch ein paar gab. Als ich meinen Namen nannte, wurde ich ohne Umschweife von einer Frauenstimme mit folgenden Worten begrüßt: "Onkel Fritz, Du bist das? Mich kennst Du noch nicht, als Du damals bei uns warst, lebte ich noch gar nicht." Sofort war der Kontakt da. Wir fuhren stehenden Fußes in ihre Wohnung. Hermanns Frau, wie schon gesagt eine Holländerin, holte sofort den damals geschenkten Klavierauszug vom "Dreimädelhaus" hervor und las mir und meinem Kameraden die Widmung in Deutsch vor. Sie hatte in den 25 Jahren ihrer Ehe ihre Deutschkenntnisse vervollständigt.

Es ging ihnen wirtschaftlich sehr gut. Der Vetter hatte die gesamte Viehversorgung der deutschen Wehrmacht in der Hand. Zwei seiner Söhne standen im deutschen Wehrdienst. Erna, meine angebliche Verlobte, arbeitete als Angestellte auf einer deutschen Wehrmachtsdienststelle. Sie äußerte sich recht skeptisch: "Im Hof steht ein mächtiger Kastanienbaum. Wenn der Krieg verlorengeht, dann Gnade uns Gott, jeder von uns hat sich schon einen Ast ausgewählt, an dem er dann hängen wird."

Was mag aus ihnen geworden sein? Wir haben bis heute nichts von ihnen gehört. Erna lebte mit ihrer Mutter zusammen, die schon alt und geistig umnachtet war und sich meiner nicht mehr erinnern konnte.

Wir wurden ganz großartig und herzlich aufgenommen. Der Tisch bog sich unter all den guten Sachen: verschiedene Fleischsorten und Gemüse, dazu ein gutes Glas Wein. Wir saßen am Abend noch lange zusammen. Zigaretten, Zigarren und Spirituosen in reicher Auswahl wurden uns angeboten. Beim Abschied füllte der Vetter unsere Taschen mit Rauchwaren aller Art. Er zeigte uns auch eine Millekiste mit Zigarren in feinster Aufmachung und bemerkte dazu: "Die wird nicht angebrochen, die bleibt für mich und meine Söhne, wenn sie gesund aus dem Kriege zurückkommen." Mir übergab er dann noch eine Wurst, armdick und -lang: "Die nimmst Du mit, die ist für Tante Grete (meine Schwiegermutter) in Herford."

Zum zweitenmal verließ ich Amsterdam mit gemischten Gefühlen. Wie damals 1918 war mein Glaube an den Sieg erschüttert.

X. GELD WAR IMMER DAS WENIGSTE

Das Ende des Ersten Weltkrieges sollte ich in Enger/Westfalen erleben, einer Kleinstadt mit rund 6.000 Einwohnern im Landkreis Herford. Sie nennt sich mit Stolz die "Wittekindstadt" und bewahrt in einem Schrein hinter dem Altar in ihrer alten Kirche als Reliquien ein paar angebliche Knochen des Sachsenherzogs auf. Am 1. Oktober 1918 wurde ich nämlich zu meiner Freude an die siebenklassige Bürgerschule dort versetzt. Immer ging mein Sehnen dahin, an eine mehrgliedrige Schule und in die Stadt zu kommen, wovon ich mir ein leichteres Leben versprach. Diesen Grundsatz durchbrach ich dann allerdings schon nach einem Jahr, als ich mich um eine Stelle an der vierklassigen Schule in Bonneberg bei Vlotho an der Weser bewarb und dann auch erhielt. Ausschlaggebend war damals, daß ich dort eine Wohnung bekam und heiraten konnte. Wohnungen waren auch nach dem ersten Weltkrieg knapp, und Schulmeister gab es wie Sand am Meer. Allein 40.000 stellungslose Lehrer warteten im Lande Preußen auf eine Anstellung. Es war schon eine Bevorzugung, wenn ich sofort nach bestandener 2. Staatsprüfung eine feste Anstellung mit Dienstwohnung angeboten bekam.

Die Entscheidung kam etwas plötzlich. Ich hatte meine Prüfung bestanden und feierte am anderen Tage dieses Ereignis mit Kollegen des Lehrervereins in unserem Vereinslokal, wo auch der Oberregierungs- und Schulrat, der die Prüfung abgenommen hatte, abgestiegen war. Er begrüßte die versammelten Kollegen und forderte sie auf, ihn im Nebenzimmer zu konsultieren, wenn sie etwas auf dem Herzen hätten. Man könne sich so einen Weg nach Minden ersparen. Der Eingebung eines Augenblicks folgend, ging auch ich zu ihm und sagte, daß ich verlobt sei und gerne heiraten würde. Dazu wünschte ich mir eine entsprechende Stelle. Und es geschah ein Wunder, denn an eine Erfüllung meiner Bitte wagte ich unter den geschilderten Umständen nicht zu glauben. "Ich hätte eine Stelle für Sie in Bonneberg. Sehen Sie sich diese

mit Ihrem Fräulein Braut an. Wenn Sie Ihnen gefällt, dann schreiben Sie mir sofort, denn die Besetzung eilt."

Und sie gefiel uns! Als wir am Wochenende hinfuhren und in der Horst, der Kleinbahnhaltestelle, aus der Kleinbahn ausstiegen, waren wir von der schönen Landschaft stark beeindruckt. Vor uns lag der steilabfallende Kensberg, hinter dem die Schule liegen sollte. Auch die Wohnung sagte uns trotz einiger Mängel zu. Wir waren in unseren Ansprüchen ja bescheiden. Vorteilhaft war auch, daß wir Vlotho schnell erreichen konnten. Die schön gelegene Kleinstadt an der Weser, schöner und größer als Enger, die Nähe von Bad Oeynhausen und Bad Salzuflen, die beiden Privatbäder Seebruch und Senkelteich in Valdorf - das alles waren Vorzüge, die wir hoch einschätzten. Wir griffen zu und waren, ehe wir uns versahen, verheiratete Leute.

Eine Szene aus meiner Anstellungsprüfung in Enger, die ich nicht vergessen werde, möchte ich noch anfügen. Mein Rektor, der unsere Vorbereitung in der sogenannten "Kleinkinder-Konferenz" geleitet hatte, prüfte die Geschichte der Pädagogik. Seine erste Frage an mich: "Was steht im 23. Kapitel der didacta magna des Amos Comenius?" Ich antwortete prompt: "Das weiß ich nicht." Verblüffung bei meinem guten, fleißigen Rektor, einem perfekten Positivisten, was nicht nach meinem Geschmack war. Der Schulrat blieb aber souveräner Herr der Situation. Er nahm die Prüfung selbst in die Hand, und in Form eines Gesprächs unterhielt er sich mit mir über pädagogische Probleme. Und darin verstand ich mich.

Ähnliches erlebte ich später bei unserem Dozenten für Religion in den Akademischen Mittelschullehrerkursen. Er dozierte wochenlang über den Psalter, den er in soviel Gruppen und Untergruppen aufteilte, daß er mit den üblichen Einteilungsbezeichnungen nicht auskam. Erschöpft waren schließlich das große und kleine deutsche, lateinische und griechische Alphabet, die arabischen und römischen Zahlen. Ihm aber sei verziehen wie meinem Rektor in Enger. Beide waren sie gütige und fleißige Menschen, die keinem etwas Böses, sondern nur Gutes wollten.



18. Fritz Wiechering (oben Mitte) als Lehrer mit zwei Kollegen und mit Schülern und Schülerinnen der Schule in Bonneberg bei Vlotho a.d. Weser um 1920. Bei Frau K. in Enger mietete ich zwei möblierte Zimmer im ersten Stock. Das Wohnzimmer mit Aussicht auf die Straße hatte einen Schönheitsfehler: Die nach oben führende Treppe war durch einen Verschlag von dem sonst recht geräumigen Raum abgetrennt. Das große Schlafzimmer hatte eine Wandschräge, die man aber hinnehmen konnte.

Ein Stiefsohn war ebenfalls Lehrer im lippischen Langenholzhausen und hatte sich gerade verlobt. Sie kannte also meine wirtschaftlichen Verhältnisse genau. Ihre erste Frage, als wir über den Mietpreis sprachen: "Herr Wiechering, was verdienen Sie denn so als junger Lehrer?" Und als ich ihr die Summe nannte: "Herr Wiechering, davon können Sie aber in Enger nicht leben." Meine Antwort: "Aber das muß ich doch, was soll ich da schon machen?"

Sie führte mit ihrem anderen Stiefsohn die Zigarrenfabrikation ihres verstorbenen Mannes weiter. Zwar war die Rohtabakzuteilung kontingentiert, aber allen Tabakfabrikanten ging es gut. Bei der Knappheit der Rauchwaren erzielten sie hohe Gewinne, hatten keine Absatzsorgen und keine Ausgaben für Werbung. Obwohl ihnen ein Absatzsoll vorgeschrieben war, blieb doch immer noch ein Rest für den freien Handel übrig, für den Überpreise erzielt wurden.

Immer dann, wenn sie annehmen konnte, daß es mit meinen Finanzen zu Ende ging, fand ich auf meiner Stube Zigarren vor mit beigelegter Rechnung, damit ich auch wußte, wie hoch ich den Verkaufspreis anzusetzen hatte. Bezahlung erwartete sie später. Leider war mein Eigenbedarf ziemlich hoch.

Das Leben in der Kleinstadt pulsierte stärker als auf dem Lande, vielfältiger und buntscheckiger, ganz nach meinem Geschmack. Hoch schlugen auch die politischen Wellen. Wir führten hitzige Debatten in Parteiversammlungen und vor allem im Lehrerverein. Wir wurden nicht müde, die politischen und pädagogischen Probleme lang und breit zu erörtern. In manchen Dauersitzungen des Lehrervereins redeten wir uns die Köpfe heiß und tranken dabei auch manchen über den Durst. Es war die Zeit der großen Reformen auf dem Gebiet der Schule, des Unterrichts und der Erzie-

hung: Vierjährige Grundschule, weltliche, konfessionelle oder Gemeinschaftsschule, Einstufung der Volksschullehrer in den gehobenen, mittleren Dienst, akademische Lehrerbildung, Lernoder Arbeitsschule usw. usw.

Dabei prallten oft jung und alt hart aufeinander. Ich rief zum Beispiel zur Bildung eines Junglehrervereins auf. Es kam zu einer stark besuchten Versammlung im Evangelischen Vereinshaus in Herford. Dank vieler einsichtiger, älterer Kollegen, die Verständnis für die Belange der jungen Lehrer zeigten, kam es nicht zu einer Trennung in der Organisation. Hauptsächlich handelte es sich um Besoldungsfragen, um eine Besserstellung in jungen Jahren. Heute ist das alles selbstverständlich geworden.

Ich nutzte die bewegte Zeit und übernahm die Berichterstattung für eine Herforder und eine Bielefelder Zeitung, die auch in Enger weit verbreitet waren, und lernte das "Zeilenschinden" im Zeitungsgewerbe. Es verging kaum ein Tag, an dem ich nicht Spalten mit Berichten über Ereignisse der Umgegend verfaßte, und mochten sie noch so belanglos sein. Man mußte sie nur ins rechte Licht rücken, dann wurden sie aufgenommen. Die Zeitung wußte, wie gern die Leser ihre Heimat "verewigt" sahen, und man verschaffte sich dadurch treue Leser. Besonders das Herforder Blatt nahm jedes Geschreibsel auf. Ich hätte viel mehr absetzen können, aber manchmal fehlte mir die Zeit und auch die Muße. Das Blatt übertraf in seinem lokalen Teil bei weitem noch das kleine "Käseblättchen", das eine Druckerei in Enger für die Stadt und die umliegenden Dörfer herausgab. Dieses Lokalblatt übernahm eine Zeitlang dauernd wörtlich meine Berichte, was nach dem Presserecht nicht gestattet ist. Eines Tages nun berichtete die Herforder Zeitung in großer Aufmachung von einer Betrugsaffäre in Enger. Prompt druckte der Engersche Anzeiger auch diese Nachricht wörtlich ab und war damit auf den Leim gegangen. Am anderen Tag entlarvte das Herforder Blatt das Engeraner als den Betrüger, der laufend Berichte stahl, und weidete diese Angelegenheit in üblicher Pressemanier in aller Breite aus. Die Lacher standen auf seiner Seite. In Enger war man um eine Sensation reicher. Mehr sollte nicht erreicht werden. Die angedrohte

Anzeige unterblieb. Daß ich dahinterstand, hat keiner erfahren. Man hätte es dem jungen Dachs von Schulmeister auch sicher verübelt, vor allem der engersche Verleger, der alle Mühe hatte, sein kleines Blatt über Wasser zu halten.

Zehn Pfennig pro Zeile zahlte mir der Herforder Zeitungsverleger, acht dagegen nur die viel größere Westfälische Zeitung in Bielefeld. Ich wurde kein reicher Mann dabei, aber die Märker, die mir für meine Lebensart fehlten, flossen aus dieser Quelle und sicherten mir ein freieres Leben, schön trotz des verlorenen Krieges, bewegt, ja oft turbulent. Doch das war mein jugendliches Temperament, meinem Wollen, meinen Wünschen und Hoffnungen angemessen, eine Zeit, in der Altes stürzte und viel Neues gärte und zur Reife drängte.

Auf dem schönen Bonneberg haben wir uns trotz mancher finanzieller Bedrängnisse recht wohl gefühlt. Die Inflation, die Zeitverhältnisse überhaupt, warfen immer wieder jede Planung über den Haufen. Wenn ich rückblickend überlege, muß ich sagen, daß ein gütiges Geschick und jugendliche Unbekümmertheit uns über alle Klippen hinwegbrachte. Oft habe ich mich im frohen Übermut in den starken Strom des Lebens blindlings hineingestürzt, hoffend auf ein festes Ufer und ein glückliches Land.

Die damalige Forderung der Volksschullehrer nach Hochschulausbildung hatte schließlich nach langen Kämpfen Erfolg und führte zur Auflösung der bestehenden Lehrerseminare. Die pädagogischen Akademien entstanden, zunächst drei: in Kiel, Lauenburg in Pommern und in Bonn. Damit entfiel auch die Präparande. Voraussetzung für das Studium an der Akademie war das Abitur.

Die letzten Seminaristen waren die Kriegsteilnehmer, die in Ausbildungskursen zusammengefaßt wurden und in verkürzten Lehrgängen ihre Ausbildung abschlossen. Dann schlossen sich die Tore des alten Seminars für immer. Damit verlor auch meine Schwiegermutter endgültig ihre Existenzgrundlage. Es war nicht leicht für sie, in ihrem Alter und bei den wirtschaftlichen Verhältnissen eine neue Existenz aufzubauen. Wir lösten den großen Haushalt auf und nahmen sie zu uns auf den Bonneberg. Alles überflüssige Mobiliar wurde versteigert, mit dem verbleibenden Rest ergänzten wir unseren Haushalt.

Damals meldete ich auf den Namen meiner Schwiegermutter einen Gewerbebetrieb - ein Zigarrenversandgeschäft - an. Fast in jedem Bonneberger Haushalt wurden Zigarren in Handarbeit hergestellt. Ein paar Heimarbeiter hatten sich selbständig gemacht. In der Kriegszeit und auch noch während der Inflation florierte ihr Geschäft. Als sich die Verhältnisse dann aber normalisierten, kamen sie in Schwierigkeiten. Besonders der Absatz stockte. Sie wurden meine Lieferanten. Durch Anzeigen warb ich um Kunden. Das kostete zunächst einmal Geld. Meine Mittel waren beschränkt, für eine großangelegte Reklame reichten sie keinesfalls. Ich bot in den Anzeigen kleinere Probesendungen an, die gewöhnlich die Anzeigenkosten deckten. Das Geschäft lief nicht schlecht an; da die Preise solide waren, fehlte es nicht an Bestellungen und auch Nachbestellungen gingen ein. Ich gab es dann auf, als die Inflation so schnell fortschritt, daß man die Preise nicht mehr kalkulieren konnte. In ruhigen Zeiten hätte man wohl ein gutes Versandgeschäft entwickeln können, zumal ich den Einkauf gut organisiert hatte. So hatte ich zum Beispiel die Gesamtproduktion eines kleinen Herstellers übernommen und gewann damit Einfluß auf Qualität und Preis.

Im Jahre 1923 erreichte die Inflation ihren Höhepunkt. Ich hielt damals die Vossische Zeitung und verfolgte mit Interesse die wirtschaftliche Entwicklung. Durch die gute alte "Tante Voß" war ich bestens im Bilde. Viel diskutierte ich in jenen Tagen die Lage mit Willi Sellmann, der heutige Senior einer der größten Möbelfabriken des Bezirkes. Damals besuchte er noch die Tischlereifachschule. Sein Vater betrieb eine kleine Möbeltischlerei, aus der sich im Laufe der Jahre das heutige große Möbelwerk entwickelte, dank der Initiative des Sohnes.

Wir tippten richtig: Bei dem Stand der Mark auf einer Billion wird man die Währung stabilisieren. Welche Folgen und Umstellungen das mitsichbringen würde, darüber hatten wir zwar keine klaren Vorstellungen, aber wir wußten doch, daß man umlernen und umdenken und die Augen weit aufhalten mußte. Vorweg versuchten wir unser Debet auf der Bank auszugleichen. Es zeigte sich dann, wie recht wir getan hatten. Nach dem Stichtag stiegen nämlich die Debetzinsen auf 6 % täglich, und manchem ging in jenen Tagen der Atem aus.

Zum Glück hatte ich in weiser Voraussicht 10 Stück preußische Kalianleihe gekauft; eine wertbeständige Anleihe, die auf dem Kalipreis basierte. Sie reichten gerade aus, meine Bankschulden abzudecken, so daß ich mit einem blauen Auge davon kam. Der Gewerbebank in Vlotho verdanke ich, daß auch in der schlimmsten Zeit unser Schornstein noch rauchte.

Das Preisgefüge war vollständig durcheinander geraten. Es dauerte eine gewisse Zeit, bis sich die Preise wieder einpendelten. Verträge auf Mark konnten nicht ohne weiteres auf Reichsmark umgeschrieben werden. Alle Versicherungsverträge wurden neu abgeschlossen. Es begann ein großes Rennen der einzelnen Versicherungsgesellschaften um den Kunden. Ich übernahm eine Vertretung der Allianz und konnte in kurzer Zeit eine ganze Reihe von Feuerund Haftpflichtversicherungen abschließen. Das lohnte sich, denn für Neuabschlüsse bekam ich 40-50 % der ersten Prämie. Ich denke noch an den ersten Vertrag, den ich mit dem Inspektor der Allianz gemeinsam abschloß. In knapp einer Stunde hatte ich 50 Reichsmark verdient, ein Drittel meines Monatsgehaltes. Zugleich bekam ich auch das Inkasso für Valdorf, so daß ich laufend einen Nebenverdient buchen konnte.

In den Anfängen steckte damals noch das Jugendherbergswesen. Ich setzte mich dafür ein und übernahm die Geschäftsführung für den Vlothoer Bezirk. Ich erlebte die Einweihung einer der ersten modernen Jugendherbergen in Hausberge, die mit Unterstützung der Regierung erbaut wurde. In Vlotho richtete ich eine Notherberge im Saal der Gastwirtschaft Felsenkeller ein, eine neue Herberge auf dem Amtshausberg wurde geplant. Die ersten 10.000 Reichsmark erhielten wir während meiner Geschäftszeit dafür von der Regierung bewilligt, aber ich erlebte die Einweihung nicht mehr. Heute ist der Jugendhof Vlotho überall bekannt.

In Valdorf bezeichnete ich viele schöne Wanderwege, die Wegweiserschilder stiftete die Gemeinde. Die Beschriftung übernahm ich selbst. Auch Bänke wurden aufgestellt an besonders schönen Punkten. Eine Bank, von den Bonnebergern die Wiecheringsbank genannt, gewährte einen besonders schönen Ausblick in das Vlo-

thoer und Valdorger Tal und auf die Weser. Sie ist in der Nachkriegszeit des Zweiten Weltkrieges gestohlen worden und wahrscheinlich verfeuert.

Die gewitzten bäuerlichen Gemeindevertreter, dem Fremdenverkehr im allgemeinen nicht sonderlich zugetan, witterten jedoch eine neue Einnahmequelle, führten eine Kurtaxe von 5 Mark ein, die sie in erster Linie für den Ausbau ihres weiten Wegenetzes zu verwerten gedachten. Doch die Aufsichtsbehörde machte ihnen einen Strich durch die Rechnung. Sie mußten nämlich nachweisen, daß diese Kurabgabe auch im Interesse der Fremden verwandt wurde. Mit der Bewilligung von Wegeschildern und Bänken gab sie sich nicht zufrieden, es sollte auch etwas für die Unterhaltung der Kurgäste in Bad Seebruch und Senkelteich getan werden. So kam ich unerwartet zu einem neuen, interessanten Nebenverdienst. In Zusammenarbeit mit dem Kollegen Zurheide gab ich - abwechselnd in Seebruch und Senkelteich - wöchentlich einen Rezitationsabend, für den ich 10 Mark, ein für mich fürstliches Honorar, erhielt. Der Besitzer von Seebruch stellte seinerseits einen Betrag für die Einrichtung einer Kurbibliothek zur Verfügung und betraute mich mit der Einrichtung. Viele schöne Bücher, die ich mir privat nicht hätte leisten können, bekam ich so zu lesen.

Kurgäste, aus dem alltäglichen Trott herausgerissen, sind aufgeschlossen, friedlich und öffnen gern ihre großzügige Ader. Manch feucht-fröhlichen Abend habe ich nach den Darbietungen in angenehmer Runde verbracht. Hier lernte ich als interessanteste Bekanntschaft den Dichter Hans Eschelbach und die Mutter der bekannten Schauspielerin Tony van Eick kennen, die sich nun auch schriftstellerisch betätigt (Ein Mann namens Miller; Albert Langen/Georg Müller, München). Beide haben später geheiratet. Hans Eschelbach, einmal Lehrer, bekannter Lyriker, Romanschriftsteller und Rezitator – ein paar vertonte Lieder sind in die Sammlung des Deutschen Sängerbundes aufgenommen – nahm uns während seiner Kurzeit gewöhnlich den Rezitationsabend ab und trug dann eigene Gedichte vor. Tony sang zur Laute, zum Teil auch

eigene Lieder in eigener Vertonung. Ich erinnere mich noch gern der schönen Stunden, auch an die gemeinsamen Ausflüge. So standen wir einmal bei strahlendem Sonnenschein auf dem Bonstapel, dem höchsten Berg im Kreis Herford, und genossen die weite Aussicht. Eschelbach schmetterte mit gewaltiger Stimme sehr wirkungsvoll sein Gedicht mit dem Kehrreim "ich wußte ja nicht, daß die Welt so reich an Freuden war" hinaus über die lachenden Fluren.

Diese Berührung mit dem Fremdenverkehr brachte mich auf den Gedanken, selbst Pensionsgäste aufzunehmen. Zwei Fremdenzimmer, die leerstehenden Räume des dritten, unverheirateten Lehrers, der bei seiner Mutter wohnte, standen mir neben meiner Vierzimmerwohnung zur Verfügung. Die Sache hatte nur einen Haken. ich durfte in einer Dienstwohnung keinen Gewerbebetrieb aufmachen. Trotzdem wagte ich es; die Gäste waren eben Bekannte, die ihren Urlaub bei mir im schönen Bonneberg verbrachten. Jedenfalls war dem Gesetz Genüge getan, und wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter. Für einen Pensionspreis von 4,50 Mark kamen dann auch bald Pensionsgäste an, zuerst ein recht attraktives Dämchen, ganz auf Asphalt zugeschnitten. Nicht alle fühlten sich in der ländlichen Stille wohl. Doch der gute und abwechselungsreiche Tisch versöhnte sie. Auf Essen und Trinken legte man noch großen Wert nach all den knappen Jahren. Zeitweilig hatten wir das Haus so voll, daß meine Frau und ich auf einem Notlager auf dem Boden schliefen angesichts einiger Särge, die ich für die Begräbnishilfe des Dorfes dort aufbewahrte.

Ein Problem war es, die Gäste vom Bahnhof Vlotho zu uns zu befördern, denn einige scheuten sich, den Weg zu Fuß zurückzulegen. Taxis gab es nicht. So konnte ich nur den kleinen Laster einer Maschinenreparaturwerkstatt zur Verfügung stellen. Das war nicht immer nach dem Geschmack der Urlauber. Viele nahmen es aber auch mit Humor.

Immerhin fühlten sich die meisten bei uns recht wohl. Ein paar kamen im nächsten Jahr wieder, andere empfahlen uns Bekannten. Wir begnügten uns im nächsten Jahr mit diesen wenigen und stellten die Werbung ein. Ich wollte es auch nicht übertreiben und der Behörde Anlaß geben, es uns zu verbieten. Wieder waren wir über eine finanzielle Misere glücklich hinweggekommen. Unser Beispiel fand Nachahmer. Heute gibt es in Valdorf mehrere Fremdenpensionen.

Auch schriftstellerische Arbeiten beschäftigten mich dauernd. Ein paar volkskundliche Arbeiten setzte ich ab, die Erlöse deckten aber bei weitem nicht die Ausgaben, die mir durch die Beschaffung von Fachliteratur, Zeitschriften usw. entstanden. Im April 1924 gab ich dann die Zeitschrift "Dichter im Lehrerhaus" heraus, die eine größere Vorarbeit erfordert hatte. Sie trug ganz und gar mein Gesicht, der mitgenannte Kollege Seele fungierte mehr als Korrektor und zeigte sonst kein sonderliches Interesse.

Trotz durchweg positiver Beurteilung in der Lehrerpresse gab ich nach der zweiten Nummer freiwillig auf, weil ich die anfallenden Arbeiten einfach nicht leisten konnte. Der Verleger, zugleich Drucker, bot nicht die Voraussetzungen, die für eine solche Zeitschrift gefordert werden müssen: kein Büropersonal, keine Kenntnis von moderner Gestaltung, des Vertriebs und der Werbung, keine Setzmaschine, kein Rotationsdruck. Er war eigener Setzer und Drucker. So mußte ich zum Beispiel selbst das Falzen der Exemplare übernehmen wie auch den Versand, die Werbung, den redaktionellen Schriftverkehr durchführen. Das alles noch neben der inhaltlichen Gestaltung, für die mir die wenigste Zeit blieb.

Zugleich war der Rahmen der Zeitschrift zu eng. Es meldeten sich die Musiker, Techniker, Wissenschaftler, also alle Steckenpferdschreiber im Lehrerberuf, die berücksichtigt werden wollten. So machte damals ein ostpreußischer Lehrer und Segelflieder Ferdinand Schulz von sich reden, der von der Wasserkuppe der Rhön aus einen Rekord im Langstreckenflug aufstellte. Später gründete er die Segelfliederschule auf der Kurischen Nehrung. Er schickte mir einen Aufsatz über seine Entwicklung als Segelflieder und Flugzeugbauer. Darin stellte er vieles richtig, was man über ihn in der Presse geschrieben hatte.

Nach Jahren besuchte mich der Verleger einmal in Kiel und erzählte mir, daß er noch lange Bestellungen und Abonnentenzahlungen erhalten habe. Die eingezahlten Beträge habe er nicht zurückgeschickt. So sei er leidlich auf seine Kosten gekommen. 1949, als ich schon von Kiel nach Herford versetzt worden war, fuhr ich eines Tages mit meinem Direktor im Zug nach Bielefeld und wurde von einem Herrn scharf gemustert. Er stellte sich dann als der Sohn und Nachfolger des Verlegers vor und versicherte mir, daß die Zeitschrift - auch nach Ansicht seines verstorbenen Vaters - durchaus lebensfähig gewesen wäre und lobte nochmals meinen tatkräftigen Einsatz von damals für das Unternehmen. Der Verlag Lange in Göttingen, dem ich auf Empfehlung von Ludwig Bäte den Verlag anbot, lehnte die Übernahme mit der Begründung ab, daß die Zeitschrift mindestens zwei Jahre ein Zuschußunternehmen sein würde, wozu ihm die Mittel nicht zur Verfügung ständen. Und damit war ein schöner Traum zu Ende.

In Bielefeld wurde in dieser Zeit ein akademischer Kursus zur Vorbereitung auf die Mittelschullehrerprüfung eingerichtet. Er fand bei einer dreijährigen Dauer einmal in der Woche nachmittags statt mit 1 1/2 stündiger Vorlesung für jedes Fach. Ich beschloß mit weiteren vier Kollegen aus Vlotho und Valdorf daran teilzunehmen und belegte die Fächer Deutsch und Religion.

Diese Fahrten nach Bielefeld - neben dem Unterricht in der Schule - waren zeitraubend und kostspielig. Die Vorbereitungen erforderten viel Mühe und Arbeit, daneben hohe Ausgaben für Bücher. Doch es hat sich gelohnt. Mir öffnete die Prüfung den Weg zur Höheren Marinefachschule für Verwaltung und Wirtschaft mit einer jährlichen Gehaltsaufbesserung von 800,-- Mark und den Weg in die Großstadt.

In den zwanziger Jahren entstand die Deutsche Einheitskurzschrift, die amtlich eingeführt wurde. Jeder Beamte und jeder, der es werden wollte, sollte sie beherrschen und im schriftlichen Verkehr von Verwaltung zu Verwaltung anwenden. Die Festangestellten leisteten jedoch passiven Widerstand. Trotz der kostenlos allerorts angebotenen Kurse, die zur Pflicht gemacht wurden, erlernte nur ein verschwindend kleiner Teil der Beamtenschaft die Kurzschrift. Auch heute noch besteht die Verfügung, die aber wohl ganz in Vergessenheit geraten ist. Bei Neueinstellungen nahm man es auch damals nicht so genau. Gewöhnlich genügte die Versicherung, daß man sie beherrsche. Auch ich versicherte das frisch und froh ohne Gewissensbisse in meinem Bewerbungsschreiben um die Stelle an der Marinefachschule. Dabei hatte ich auch nicht die geringste Ahnung. Die Schüler dieser Anstalt, von denen der größte Teil später in die Verwaltung ging, mußte sie aber beherrschen und paukte schwer daran. Es fehlten Fachlehrer für die Ausbildung in Einheitskurzschrift. Die älteren Lehrer - mit wenigen Ausnahmen - waren nicht willens, sie sich gründlich anzueignen. Nun verlangte man von den Neuangestellten, neben unseren Fächern auch noch diesen Unterricht zu übernehmen. Auch ich wurde gleich mit vier Wochenstunden angesetzt und mußte pauken wie ein kleiner Schulbub. Meinen Schülern war ich gerade um eine Nasenlänge voraus und meist so unsicher wie sie.

In Kiel war mein Kollege und Landsmann Paul Zurheide Fachmann auf dem Gebiet der Kurzschrift. Er gab damals gerade mit dem Oberfachschulrat Hell ein Lehrbuch für Fortgeschrittene heraus (ein Lehrbuch für Anfänger des besagten Schulrats war an unserer Schule eingeführt). In Gesprächen stellte er bald fest, daß ich absolut nicht sattelfest in der Kurzschrift war und drang darauf, mich gründlicher damit zu befassen. Das habe ich getan, und es zahlte sich gut aus. In Zusammenarbeit mit ihm und mit Unterstützung der Bildungsinspektion der Marine gründeten wir den Marinekurzschriftverein und leiteten Jahre hindurch die Unterrichtskurse, die ein gutes Stück Geld einbrachten.

Auch an einer Kurzschriftzeitschrift, die mein Kollege im Auftrag eines Wilhelmshavener Verlegers herausgab, arbeitete ich gelegentlich mit, allerdings meist ohne Honorar. Gemeinsam gaben wir dann eine Zeitungskorrespondenz in Kurzschriftmatern unter dem Titel "Fünf Minuten Einheitskurzschrift" heraus. Wir leiteten eine großzügige Werbung ein, wandten uns an über 1.000 Zeitungen. Das Geschäft lief langsam an. Wir waren knapp auf unsere Unkosten gekommen, als wir 1933 mit der Einführung des

Naziregimes aufgeben mußten. Man beschuldigte uns, für die sozialdemokratische Presse geschrieben zu haben. Die Volkszeitung in Kiel hatte nämlich auch unseren Kursus gebracht (neben Zeitungen unterschiedlicher politischer Färbung). So war es den "lieben" Kollegen bekannt geworden, daß wir unsere Finanzen damit aufzufrischen versuchten. Sie beneideten uns darum, daß uns die Kurzschrift etwas einbrachte.

So wurden wir von Anfang an Verfemte des Naziregimes, daß ich allerdings innerlich schon immer abgelehnt hatte. Man schloß uns bei Beförderungen aus, setzte uns Jüngere vor die Nase, die viel später als wir zur Marinefachschule gestoßen waren. Wir durften – worüber ich allerdings nicht böse war – keinen sogenannten nationalsozialistischen Unterricht geben. Als es dann einmal aus organisatorischen Gründen nicht zu umgehen war, mußte ich mit roter Tinte den behandelten Stoff in den Lehrbericht eintragen.

Damals habe ich unter den vielfachen Demütigungen schwer gelitten, bis zum nervlichen Zusammenbruch. Mein Direktor, der die Ursachen wohl kannte, sorgte dafür, daß ich einen vierwöchigen Erholungsurlaub bekam, den ich im Spätherbst sehr zurückgezogen im Marinegenesungsheim in Malente am Kellersee in der Holsteinischen Schweiz verlebte. Ich war der einzige Gast in dem großen Heim.

Das alles konnte ich nicht ahnen, als ich mit der Kurzschrift begann, daß sie mein Leben so entscheidend beeinflussen sollte. Finanziell war sie mir in der Zeit der Weltwirtschaftskrise am Ende des zweiten Jahrzehnts, die zu einer großen Arbeitslosigkeit führte, eine große Hilfe. Besonders schlecht war für uns die Zeit der Brüningschen Notverordnungen, die die Beamtengehälter erheblich kürzten. Mit den geringeren Einnahmen mußte ich noch einen Bankkredit abzahlen, den ich bei der Beamtenbank aufgenommen hatte, als ich an die Marinefachschule überwechselte. Wir lernten uns einschränken, eine gute Übung, die nicht ohne Segen blieb. Als dann auch die Preise fielen und das Bankkonto ausgeglichen war, kamen wir mit dem gekürzten Gehalt beser aus als vorher. Wir hatten gelernt, daß nicht die Einnahmen allein, sondern auch die Ausgaben bestimmend sind für unser finanzielles Wohlergehen.

XI. SCHIFF AUF HOHER SEE

Das ist symbolisch gemeint. Mein Lebensschiff nahm einen ganz neuen Kurs in ein unbekanntes Land, landete nach ein paar Kreuzfahrten glücklich im schönen Kieler Hafen.

Nach bestandener Mittelschullehrerprüfung hatte ich laufend Bewerbungen geschrieben. Die meisten kamen zurück mit der Bemerkung, daß die Stelle schon anderweitig besetzt sei. Schließlich gelang es mir, in Kolberg in die engere Wahl zu kommen. Monatelang schwebte ich im Ungewissen. Meine Schwiegermutter, die einen Vetter als Landmesser in der Stadt hatte, wollte sich immer an diesen wenden, was ich aber ablehnte. Am Ende tat sie es doch und erhielt umgehend folgende Antwort: Er war als Vermessungsrat nach Stettin versetzt, hatte sich von dort aus telefonisch mit dem befreundeten Bürgermeister in Kolberg in Verbindung gesetzt und erfahren, daß die Wahl am Tage zuvor auf einen anderen Bewerber gefallen war. Natürlich hatte es der Bürgermeister bedauert, nicht eher informiert gewesen zu sein. Wenn er gewußt hätte, daß einer der Bewerber ein Verwandter seines Freundes gewesen sei, hätte er die Stelle genausogut bekommen können. Einer konnte ja nur gewählt werden. Ich bedauerte das natürlich noch mehr als der Bürgermeister. Doch nicht mehr lange, die Vorsehung hatte es besser mit mir gemeint: Ich erhielt eine Anstellung als Marineoberfachschullehrer in der Höheren Marinefachschule für Verwaltung und Wirtschaft. Damit waren eigentlich meine geheimsten Wünsche erfüllt. Heute weiß ich, daß es mich außerdem vor einem Flüchtlingsschicksal bewahrt hat. Wieviel Törichtes hat man sich außerdem im Laufe seines Lebens gewünscht. Oft hat man sich glücklich schätzen können, daß es anders kam, als man erhofft hatte!

Wie sooft, spielten scheinbare Nebensächlichkeiten eine große Rolle. Ich lernte Paul Zurheide, den ich schon erwähnte, bei einem Besuch bei seinem Bruder in Valdorf kennen. Von ihm erfuhr ich Näheres über die Marinefachschule in Kiel. Sofort spürte ich, das wäre auch das richtige Arbeitsgebiet für mich. Doch wagte ich kaum daran zu denken, dort mit einer Bewerbung Erfolg zu haben, Nun, es sollte noch viel Wasser die Weser herunter fließen, bis es soweit war.

Ich hielt für alle Fälle ein zweites Eisen im Feuer. Ich tauschte mit einem Kollegen aus Bochum-Gerthe, der aus der Mindener Gegend stammte und den Wunsch hatte, aus dem "Pütt" herauszukommen. Dieser Tausch schien mir vorteilhaft zu sein, weil er mir die Möglichkeit bot, an ein größeres Schulsystem zu kommen. Auch war an dieser Stelle die Rektorenstelle vakant, und ich wußte, daß die evangelische Kirchengemeinde Wert darauf legte, einen Leiter zu bekommen, der die Mittelschullehrerprüfung mit der Fakultas Religion hatte. Ich bewarb mich und kam in die engere Wahl, hielt jedoch meine Bewerbung bei der Marine aufrecht. Auf den Rektorenposten war ich entschlossen zu verzichten, wenn ich dort Erfolg hatte. Durch meinen Wechsel nach Gerthe glaubte ich meine Chancen für die Bewerbung bei der Marine verbessert zu haben. Nach ein paar Monaten wurde ich dann auch von dem Oberregierungsrat Dr. Haußmann von der Bildungsinspektion der Marine anhospitiert. Ich sah ihn über den Schulhof kommen. "Generaldirektor auf Reisen", huschte es mir durch den Kopf, "wenn das nur gut geht." Er hörte sich drei Stunden meinen Unterricht an, erst Oberstufenschüler, dann die Lernanfänger. Er saß hinten im Klassenzimmer und machte dauernd Notizen. Meine Kleinen, die an der Quäkerspeisung teilnahmen, wurden ungeduldig als die Pausenglocke ertönte und der Unterricht weiterging. Da brach ich von mir aus den Unterricht ab. Ich entschuldigte mich, er aber sagte: "Ich habe selbst ein Kind im ersten Schuljahr und da interessierte es mich, wie man heute den Unterricht gestaltet. Ich habe indessen die Unterlagen für Ihre Anstellung ausgefertigt. Sie müssen nur noch unterschreiben. Eine kleine Enttäuschung muß ich Ihnen allerdings bereiten, ich muß Sie zunächst nach Wilhelmshaven schicken. Es besteht jedoch die Aussicht, daß Sie in wenigen Monaten nach Kiel kommen."

Ich war überglücklich, und er weidete sich an meinem Glück. Ja, mein Schiff schwamm der hohen See zu. Ich begann meine Reise in ein Land, wo ich die glücklichste Zeit meines Schulmeisterdaseins verbringen sollte.

Der Wind lag günstig, und programmgemäß landete ich mit vollen Segeln in Wilhelmshaven. Zuvor hatte ich mich gut ausgestattet. Im Beamtenkaufhaus in Essen hatte ich mich auf Ratenzahlung neu eingekleidet. So machte ich als Gutangezogener besonderen Eindruck bei meinem neuen Direktor, der selbst im Sommer nie ohne weiße "Hundedecken" ging und einen knallroten Wagen fuhr. Ein Bierabend, zu dem ich das Kollegium großzügig eingeladen hatte, verlief feucht und fröhlich. Zu später Stunde auf dem Heimweg, allein mit meinem Direktor, sagte er wohlwollend zu mir: "Sollten Sie irgendwelche Schwierigkeiten haben, kommen Sie vertrauensvoll zu mir." Pädagogische Schwierigkeiten fürchtete ich nicht. Der Unterricht von Erwachsenen lag mir. Meine Soldatenschüler waren interessiert und lernwillig. Es waren reife und disziplinierte Menschen.

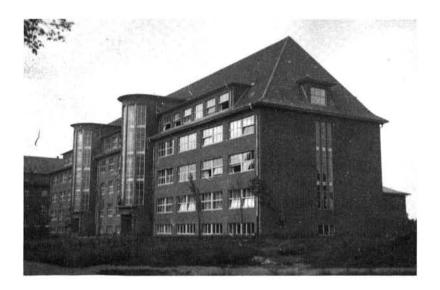
Ein amusantes Erlebnis darf hier nicht fehlen. Ich besuchte in den ersten Tagen den grünen Wilhelmshavener Badestrand und trank meinen Kaffee in der schönen Strandhalle. Am Nebentisch saß eine Schar junger Damen, einem kleinen Flirt nicht abgeneigt. Ich ließ es an Erwiderung nicht fehlen. Am anderen Tag machte ich offizielle Besuche. Bei einem Kollegen öffnete die Tochter des Hauses, sie erstarrte als sie vor mir stand, zeigte mir dann ohne ein Wort zu sagen den Rücken und entwich ins Innere der Wohnung. Ich stand verblüfft da und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Was war geschehen? Nun, es war eine der jungen Damen, die am Tage vorher in der Strandhalle ganz schön mit mir geflirtet hatte. Das alles klärte sich bald auf, sie gewann ihre Unbefangenheit bald wieder, entschuldigte sich und meinte schalkhaft: "Hätte doch sein können, Sie wollten mir einen Heiratsantrag machen und bei meinen Eltern um meine Hand anhalten." Daran hatte ich allerdings bei dem harmlosen Flirt wirklich nicht gedacht.

Nach dem Versailler Vertrag durfte Deutschland nur ein Berufsheer von 100.000 Mann halten, davon entfielen 10.000 auf die Marine. Die Berufssoldaten verpflichteten sich auf 12 Jahre. Vom 4. Dienstjahr an konnten sie nach eigener Wahl entweder die Höhere Marinefachschule für Verwaltung und Wirtschaft oder die Höhere Marinefachschule für Gewerbe und Technik besuchen. Diese Schulen vermittelten vorzugsweise Allgemeinbildung und dienten der Vorbereitung auf einen zivilen Beruf nach der Dienstzeit. Im Volksmund nannte man diese Beamtenanwärter "Zwölfender".

Der größte Teil der Soldaten entschied sich für den Zweig Verwaltung und Wirtschaft. Sie erwarben den Berechtigungsschein für den Eintritt in den öffentlichen Dienst, zum Beispiel bei der Bahn, der Post, beim Zoll, den Verwaltungen bei den Kommunen, den Ländern und des Reiches. Statt des Berechtigungsscheines konnten sie auch eine höhere Abfindungssumme erhalten, wenn sie es vorzogen, einen freien Beruf zu wählen oder sich eine selbständige Existenz zu gründen. Davon machten jedoch nur wenige Gebrauch, auch war die Marinebehörde recht vorsichtig geworden mit der Zuteilung. Es hatte sich in den Anfangsjahren gezeigt, daß entlassene Soldaten unerfahren und auch wohl allzu gutgläubig in der Einschätzung wirtschaftlicher Dinge gewesen waren und ihre Abfindungssumme falsch oder auch leichtsinnig eingesetzt hatten. Andere waren unehrlichen und gerissenen Managern gutgläubig ins Garn gegangen. Wenn sie dann in Not gerieten und nicht mehr aus und ein wußten, wandten sie sich hilfesuchend wieder an ihre Dienststelle. Die Anträge wurden darum streng geprüft, und wenn die Unterlagen nicht ganz stichfest waren, riet man ab.

Marinefachschulen gab es in Kiel-Wik, Kiel-Friedrichsort, Swinemünde, Pillau, Wilhelmshaven, Emden, Cuxhaven, Wesermünde. Die größten waren in Kiel-Wik und Wilhelmshaven mit je etwa 35 hauptamtlichen Lehrern, wozu noch häufig ein Dutzend und mehr nebenamtliche Lehrkräfte kamen. Der hauptamtliche Lehrkörper bestand je zur Hälfte aus Akademikern und Seminarikern, letztere mußten die Mittelschullehrerprüfung abgelegt haben. Zwischen den beiden Gruppen bestand durchweg ein gutes Einvernehmen. Mein Freundeskreis bestand fast ausschließlich aus den akademisch gebildeten Kollegen.

Die Schule gliederte sich in 12 Klassen. Eine Prüfung am Anfang der Einschulung entschied, in welche Klasse der Schüler eingeschult wurde. Wer nur für die Klasse 12 geeignet war, hatte



19. Marinefachschule für Verwaltung, Wirtschaft, Gewerbe und Technik in Kiel-Wik, heute Bundeswehrfachschule. In diesem Gebäude, zu dem noch Werkstätten und ein großes Kino (hinter dem Hauptgebäude) gehörten, unterrichtete Fritz Wiechering bis zum Zweiten Weltkrieg als Oberfachschullehrer (ab 1933 umbenannt in Marineoberlehrer).

kaum Aussicht bis zur Abschlußprüfung zu kommen. Die Voraussetzung dafür war, mindestens in die Klasse 7 aufgenommen zu werden. In den unteren Klassen saßen Schüler, die man in den Anfangsjahren der Reichsmarine aus der alten Marine übernommen hatte, obwohl sie keine ausreichende Allgemeinbildung, wohl aber militärische Qualitäten besaßen. Sie sahen sich benachteiligt in ihrem späteren Weiterkommen, wurden unzufrieden und bildeten eine Gefahr für die Geisteshaltung innerhalb der Marine. Viele alte Stabsgefreite, die in ihrer militärischen Laufbahn steckengeblieben waren, fanden jedoch in der Schule oft den Ausgleich, wenn ihre Leistungen dort gut waren. Als dann ein Überangebot an Freiwilligen bestand, traf man eine strenge Auswahl nach einem Testverfahren bei der Rekrutenanstellungsprüfung, wobei auf eine gute, entsprechende Allgemeinbildung besonderer Wert gelegt wurde. Dadurch entfielen später die unteren Klassen. Als am Ende der zwanziger Jahre die starke Arbeitslosigkeit einsetzte, brachen viele Schüler der öffentlichen höheren Schulen ab und meldeten sich als Rekruten für die Unteroffizierslaufbahn, denn über die Marine hatten sie die besten Aussichten, in die mittlere gehobene Beamtenlaufbahn zu kommen. Besonders zugute kamen ihnen die Sprachkenntnisse und Kenntnisse in Mathematik, die sie bereits auf der höheren Schule erworben hatten. Sie waren prädestiniert für den Abschluß II, der Prüfung für die gehobene Laufbahn oder auch für den Einstieg in den Lehrberuf an Fachschulen. Außerdem mußten 2 % des Mannschaftsbestandes laut Bestimmung in die Offizierslaufbahn übernommen werden. Die Auserwählten wurden in besonderen Kursen zusammengezogen und erhielten bei uns einen allgemeinbildenden Unterricht, der dem Abitur adäquat war. Die Auswahl war streng, nur die Hälfte erreichte das Kursziel. Tüchtige Offiziere sind aus dieser Gruppe hervorgegangen, die es dienstrangmäßig bis zu den Spitzen gebracht haben. Auch in der neuen Bundesmarine sind sie vertreten. In der Hauptstufe wurden die Fächer Deutsch, Rechnen und Mathe-

In der Hauptstufe wurden die Fächer Deutsch, Rechnen und Mathematik, Geschichte, Erdkunde und Wirtschaftsgeographie, Volks-wirtschaftslehre, Kultur- und Lebenskunde, Einheitskurzschrift und Maschinenschreiben gelehrt. In der Oberstufe kam dann noch

Gesetzeskunde, Staats- und Verwaltungskunde, Physik und Chemie sowie Englisch hinzu. Schüler der kaufmännischen Klassen, die also nicht in den beamteten Beruf wollten, erhielten zusätzlich Unterricht in Handelskunde, kaufmännischer Buchführung, kaufmännischem Schriftverkehr und Handelsrecht. Soweit die Ausbildungsmöglichkeiten in der Schule für Verwaltung und Wirtschaft. Daneben bestand - wie schon gesagt - die Schule für Gewerbe und Technik, an der ich gelegentlich Deutsch unterrichtete.

Unsere Schulen waren aufs beste ausgestattet. Unsere reichhaltige Lehrmittelsammlung wurde von dem Kollegen Dr. Zinke verwaltet und betreut, der als Kartograph vieles selbst ergänzte, vor allem aber eine ausgezeichnete Übersicht besaß und auf Anhieb die gewünschten Anschauungsmittel herausgeben konnte. 40 Klassenräume waren mit einem Lichtbildwerfer ausgestattet. Es genügte ein Druck auf den Knopf, und man konnte nicht nur Glasbilder, sondern auch Fotographien und Bilder aus Lehrbüchern usw. sowie eigenes Anschauungsmaterial, das man auf Zellophanpapier mit Tusche selbst herstellte, ohne Verdunkelung auf den Bildschirm werfen. Daneben besaßen wir noch einen Lichtbildraum für Lehrfilme und ein vollständig ausgebautes Kino für große Filme, das allerdings nachmittags und abends für allgemeine Veranstaltungen des gesamten Marinestützpunktes zur Verfügung stand. Ebenso mustergültig waren die Fachräume, besonders auch die Werkstätten ausgestattet.

Große Tage im Schulbetrieb waren die Abschlußprüfungen der Lehrgänge I und II. Dazu schickten die einzelnen Behörden ihre Vertreter, die stimmberechtigt der Prüfungskommission angehörten. Ihre erste Arbeit bestand darin, die schriftlichen Arbeiten durchzusehen. Nicht immer stimmten sie mit dem Urteil der Fachlehrer überein, die mehr geneigt waren, milde zu urteilen. Verständlich, denn durch die gemeinsame Vorbereitungszeit waren sich Lehrer und Schüler nähergekommen. Wie oft kam es auch vor, daß ein sonst guter Schüler im Prüfungsfieber versagte und schlecht abschnitt, den der Lehrer aber mit allen Mitteln durch die Prüfung zu bringen versuchte.

Diese Behördenvertreter, die oft jahrelang und mehrmals im Jahr - auch in anderen Wehrmachtsteilen eingesetzt - solche Prüfungen abnahmen, besaßen große Erfahrung und Routine und wußten wohl zu urteilen. Doch untereinander waren sie sich im Urteil nicht immer einig. Es kam dann zur Abstimmung. Der in der Abstimmung Unterlegene hatte dann immer noch die Möglichkeit den Prüfungskandidaten für seine Behörde abzulehnen.

Peinlich war es für uns Lehrer, wenn sie in den schriftlichen Arbeiten noch Fehler entdeckten, obwohl sie mindestens von vier Fachlehrern nachgesehen und signiert waren. Unser Direktor, sonst ein toleranter, weitherziger Mann, schreckte dann mit Recht nicht vor einem Tadel zurück.

Die Prüfungen dauerten gewöhnlich eine Woche. In der Mitte wurde ein freier Nachmittag eingelegt, an dem die Behördenvertreter und das Lehrerkollegium, sofern es der Prüfungskommission angehörte, gemeinsam einen Ausflug zu irgendeinem schönen Ausflugslokal an der Küste unternahmen. Es war schon Tradition geworden, daß der Admiral der Ostseestation dazu seine Yacht, die "Nixe", für eine Seefahrt über die Dreimeilenzone hinaus zur Verfügung stellte. Die räumliche Enge und die Abgeschlossenheit eines Schiffes von der Außenwelt gaben eine gute Voraussetzung für eine enge Kontaktaufnahme, die noch durch die billigen, zollfreien Getränke, besonders durch guten französischen Kognak gefördert wurde. Am nächsten Morgen in der Prüfung ging dann alles viel leichter und verbindlicher zu.

Hoch her ging es dann nach bestandener Prüfung bei den Abschlußfeiern. Da lernte man manch andere Seite seiner Schüler kennen, mit denen man ein halbes bis Dreivierteljahr zusammen gearbeitet hatte und die man ein wenig zu kennen glaubte. Es kamen manchmal auch Entgleisungen vor, aber im allgemeinen zeigte sich die gute Wirkung der militärischen Ausbildung. Straffe und disziplinierte Haltung war diesen Männern in Fleisch und Blut übergegangen. Und das machte sie so sympathisch. Es machte Freude, mit ihnen zu arbeiten und auch zu feiern bei frohen Seemannsliedern und Spinnen von Seemannsgarn.

Kamen unsere Schüler von einem Bordkommando, so luden sie ihre Lehrer gern zu einer Schiffsbesichtigung ein. Natürlich saß man an Bord mit ihnen noch gemütlich zusammen.

Die Rekruteneinstellungsprüfungen hatten - wie schon gesagt - auch das Allgemeinwissen und die geistigen Fähigkeiten der Bewerber festzustellen. Sie bekamen einen Fragebogen vorgelegt, auf dem für jedes Fach neun Fragen standen, die kurz schriftlich beantwortet werden mußten. Nach einem Schlüssel wurden die Ergebnisse in Punkten festgelegt. Erstaunlich, was für kuriose Antworten abgegeben wurden und in welch kurzer Zeit viel Schulwissen über Bord geworfen wird. Mein Kollege Dr. Krappmann, nach Auflösung der Marinefachschulen nach dem Krieg Oberstudiendirektor eines Kieler Gymnasiums, schon früh verstorben, hatte eine Sammlung solcher Antwortblüten angelegt. Was sich da kundtat, war zum Lachen und Weinen zugleich. Ich selbst erinnere mich noch an die Antwort auf eine Frage in Geschichte: "Wer hat Amerika entdeckt?" Antwort: "Schmeling!" Es war in der Zeit, als Schmeling in Amerika den Weltmeistertitel erboxte.

Während einer längeren Kommandierung nach Pillau hatte ich dort allein eine solche Rekruteneinstellungsprüfung abzunehmen. Sie fand zwischen Weihnachten und Neujahr statt, so daß ich beschloß, für die paar Tage, die mir für den Weihnachts- und Neujahrsurlaub verblieben, nicht nach Kiel zu fahren, sondern in Königsberg zu bleiben. Ich mietete mich für etwa 14 Tage in einer Privatpension ein und genoß nach den langweiligen Wochen in Pillau einmal wieder Großstadtluft. Allerdings nutzte ich auch einige Tage zu strenger Arbeit. Damals gab ich den Lebenserinnerungen meiner Mutter die letzte Form und schrieb sie in Reinschrift. Gerade Sylvester, kurz vor 12 Uhr, war ich damit fertig und glaubte, mir nun eine zünftige Sylvesterfeier gönnen zu sollen.

Meine Wirtin hatte für die Pensionsgäste schon frühzeitig Karten für eine Feier im Parkhotel, dem schönsten und neuesten Hotel Königsbergs, bestellt. Mich hatte sie auch aufgefordert, daran teilzunehmen. Zu ihrem Erstaunen hatte ich abgelehnt. Sie war mir nicht sympathisch. Sie sparte mit der Heizung, berechnete jede Ofenfüllung, besonders die, die sie zusätzlich gab. Aber

das war anscheinend im kalten Ostpreußen üblich. Man verstand unter "mit Heizung" eine einmalige Füllung des Kachelofens mit Briketts, ob es dabei ausreichend warm wurde, war scheint's gleichgültig. Auf das Thermometer schaute man nicht. So machte es auch meine erste Vermieterin in Pillau. Deshalb hatte ich den Weihnachtsurlaub zum Anlaß genommen zu kündigen. Der Königsbergerin schlug ich nun ein Schnippchen. Ich kaufte mir bei einem Kohlenhändler kofferweise Briketts und heizte selbst nach. So hatte ich mein Zimmer billig mollig warm. Das war bei meiner Stubenhockerei und der Schreiberei, die starker Konzentration bedurfte, auch nötig.

In dem glücklichen Gefühl, eine gute Arbeit zum Abschluß gebracht zu haben, warf ich mich in den Sylvestertrubel, der zu meiner Überraschung auch in den winterlichen Straßen temperamentvoll wirbelte. Zunächst aß ich etwas Gutes im Zentralhotel, dann packte mich der Übermut und ich beschloß, meine Pensionsmitbewohner im Parkhotel aufzustöbern. Das war leichter gedacht als getan. Dicht gedrängt staute sich dort das Volk und begehrte vergeblich Einlaß. Es gelang mir, bis an den Portier heranzukommen, tat so, als besäße ich eine Eintrittskarte und drückte ihm fünf Mark in die Hand. Schon stand ich drinnen.

Welch ein Trubel in allen Festsälen und Räumen des schönen Hotels! Die ostpreußische Hautevolee von Königsberg und Umgebung hatte sich scheinbar dort getroffen, um wilde Orgien zu feiern. Der Sekt floß an allen Tischen und Geld schien keine Rolle zu spielen. An einer Sektbar strich gerade ein Befrackter die sämtlichen Sektgläser vom Tisch und erntete dafür brausenden Applaus. Scherben sollen doch Glück bringen, und er wollte es wohl mit aller Gewalt für das neue Jahr herbeizwingen. Ohne mit der Wimper zu zucken und ein Wort zu verlieren, zahlte er die geforderte Summe dem Ober, und die war nicht klein. Ich traf dann auch auf die gesuchte Gesellschaft, die baß erstaunt war über den lustigen, großzügigen Mieter, der sonst so zurückgezogen unter ihnen gelebt hatte. Lange mußte ich für diese Nacht noch krummliegen.



 Vor dem Tor der alten Festung in Pillau. Fritz Wiechering zweiter von rechts. Winter 1934.

Mit meiner neuen Vermieterin hatte ich Glück. Mutter Naujoks nannte ich sie. Ich werde diese unansehnliche, fürsorgliche Frau nie vergessen. Klein und gedrungen, von einem außerordentlichen Umfang konnte sie sich bei dieser Körperfülle kaum bükken. Jedesmal ging sie in die Knie, wenn sie am Boden etwas zu schaffen hatte. Die zwei Zimmer, die ich mietete, lagen im ersten Stock eines kleinen, geduckten Hauses, wie sie in den Küstenstädten typisch sind, ganz unten am Leuchtturm gelegen. Immer hatte ich es mollig warm in meinem mit viel Plüsch möblierten Wohnzimmer und ein weiches Bett im kleinen geschützten Schlafzimmer nebenan.

Einen Kaffee kochte meine Mutter Naujocks, in dem der Löffel stand. Die Bohnen hielt ich mir selbst. Ich bezog sie aus Kiel von der Großrösterei Fahrenkrug und Gutknecht in der Ringstraße. Gutknechts waren unsere Hausnachbarn in der Goethestraße. Bei meinem Einzug hatte ich ihr gesagt, daß ich einen besonderes guten Kaffee schätzte, ein halbes Lot auf eine Tasse sei das angemessene Maß. Dabei hatte ich mit einkalkuliert, daß sie - wie meine Erfahrung mit Wirtinnen gezeigt hatte - für den eigenen Bedarf abzweigen würde. Das hatte ich recht drastisch bei meiner ersten Wirtin in Pillau erlebt. Nach einer Woche mußte ich Mutter Naujocks bitten, den Kaffee nicht ganz so stark zu kochen. Mein Herz fing an zu bibbern. Sie hatte sich auch schon gewundert, daß ich so starken Kaffee vertragen habe, ihr sei der Aufguß noch stark genug gewesen.

Sie hatte Kummer mit ihrem Mann, einem treuen und fleißigen Arbeiter auf einem Bagger, der im Hafendienst stand. Er war jedoch ein typischer Quartalssäufer, erst trank er tagelang und rührte dann wochenlang keinen Tropfen Alkohol an. Als meine Tage in Pillau zu Ende gingen, hatte es ihn wieder gepackt. Ich konnte mich morgens, als ich abreiste, nicht von ihm verabschieden. Er lag in tiefem Schlaf. Aber siehe da, kurz vor der Abfahrt des Zuges erschien er auf dem Bahnsteig. Er wollte mir doch gern zum Abschied die Hand reichen.

Doch ich wollte von den Rekruteneinstellungsprüfungen in Pillau berichten, die nicht so recht in mein Konzept der unterrichtsfreien Tage zwischen Weihnachten und Neujahr paßten. Mir standen nach der Ferienordnung 36 Tage Urlaub im Jahr zu. Also scheinbar ein Nachteil gegenüber Lehrern an öffentlichen Schulen, die einschließlich der in die Ferien fallenden Feiertage 85 Urlaubstage hatten. In Wirklichkeit standen wir ihnen jedoch nicht nach. Es wurde ausgeglichen durch unterrichtsfreie Tage, beispielsweise vor und nach Feiertagen und in unterrichtsarmen Zeiten, gewöhnlich im Sommer, wenn die Marineteile aus dienstlichen Gründen die Schule nicht beschicken konnten. Dann erreichten wir nicht die wöchentliche Pflichtstundenzahl von 24 Stunden und hatten gewöhnlich ein paar freie Tage in der Woche.

Ich mußte also Königsberg für ein bis zwei Tage verlassen. Mein Bestreben aber war, es möglichst in einem Tag zu schaffen. Wenn es nach Kapitänleutnant Sorge gegangen wäre, den ich im Haus meines Direktors kennengelernt hatte, hätte die Prüfung bis in den zweiten Tag hinein gedauert. Aber er war nur Gast, stiller Zuhörer, der sich orientieren wollte, sonst keinen Einfluß auf den Gang der Prüfung hatte. Er schrieb damals an einem Buch "Der Marineoffizier" das auch ein Kapitel über die Marinefachschulen enthalten sollte.

Diese Prüfung in Pillau hatte es in sich, insofern, als viele Freiwillige aus ostpreußischen Fischerkreisen dabei waren, kräftige, gesunde Jungen, bieder und treu, vom Seemännischen her gesehen sicher brauchbare Anwärter, aber ihre Allgemeinbildung und geistige Regsamkeit ließ zu wünschen übrig. Es hieß zu überlegen, ob sie bildungsfähig genug waren, um diese Mängel auszugleichen. Das zu entscheiden war schwer, wenn nicht unmöglich. Sorge machte seinem Namen alle Ehre, er nahm es sehr gewissenhaft, fühlte wie ich die Verantwortung für diese prächtigen jungen Burschen, die sich mit sehr großen Hoffnungen zur Marine gemeldet hatten. Schließlich aber mußte das Urteil gesprochen werden, und dazu war ich schneller bereit als er.

Die mündliche Prüfung, die sich in erster Linie darauf erstreckte, eventuelle Sprachfehler festzustellen und eine gewisse sprach-

¹ "Der Marineoffizier als Führer und Erzieher"

liche Ausdrucksfähigkeit zu erkennen, zeigte so große Mängel, daß ich oft ein negatives Urteil abgeben mußte. Man ließ den Anwärter von seinem Beruf und seiner Arbeit erzählen, dabei kehrte häufig das Thema Fischerei wieder. Trotz der dauernden Wiederholungen habe ich wenig davon über Fischerei profitieren können, so ungenau und bruchstückhaft blieben die Schilderungen. Die Prüflinge beherrschten das Hochdeutsche nicht, verfielen immer wieder in ihren ostpreußischen Dialekt, wurden dann unsicher, nichts von geordneter Darstellung, geschweige denn von Ausdrucksfähigkeit. Ich erinnere mich noch an einen besonders Unbeholfenen, der von der Klippfischerei auf dem winterlichen Haff erzählte. Ich hatte noch nie etwas von dieser Art der Fischerei gehört, war interessiert und suchte, etwas aus ihm herauszuholen. Vergebens, er stockte bei jedem angefangenen Satz, machte lange Pausen, begann immer mit "und dann", klar wurde einem die ganze Geschichte nicht.

In der letzten Phase des zweiten Weltkrieges sollte ich zum zweiten Mal mit Sorge in Berührung kommen. Er war indessen zum Admiral befördert und wurde noch im letzten Augenblick, als sich schon vieles in Auflösung befand, Küstenbefehlshaber der mittleren Ostsee. Auf Hela hat er die Front bis zum Waffenstillstand gehalten und ist dann in russische Gefangenschaft geraten. Ich hielt damals als letzter Marineoffizier bis zu meiner Gefangenschaft Ende März seine Befehlsstelle in Gotenhafen (Gdingen) besetzt. Sein Buch "Der Marineoffizier als Führer und Erzieher" fand damals in der Hitlerzeit eine gute Aufnahme. Das Kapitel über unsere Schulen war knapp und recht kurz.

Auf einer Entlassungsfeier für Soldaten, die ihrer zwölfjährigen Dienstpflicht genügt hatten, sprach mich nach der offiziellen Feier ein junger Leutnant mit den Worten an: "Wissen Sie noch, Herr Wiechering, daß ich Ihr Schüler gewesen bin?" Ich wußte es nicht mehr und erkannte ihn auch nicht. Im Laufe des Gesprächs stellte sich heraus, daß er einer von den 2 % war, der aus dem Mannschaftsstande zum Offizier befördert wurde. Er hatte den entsprechenden Kursus an unserer Schule in Kiel-Wik absolviert. Wir saßen dann in feucht fröhlicher Runde bis zum

frühen Morgen zusammen. In animierter Stimmung äußerte ich:
"H., jetzt müssen Sie sich noch ein prächtiges Weibchen suchen."

Es brach der Zweite Weltkrieg aus, und wir verloren uns aus den Augen. 1941 bekam ich einen Erholungsurlaub nach Spindelmühle im Riesengebirge. Dort hatte die Marine das Palasthotel als Erholungsheim erworben, in erster Linie war es für die fahrenden Verbände gedacht. Auch die Frauen waren dahin eingeladen. Ich kam viel mit Kameraden zusammen, die im Mittelmeer operierten und von Italien aus den Nachschub nach Nordafrika besorgten und erfuhr von den vielen Schwierigkeiten und den hohen Verlusten, die ihnen die Engländer dort zufügten. U.a. lernte ich dort auch den Fregattenkapitän Peter Ernst Eiffe kennen, dessen Buch "Splissen und Knoten. Heiteres aus der Marine" in vielen Auflagen erschienen ist.

Mitte November war es, als ich allein dort ankam. Meine Frau pflegte noch in Gotenhafen - wie Hitler Gdingen umbenannt hatte - unsere Tochter Gerda. Unser erstes Enkelkind Hannelore hatte dort das Licht der Welt erblickt. Eine Woche später kam sie nach. Ein unerwarteter Empfang wurde mir in Spindelmühle bereitet. Der Verwaltungsinspektor des Heims war ein früherer Schüler, und er begrüßte mich schon am Hoteleingang. Er ließ mein Gepäck auf mein Zimmer bringen und führte mich in ein Klubzimmer, wo eine Flasche Hennessy auf dem Tisch stand. "Zum Willkomm für besondere Gäste, aber nur ein Gläschen", so hatte es der Heimleiter, ein älterer Fregattenkapitän, bestimmt. Spirituosen waren damals schon sehr knapp und wurden zugeteilt. Nur Rotwein gab es in Mengen. Trotzdem, es wurden drei Gläschen, aus ganz besonderem Anlaß und alter Anhänglichkeit.

Als ich dann die ersten Treppenstufen zu meinem Zimmer im ersten Stock erklommen hatte, wurde mein Name gerufen von einem frischgebackenen Korvettenkapitän mit Frau, den ich nun sofort wiedererkannte. Es war H. "Ich will Ihnen nun meine Frau vorstellen. Ist es die richtige?" Damit spielte er auf unser Treffen in Kiel an. Ich konnte ihm aus vollem Herzen zu seiner Wahl gratulieren und sparte nicht mit artigen Komplimenten. Mit einem weiteren Hennessy wurde dieses Wiedersehen gefeiert. Der Spiegel der Fla-

sche sank bedenklich. Ich hatte meinen Koffer noch nicht ausgepackt, als ich schon wieder nach unten gerufen wurde. Der Chef des Hauses hatte inzwischen von den Zusammenhängen erfahren und wollte nun seinerseits den Gast begrüßen. Er mißachtete seine eigene Anordnung und spendierte erneut einen weiteren Kognak in Gesellschaft seiner Frau und der beiden Hs.

Nach dem Abendbrot saß ich dann noch mit dem Inspektor, meinem früheren Schüler, in seinem Büro zusammen. Wir erledigten die Aufnahmeformalitäten und tauschten Erlebnisse und Erinnerungen aus. Der Rest der Flasche ging dabei drauf.Um Mitternacht, als schon tiefe Ruhe im Hause herrschte, zeigte er mir noch die Kellervorräte. Es war noch alles reichlich vorhanden, er zweifelte auch nicht daran, daß sie bald wieder ergänzt würden. Doch darin sollte er sich täuschen. Noch während meines Aufenthaltes kam die Nachricht, daß das Heim sobald nicht mit "Nachschub" rechnen könnte.

Im tiefen Keller saßen wir also bei einem Glas voll Reben. Wir verklönten Zeit und Stunde. Um drei Uhr hörten wir Schritte, der Chef des Hauses überraschte uns bei unserer stillen Kneipe. Er knurrte: "Ich habe nichts dagegen, wenn Sie mit einem guten Bekannten Wiedersehen feiern, aber ich habe verboten, im Keller zu kneipen." Ich wollte mich bei ihm entschuldigen, da wehrte er kurz ab: "Bin auch mal jung gewesen."

Im Laufe der vier Wochen Erholung lernte ich noch manche Seite an ihm kennen. Er war in vielen Dingen ein Original, wenn nicht ein sonderbarer Kauz, aber nie bösartig oder nachtragend. Trotz seines Alters war er noch ein tüchtiger Sportsmann. Täglich machte er weite Spaziergänge und suchte immer Leute, die ihn begleiteten. Aber nur Neulinge ließen sich dazu überreden. Die ihn kannten, wußten, wie er seine Mitwanderer strapazierte. Auch ich wurde sein Opfer und verabredete mich mit ihm zu einer Tagestour auf die Schneekoppe. Durch knietiefen Schnee führte der lange Weg, durch verschneite Täler und über Kämme, wo uns ein schneidender Wind erfaßte. Für den Rückmarsch wählte er noch einen besonders beschwerlichen Umweg. Dieser Marsch saß mir noch Tage danach in den Knochen.

Von seinen vielen Eigenarten nur noch eine. Die Damen vertrieben sich gern die Zeit mit Handarbeiten. Abfälle, z.B. Wollfäden, legten sie gern in den Aschenbecher, und das konnte unser Käpten auf den Tod nicht leiden. Hatte er bei seinen Kontrollgängen wieder einmal eine solche Zweckentfremdung festgestellt, dann hielt er am Mittagstisch seine schon berühmt gewordene Rede über den Sinn und Zweck der Aschenbecher und über den Geruch schwelender Wollfäden. Sie dauerte so lange, bis die Suppe kalt war. Diese Kollektivstrafe hielt er für angemessen. Männer seien für ihre Frauen verantwortlich. Die unschuldigen Damen möchten ihm vergeben und einen guten Einfluß auf ihre Mitschwestern aus-üben.

Nach Jahren, als wir in der Loge im kleinen Kreis zusammensaßen und Erinnerungen und Erlebnisse austauschten, gab ich manche schnurrige Einzelheit von unserem Käpten zum Besten. Mein Bruder B., der still und interessiert zugehört hatte, klopfte mir alsbald auf die Schulter und sagte: "Du hast ihn gut geschildert und nichts übertrieben. So war es, mein Schwager, jetzt liegt er schon ein paar Jahre unter dem Rasen."

Von H. hörte ich lange nichts mehr. Eines Tages dann wurde sein Name im Wehrmachtsbericht genannt. Er hatte in einem Einmannboot erfolgreich vor der Atlantikküste operiert und das Ritterkreuz bekommen. Kurz darauf traf ich ihn ganz zufällig am Dreiecksplatz in Kiel. Er war sehr ernst geworden, ganz gegen seine frühere Art.

In der Folgezeit wurde er noch mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz ausgezeichnet. Ihm gelang es, bei der Invasion der damaligen Feindmächte in Frankreich einen englischen Kreuzer zu versenken. Sein Name ist durch diese Bravourtat auch in der englischen Marine bekannt geworden und wird dort mit Respekt genannt, wie mir ein englischer Logenbruder erzählte. Heute dient
er als Kapitän zur See in der Bundesmarine.

In der kleinen Reichsmarine vor 1933 kannte man alle Kollegen, viele Offiziere, vor allem die höheren Dienstgrade. In jedem Jahr fand eine mehrtägige Tagung aller Marinefachschullehrer statt. Der Tagungsort wurde gewechselt. Neben der Erörterung von Fachfragen vernachlässigte man nicht die Pflege der Geselligkeit. Man legte Wert darauf, daß sich die Kollegen auch menschlich näher kamen. Für mich waren das Festtage, die ich unbefangen genoß.

Beliebt waren auch Kommandierungen an kleinere Schulen, die nur mit wenigen hauptamtlichen Lehrern besetzt waren. Sie dauerten in der Regel sechs Wochen, der Dauer eines Klassenlehrgangs entsprechend. So kam ich dreimal während meiner Lehrtätigkeit nach Pillau, dem östlichsten Standort der Marine, einmal im Sommer 1932 während der Hauptbadesaison. Bei herrlichstem Sommerwetter genossen wir nachmittags das Strandleben im benachbarten Seebad Neuhäuser, wo mein Kollege J., wir nannten ihn den schönen Julius, seine Frau untergebracht hatte.

Längere Ausflüge am Wochenende führten über die Frische Nehrung nach Elbing und zur Marienburg. Während einer Luftschutzübung. wohl die erste dieser Art in Zusammenarbeit zwischen Wehrmacht und zivilen Diensten, an der unsere Schüler teilnehmen mußten, hatten wir Lehrer frei, und ich machte mit einem Kollegen eine Radtour entlang der Samlandküste, weiter über die Kurische Nehrung bis nach Rossiten. Wir besuchten Brüsterort, den nördlichsten Punkt der Küste, das schöne Samlandbad Rauschen mit seiner Steilküste und das schon ältere Seebad Cranz am Anfang der Kurischen Nehrung. Die Fahrt ging dann weiter durch die Wanderdünen der Nehrung bis nach Rossiten, wo wir die bekannte Vogelwarte und die Segelflugschule besuchten. Diese Segelflugschule hatte mein besonderes Interesse. Sie war begründet von Ferdinand Schulz, einem ostpreußischen Lehrer, der in den Anfangsjahren der Segelfliegerei bei den Wettbewerbsflügen auf der Rhön mit einem einfachen, selbstgebauten Segelflugzeug den Preis im Langstreckenflug gewann. Als ich noch Lehrer in Bonneberg war und die schon genannte Zeitschrift herausgab, hatte ich mich mit ihm in Verbindung gesetzt und von ihm einen Aufsatz über seine Entwicklung als Segelflieger bekommen. - Elche, die wir in den Dünenwäldern suchten, bekamen wir auf dieser Fahrt leider nicht zu Gesicht.

Ein Rossittener Fischer setzte uns für zehn Mark in seinem kleinen Fischerkahn über das Haff nach Schaakvitte (?). In einem Gasthaus dort, das Sommerfrischler aufnahm, hatte er einen Korb mit Fischen abzuliefern. Wir tranken mit ihm zusammen zum Abschied noch mehrere "Witte mit'n Punkt", einen klaren Kartoffelschnaps mit einem Schuß Himbeer darin. Ein heraufziehendes Gewitter verzögerte unsere Abfahrt nach Königsberg, so daß die Runde etwas länger dauerte. Zu unserer Überraschung hatte unser Fischer uns eine größere Portion seiner mitgebrachten Fische braten lassen, die uns nach der Kneipe herrlich schmeckten. Gestärkt setzten wir uns auf unser Rad, noch etwa 30 km waren bis Königsberg zurückzulegen. Es setzte ein kräftiger Nachregen ein, abgekämpft und völlig durchnäßt erreichten wir in Königsberg noch gerade den Spätzug nach Pillau.

Wir hatten ein schönes und eigenartiges Stück der ostpreußischen Landschaft kennengelernt. Heute, wo uns der Osten verschlossen und verlorengegangen ist, freue ich mich ganz besonders, daß ich das Land damals noch kennengelernt habe. Auch Westpreußen, Vorund Hinterpommern sowie Mecklenburg habe ich in den dreißiger Jahren kreuz und quer durchstreift, als schon viele den Zug nach Bayern hatten, ohne die schönen deutschen Mittelgebirge, besonders Thüringen und das Riesengebirge zu kennen. Dabei war es von Kiel aus so leicht mit den Schiffen des Ostpreußendienstes nach Swinemünde, Danzig und Pillau und später bis Memel zu kommen. Ich habe die herrlichen Landschaftsbilder, besonders die Seenplatten dieser östlichen Provinzen noch in bester Erinnerung. Wie schade, daß für viele, besonders für unsere Jugend dieser Teil unseres Vaterlandes ganz fremd bleibt!

Recht lebhaft ging es in Pillau am Mittwochabend auf einem Klubabend in der Ilskefalle zu, einer Schifferkneipe, die bei den Seefahrern verschiedener Nationen bekannt war. Um einen runden Tisch auf engstem Raum saß man dort mit Pillauer Bürgern einzeln und auch mit ihren Ehefrauen zusammen. Allerlei ungeschriebene Gesetze mußten beachtet werden, sonst war eine Runde fällig. Die Verkündung des Urteils wurde angezeigt durch Herablassen einer alten Schifferhose, die unheildrohend über dem Tisch hing. Besonders beliebtes Getränk bei den Damen war das "Danziger Goldwasser". Mir wurde davon nach reichlichem Genuß derart übel, daß mir noch jahrelang schlecht wurde, wenn es mir nur zu Gesicht kam. Wer etwas essen wollte, bestellte ein Stück Wurst, Käse, eine Dose Fischkonserven oder dergleichen. Es wurde aus dem anliegenden Feinkostgeschäft geliefert, nicht serviert, sondern einfach aus der Hand gegessen. Frohe und ausgelassene Stunden haben wir dort verlebt. Ständige Gäste waren ein Zahnarztehepaar Hund, von uns Hund und Hündin genannt. Ganz zufällig traf ich sie später nach dem Krieg in Flintbek bei Kiel wieder, wo er die Praxis eines verstorbenen, einheimischen Zahnarztes übernommen hatte. Wir frischten alte Erinnerungen auf, aber der alte Schwung kam nicht wieder, zu vieles lag dazwischen und älter waren wir ja auch geworden.

Ein Kegelklub und ein monatlich wiederkehrender Bierabend des Kollegiums sorgten für weitere Geselligkeiten. Nicht alle Kollegen beteiligten sich daran. Ich aber war ein regelmäßiger Besucher, besonders in den ersten Jahren. Und das war gut so, denn so wurde mir die neue Umgebung schnell vertraut.

Auch das Leben in der Großstadt brachte für mich, der ich bis dahin die meiste Zeit auf dem Lande oder in Kleinstädten verbracht hatte, viele neue Eindrücke, die verdaut werden wollten. Schon mein ausgeprägtes Streben, hinter die Kulissen zu blicken, veranlaßte mich, alles zu ergründen und auszuloten. Wie oft in meinem Leben mußte ich mich häuten, um mich den veränderten Lebensverhältnissen anzupassen. Das wird mehr oder weniger bei jedem der Fall sein, entscheidend ist, ob es gelingt und wie es gelingt. Wenn ich den Aussagen eines Bekannten glauben darf, muß es mir wohl gelungen sein. Er sagte einmal: "Du hast Dich von allen Bekannten am gründlichsten verwandelt. Von Deinen früheren Verhältnissen merkt man Dir nichts mehr an, nichts deutet mehr auf den Bauernjungen von einst." Ich machte die Beobachtung, daß Freunde nie in mir den Schulmeister errieten. Sie tippten gewöhnlich auf Ingenieur oder auf eine Stellung im kaufmännischen Beruf. Meine Schüler gaben mir später den Spitznamen "Käpten". Dabei ist mir das Einfügen in die Offiziersat-



21. Haus Goethestraße 26 in Kiel. Familie Wiechering wohnte von 1929 bis 1949 in der Parterrewohnung rechts. Das zur Wohnung gehörende Fremdenzimmer im Giebel (mit geöffnetem Fenster).

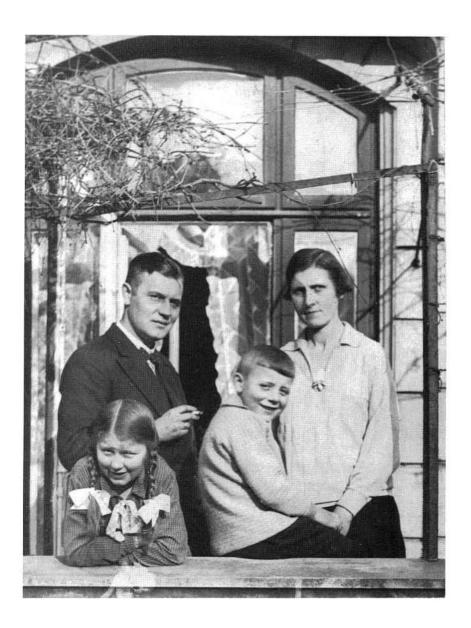
mosphäre am schwersten geworden. Das "Gehorsamst" und "Gnädige Frau" wollte nicht über meine Lippen.

Ich glaube, daß diese Wandlungen nicht oberflächlich und nur äußerlich blieben. Alles Lernen und Streben bedeutete mir wenig, wenn es nicht auch zur inneren Formung beitrug. Schon mein lebhaftes Interesse für Literatur zielte auch da in die richtige Bahn. Kiel als Groß- und Universitätsstadt bot mir mancherlei Anregungen. Dazu kamen Abstecher nach Hamburg und Berlin. Berlin hatte ich vor allem in mein Herz geschlossen. Regelmäßig zu Pfingsten fuhr ich einige Tage in die Reichshauptstadt. Hemmend wirkten natürlich die geringen Mittel, die mir zur Verfügung standen, so daß nicht alle Wünsche nach kultureller Betätigung und Reisen erfüllt werden konnten.

Aber meinen Lesehunger vermochte ich zu stillen, denn da standen mir die große Universitätsbücherei, die große Hauptbücherei der Marine und andere Büchereien einer Großstadt zur Verfügung, wo ich jede wichtige Neuerscheinung ausleihen konnte. Nicht vorhandene Buchtitel trug man in ein Wunschbuch ein, und nach etwa drei Wochen lagen die Bücher dann bereit. Ich wüßte nicht, daß man mir jemals einen Wunsch abgeschlagen hätte.

Recht wohl fühlten wir uns auch in unserer Wohnung, Goethestraße 26. Uns gefiel vor allem die schöne Lage am Hohenzollernpark. Alle Brennpunkte der Stadt waren ohne Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel leicht zu erreichen. Der Mietpreis war angemessen, die Räume ausreichend für unsere bescheidenen Ansprüche. Drei Balkone gewährten einen Austritt ins Freie. Schöne Sonnentage verbrachten wir auf dem von wildem Wein dicht umrankten Balkon zur Park- und Sonnenseite hin. Ein Vorgarten trennte uns genügend von der Straße. Bis zu unserem Wegzug von Kiel im Jahre 1949 haben wir dort gewohnt, danach noch jahrelang unsere Kinder. Im Krieg blieb die Wohnung wie durch ein Wunder von direkten Bombentreffern verschont, entstandene Schäden ließen sich mit der Zeit abstellen.

In Kiel bekam ich auch die erste Verbindung zu Freimaurern. Ein älterer Kollege, der mir näher stand, außerdem mein Direktor gehörte dem Bunde an. Von einer Aufnahme rieten sie mir ab. Wir



22. Fritz Wiechering mit seiner Frau, seiner Tochter Gerda und seinem Sohn Günter auf einem der Balkone der Wohnung Goethestraße 26 in Kiel im Jahre 1929.

schrieben das Jahr 1930, die Nationalsozialisten gewannen immer mehr an Einfluß. Man kannte die drohende Gefahr, laut genug wurde den Freimaurern der Kampf angesagt, besonders durch Ludendorff und seine Frau Mathilde.

1930 zogen meine nächsten Anverwandten, Mutter, Schwester und Schwager nach Flintbek, also ganz in unsere Nähe, wodurch unser Leben neue Inhalte bekam. Aber darüber später. Es war eine glückliche Zeit, diese Zeit in Kiel vor 1933.

XII. HOFKÄUFE IN SCHLESWIG-HOLSTEIN

"Ich werde eine neue Scheune bauen," sagte mein Schwager Heinrich Höfelmeier aus Drohne im Kirchspiel Dielingen, als er sich in Kiel von uns verabschiedete. Er hatte uns, Angelbecks in Brebelholz und seinen früheren Nachbarn Winkelmann besucht, der einen Hof in der Nähe von Glücksburg erworben hatte. Wie erstaunt waren wir dann, als uns ein paar Wochen später aus einem Brief meiner Schwester ein Zeitungsabschnitt aus der Diepholzer Zeitung auf den Tisch flatterte, wo meine Angehörigen ihre Besitzungen in Drohne und Dielingen zum Verkauf anboten. Also die neue Scheune wurde nicht gebaut. Man hatte sich entschlossen, auch nach Schleswig-Holstein umzusiedeln.

Ein Brief brachte die nötigen Erklärungen. Meine Mutter und auch der alte Höfelmeier, die beide noch Besitzer waren, hatten sich bereiterklärt zu übergeben, natürlich gegen entsprechende Sicherheit, die als Hypothek in die neue Besitzung eingetragen wurde. Die meisten Schwierigkeiten machte meine Mutter. Sie wollte ihre Selbständigkeit nicht aufgeben, denn auf dem Sterbebette hatte mein Vater sie ermahnt: "Sophie, bleib Dein eigener Herr, gib Deine Selbständigkeit nicht auf." Darum war sie auch nach dem Tode meines Vaters nicht zu ihrer Tochter Luise nach Drohne gezogen, sondern wohnte weiter für sich allein in ein paar Räumen ihres Hauses Dielingen Nr. 109. Das übrige Haus und die Ländereien hatte sie verpachtet. Die Bitten ihrer Tochter, die sie immer schlecht abschlagen konnte, ihrem Glück nicht im Wege zu stehen, hatten sie dann doch weich gemacht. Auch der Gedanke, daß die Drohner notfalls allein nach Schleswig-Holstein ziehen würden und sie dann einsam und allein ihre alten Tage weit entfernt von ihren Kindern verbringen müßte, hatten verständlicherweise mitentschieden für den Verkauf. Trotzdem wunderte ich mich über meine Mutter. Hatte sie mir gegenüber doch erklärt, als meine Versetzung nach Kiel bevorstand: "Wenn Du so weit fortziehst und noch dazu in eine Großstadt, werde ich Dich nie besuchen." Und nun galt das alles nicht mehr. Ausgerechnet nach

Holstein zog sie, wo ihr "verlorener" Sohn steckte! "Use Möm nümmt faken ümme wie de Dielger Pastor," so hatte mein Vater schon früher einmal spaßhaft gesagt.(Unsere Mutter ändert ihre Meinung häufiger, als der Dielinger Pastor.)

Sie hat es aber wohl nicht bereut und sich schnell in den neuen Verhältnissen zurechtgefunden. Ruhe sie sanft in Holsteins Erde, auf dem schönen Flintbeker Friedhof! Dort liegt sie in einem Einzelgrab, nicht in der Familiengruft, das sie - eigenwillig wie sie immer war - trotz Abraten von allen Seiten erworben hatte zu ihren Lebzeiten, weil sie nicht mit dem Schwiegervater ihrer Tochter, mit dem sie sich gar nicht verstand, Seite an Seite liegen wollte. Fern, zu Dielingen, auf dem Klei ruht ihr Mann, mein Vater, aber sein Grab ist nun schon eingeebnet. Meine Schwester fand ihre Ruhe auf dem Familiengrab. Ich habe inzwischen eine Grabstätte auf dem alten Friedhof in Herford erworben, direkt an der Lippischen Bahn. So sind wir vier von der Alten Windmühle 109 in alle Winde verstreut.

Der Verkauf der Höfe in Dielingen und Drohne ging flott vonstatten. Sie erbrachten einen Verkaufspreis von runden 100.000 Mark, wofür sie in Holstein einen großen, stattlichen Hof erwerben konnten, zumal bei der damaligen Wirtschaftskrise, wo bares Geld rar war. Doch danach stand ihr Sinn nicht. Sie dachten vorwiegend an einen Besitz von 80 bis 100 Morgen, den sie mit eigenen Kräften bewirtschaften konnten.

Mit dieser Absicht erschienen sie dann bei mir in Kiel. Fast 14 tagelang durchkreuzten wir mit Maklern das holsteinische Land und besichtigten die verschiedensten zum Kauf angebotenen Höfe. An allen war etwas auszusetzen, am besten gefiel von Anfang an der Hof des Buttergroßhändlers Kortum in Flintbek Nr. 12. Die Wohn- und Wirtschaftsräume befanden sich in einem guten Zustand, die Lage zu Kiel versprach Vorteile. Die Grundstücke lagen zum Teil mitten im Ort, der wegen seiner günstigen und schönen Lage viele Baulustige anzog. Mit einem Wertzuwachs konnte gerechnet werden. Diese Gesichtspunkte waren für mich besonders maßgebend, während Schwester und Schwager eher einen Nachteil darin sahen.

Als Landwirte dachten sie nicht an Bodenspekulationen. Ihnen war der Hof auch zu groß, besonders meiner Schwester. Sie war von der Heimat her gewohnt, daß die Frau bei den landwirtschaftlichen Arbeiten als volle Arbeitskraft mit eingesetzt wurde. Nun sah sie schwarz, ob sie das bei ihren schwachen Kräften leisten konnte. Dazu kam noch das große Haus, der viel größere Viehbestand und die fast städtische Umgebung, die für sie so ungewöhnlich war. Unter diesem Druck hat sie wohl auch die ganze spätere Zeit gestanden. Ist das vielleicht auch eine Ursache ihres frühen Todes, so frage ich mich heute?

Jedenfalls äußerte sie bei jeder Besichtigung diese Bedenken. Das machte die Makler hellhörig, so daß sie bei dem Flintbeker Hof eine größere Koppel einfach verschwiegen, obwohl sie in dem genannten Kaufpreis mit einbegriffen war. Später hat mein Schwager sie für 5.000 Mark noch dazu erworben.

Kortum hatte auf den landwirtschaftlichen Betrieb nicht den Hauptwert gelegt. Für ihn war der Hof in erster Linie repräsentativer Landsitz. Dementsprechend hatte er viel Wert auf die Ausgestaltung der Wohn- und Wirtschaftsräume gelegt. Besonders schön war die eichegetäfelte Wohndiele. Ein geschäftlicher Rückschlag veranlaßte ihn, diesen Besitz von rund 160 Morgen zu verkaufen. Wir erstanden ihn mit Inventar und sämtlichem Beschlag, der aber nicht vollständig war, für 80.000 Mark, so daß die restlichen 20.000 Mark ausreichten, um noch sämtliche Unkosten zu decken.

Unser Leben in Kiel bekam durch den Zuzug unserer nächsten Angehörigen auch neue Inhalte. Flintbek lag gleichsam vor den Toren Kiels und war in einer Viertelstunde mit dem Zug zu erreichen. Von der Endstation der Straßenbahn lag der Hof etwa 6 km entfernt. Oft haben wir diesen Weg zu Fuß gemacht. Die Kinder fuhren häufig mit dem Rad dorthin. Ein Verkehr bahnte sich auch mit anderen Landsleuten an, die alle weiter nördlich gesiedelt hatten. Diese Verbindungen sind bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben, besonders mit den Familien Angelbeck in Brebelholz bei Süderbrarup und Hagen in Schnarup. Besucher aus der

alten Heimat kehrten auch häufig bei uns ein. Kiel war der Umsteigebahnhof für die Strecke nach Flensburg. So lag es dann nahe, auch "Wiecherings Fritz" einen Besuch abzustatten, besonders in der Kriegs- und Nachkriegszeit, als die Verbindungen nach dem Norden oft schlecht waren und man in Kiel einen längeren Aufenthalt hatte. Ein Bekannter taufte damals unser Haus "Hotel Wiechering".

Neben dem Hof besaß Kortum noch eine Villa in Flintbek, auf die mein Schwager das Vorkaufsrecht hatte. Als auch diese zum Verkauf stand, bot er sie mir an. Doch meine Frau hatte keine Meinung, nach Flintbek zu ziehen, aus vielerlei Gründen. Mein Kollege Zurheide erwarb sie dann, und noch heute ist sie im Besitz der Familie.

Landsleute aus Dielingen und Umgebung, die zu Besuch kamen, und auch Bekannte, die bereits in Holstein gesiedelt hatten, fanden alle, daß meine Verwandten günstig gekauft hatten. Sie selbst fügten sich bald in die neuen Verhältnisse ein und gewannen das Vertrauen der Einheimischen. Auch meine Mutter fand ihren Kreis und hatte kein Heimweh. Sie war meiner Schwester im Haushalt eine gute Stütze, machte ihr aber auch durch ihre Eigenwilligkeiten manchen Kummer, trug sie doch immer auf zwei Schultern. Wenn Mutter sich aber zu sehr über die "jungen Leute" und über den "Alten" geärgert hatte, zog sie sich grollend auf ihr Altenstübchen zurück, das im ersten Stock lag und einen schönen Ausblick auf die belebte Straße und über das gewellte Land bot. Hier schrieb sie auch auf meine Anregung hin Erinnerungen aus ihrem Leben nieder, die ich dann endgültig formte. Lange dauerte ihr Zorn nicht, den Bitten und Liebenswürdigkeiten ihrer Tochter konnte sie nicht widerstehen.

Der "Alte", der Vater meines Schwagers, ließ die jungen Leute gewähren. Er litt schwer an Asthma, war nicht mehr arbeitsfähig und nahm wenig Anteil am Geschehen. Auch Anschluß fand er nicht mehr, suchte ihn auch nicht. Er war ein Sonderling, auch schon in Drohne. Schwager und Schwester vermißten die alte Heimat auch nicht. Sie gewannen schnell einen Bekanntenkreis. Mein Schwager wurde ein eifriger Jäger und Mitpächter der Gemeindejagd. Schon dadurch kam er mit vielen landwirtschaftlichen Kollegen – auch aus den Nachbardörfern – zusammen. Auch der Hof war nun nicht mehr zu groß, im Gegenteil, sie pachteten Koppeln dazu. Ihre einzige Tochter Gertrud, die noch klein war, als sie nach Flintbek zogen, empfand den Wechsel überhaupt nicht. Für sie ist Flintbek die Heimat.

Einschneidend war der frühe Tod meiner Schwester im Kriegsjahr 1941. Sie starb am 9. April, noch nicht 39 Jahre alt, in der Chirurgischen Klinik in Kiel. Zunächst führte meine Frau den Haushalt weiter. Sie hatte in Kiel keine weiteren Pflichten mehr. Mein Sohn Günther und ich waren eingezogen und meine Tochter Gerda lebte jung verheiratet in Gotenhafen, wo ihr Mann an der Navigationsschule unterrichtete. Das konnte aber kein Dauerzustand sein. Sie kümmerte sich um eine Wirtschafterin, die aber nicht zum besten einschlug.

Durch die Vermittlung der Brebelholzer Bekannten übernahm dann Käthe Lassen, die jetzige Frau meines Schwagers, das häusliche Regiment. Sie war Angeliterin, eine Bauerntochter, die im Ersten Weltkrieg ihren Verlobten verloren hatte, also mit den bäuerlichen Verhältnissen wohlvertraut. Und weil sich beide gut verstanden, lag nichts näher, als daß mein Schwager sich um sie bewarb und seiner Tochter zugleich eine Mutter wiedergab. Das lag lag auch in unserem Sinne.

Ich denke noch gern an die Hochzeit in Oersberg, die auf dem elterlichen Hof gefeiert wurde und die der älteste Bruder als Hoferbe für sie ausrichtete. Ihr Vater, verwitwet, lebte mit der Familie seines Sohnes zusammen. Wir hatten schon ein paar Jahre Krieg, viele Dinge waren knapp, vor allem Spirituosen. Aber auf der Hochzeit fehlte es an nichts. Gut und reichlich wurde uns der Tisch gedeckt. Ich war besonders erstaunt über die verschiedenen Torten und Kuchen. Diese Reichhaltigkeit kennt man wohl nur im Norden, wo man süße Speisen besonders schätzt. Ich litt

ausgerechnet an diesem Tage an einer Magenverstimmung und konnte mich über den Appetit der Hochzeitsgäste nur wundern. Sie genossen mit Bedacht die herrlichen Sachen. Übel wurde mir geradezu als die Grogtrinkerei anfing. Vater Lassen zeigte sich als der trinkfesteste. Trotz der vorher genossenen Süßigkeiten süßte er seinen Grog überreichlich. Mir wurde schon übel vom Zusehen, nichts hätte mich veranlassen können mitzutun. Das wurde schon fast übelgenommen. Ein Gast, ein waschechter angeliter Bauer, äußerte in Platt: "Sie wollen mir doch nichts vormachen, daß Sie als Marineoffizier keinen Grog trinken." Nach vielen Worten gaben sie sich zufrieden, und mein Schwager holte dann unter viel Hallo noch eine Flasche Steinhäger hervor, der schon Medizin für meinen verkorksten Magen war, ebenso für den Schwager Hoeck, der eine Schwester von Käthe zur Frau hatte. Er litt zeitlebens an einem Magenleiden. Mit Käthe war in Flintbek wieder ein geordnetes Familienleben eingezogen, zum Segen für Schwager und Nichte. Zwischen den dreien bestand ein herzliches Einvernehmen.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Bauern in den dreißiger Jahren besserten sich allgemein, gefördert durch den nationalsozialistischen Staat, gesichert auch besonders durch das Erbhofgesetz. Mein Schwager sollte die "Vorzüge" dieses Gesetzes bald am eigenen Leibe spüren. Durch den Bombenkrieg verloren viele Familien in den Städten ihre Wohnungen. Der Staat versuchte, dies durch Neubauten in weniger gefährdeten Gebieten auszugleichen. Flintbek bot sich da geradezu an. Es sind dort auch keine Bomben gefallen, die Schaden anrichteten. Mein Schwager mußte seine wertvolle Hauskoppel, rund 50 Morgen groß, mitten im Siedlungsgebiet, für solche Neubauten hergeben. Es wurden darauf Häuser im finnischen Holzbaustil errichtet. Da nach dem Erbhofrecht ein Hof aus Gründen der Wirtschaftlichkeit nicht unter eine gewisse Größengrenze sinken durfte, bekam er entsprechendes Land an anderer Stelle wieder, das Landwirten im Dorf und auch der Kirche abgenommen wurde. Nach dem Kriege nun mußte mein Schwager aufgrund des Wiedergutmachungsgesetzes das von der Kirche abgetretene Land an diese entschädigungslos abtreten. Das empfanden wir als offenbares Unrecht. Ein darum geführter Prozeß ging verloren, die hohen Kosten hatte mein Schwager nun auch noch zu tragen. Ich schlug ihm damals in der Verärgerung vor, so lange aus der Kirche auszutreten, bis er durch die eingesparten Kirchensteuern den Schaden wettgemacht habe. Doch dazu konnte er sich dann doch nicht entschließen.

Meine Nichte Gertrud, das einzige Kind meiner verstorbenen Schwester und damit einzige Erbin, heiratete kurz nach Kriegsende nach Welsede, zwischen Rinteln und Hessisch-Oldendorf gelegen, auf den Hof Tebbe, einen Wesermarschhof von rund 150 Morgen, schön gelegen, unterhalb der Schaumburg am Abhang des Wesergebirges. Das ist die Stammburg der Schaumburg-Lipper, des reichsten Fürstengeschlechtes vor dem Ersten Weltkrieg, die in Bückeburg residierten. Ihren Mann, Fritz Tebbe, hatte sie durch eine Heiratsanzeige kennengelernt. In einer ausgelassenen Laune während ihrer Lehrzeit hatte sie zusammen mit einer Freundin die Anzeige in einer landwirtschaftlichen Zeitung aufgegeben. Prompt hatten sich dann auch darauf die Bewerber gemeldet. Was ihnen zunächst wohl nur Scherz war, wurde schnell ernst. Meinem Schwager machte sie damit einen Strich durch die Rechnung. Er hätte sich lieber einen männlichen Nachfolger für den Hof in Flintbek gewünscht, der ihm eine Stütze geworden wäre, zumal er auch nicht der Stärkste war und wie sein Vater sehr unter Asthma litt. Aber Gertrud ließ nicht von ihrem Fritz, verließ das Flintbeker Haus und zog in die Fremde.

Bald darauf verpachtete mein Schwager seinen Hof an einen Nachbarn, einen Gärtner, und zog sich mit seiner Frau Käthe auf die drei vorderen Räume, die Diele und die beiden anliegenden Zimmer, zurück. Es kam noch hinzu, daß er 20 Flüchtlinge hatte aufnehmen müssen. Jeder Raum im Haus, selbst leicht hergerichtete Kammern, waren belegt. Das brachte viele Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten mit sich.

Es trat dann die Gemeinde um neues Bauland an ihn heran. Er stellte seinen ganzen Hof zur Verfügung mit der Bedingung, daß man ihm einen anderen Hof in Holstein als Ersatz besorge. Die Gemeinde ging darauf ein, kümmerte sich auch um einen Ersatzhof, aber ohne

Erfolg. Mein Schwager erkannte, daß er eines Tages seinen landwirtschaftlichen Betrieb nicht würde aufrechterhalten können.

Dazu lag er zu günstig mitten im Besiedlungsgebiet. Immer würde man zuerst zu ihm kommen, wenn Bauland benötigt würde, weil seine Tochter weggeheiratet hatte und es ihn nicht so traf wie jeden anderen Bauern im Dorf, der aus Gründen der Wirtschaftlichkeit ungern Land abgab. Es bot sich eine günstige Gelegenheit zum Verkauf und auch zum Erwerb eines schönen und größeren Hofes in Boostedt Nr. 1 bei Neumünster. Es war ein 400 Morgen Hof mit guten Wirtschaftsräumen, einem herrschaftlichen Wohnhaus und mehreren Mietshäusern. Selbst hat er diesen Hof nie bewirtschaftet, nur die Jagd dort ausgeübt. Als nämlich in Deutschland die Bundeswehr aufgebaut wurde, fiel der beste Teil des Landes in das Interessengebiet der Bundeswehr. Er verkaufte deshalb den ganzen Besitz an den Staat.

Wieder begann die Suche nach einem neuen Hof, nun unter Mithilfe seines Schwiegersohnes, dem er ziemlich freie Hand ließ, waren doch bei seinem Alter die Kinder die Hauptinteressenten. Schließlich erwarb man nach langen Verhandlungen den Hof Neuteich zwischen Eckernförde und Kappeln an der Schlei. Gertrud und Fritz fanden viel Gefallen an diesem schönen Besitz von etwa 240 Morgen Größe und schwerem Boden, so daß sie in Welsede ihr Anwesen verpachteten und Neuteich selbst bewirtschafteten. Mein Schwager übergab seiner Tochter den Hof und lebt seitdem in seinem neuerbauten Haus in Flintbek auf Leibrente. Ein Dutzend Morgen Land, zum Teil günstiges Bauland, das er verpachtete, sind ihm dort geblieben. Wir sind noch öfters Gast in Flintbek und Neuteich, wo reichlich Platz ist. Zu dem jüngsten auf Neuteich geborenen Sohn Jochen bin ich Pate. Er wurde am 10. November 1962 als vierter Sohn seiner Eltern geboren.

An dieser Stelle ist es angebracht, auch noch kurz von den bäuerlichen Verwandten in der alten Heimat zu sprechen. Die Steinbrinker in Arrenkamp, Amt Dielingen (drei Namen schleppt der Hof mit sich: Schlüter, von den Großeltern, Lilie, von Onkel und Tante, Eickhof, von Kusine Sophie und ihrem Mann) haben ihr Wohnhaus ganz modernisiert. Vom alten Haus, wie ich es aus mei-

ner Jugend kenne, ist nur noch der Grundriß vorhanden. Neue, weite Wirtschaftsgebäude sind dazugekommen. Durch Verkoppelung ist der zerstreute Grundbesitz vereinigt und liegt direkt am Hause. Auch auf der Fischerstadt hat mein Vetter Wilhelm Wiechering ein ganz neues Wohnhaus gebaut und die Wirtschaftsgebäude erweitert. Auch dort ist durch Verkoppelung ein einheitlicher Besitz entstanden. Durch Eindeichung der Hunte und Entwässerung des Moores ist der Wert der Grundstücke gestiegen. Wo früher feuchte Moorwiesen lagen, sieht man jetzt zum Teil Ackerland. Mein Vetter konnte durch Zukauf die an sich kleine Landstelle bedeutend vergrößern. Über 40 Morgen, der größte Teil in einer Fläche am oldenburgischen Ufer der Hunte gelegen. erwarb er für billiges Geld dazu. Durch intensive Wirtschaft und durch die Zeitumstände ist der Wert dieser Fläche um ein Vielfaches gestiegen. Sein zweiter Sohn ist auf einen größeren Hof in Levern verheiratet. Auch auf der Krönerei ist ein neues. schönes Haus entstanden. Mein Vetter Heinrich Wiechering und seine Frau sind allein geblieben. Ihre einzige Tochter heiratete in ein Juweliergeschäft in Lemförde. Allen geht es wirtschaftlich gut.

XIII. DER ZWEITE WELTKRIEG

In der ganzen Zeit lebten wir unter dem Schatten des verlorenen Ersten Weltkrieges. Das politische Leben in Deutschland radikalisierte sich mehr und mehr, besonders dann in den Jahren der Wirtschaftskrise um 1930. Die Nationalsozialisten mit ihrem lauten Gebaren stießen mich von vornherein ab. Eine Versammlung, die ich im Jahre 1929 in Wilhelmshaven besuchte, kurierte mich ein für alle Mal. Das übertriebene, falsche Pathos des Redners, der jedem alles versprach, für die schwierigsten Probleme eine Lösung hatte, dem seine Anhänger in überlautem Spektakel Zustimmung bekundeten, erregten geradezu Ekel in mir. Ich konnte nicht verstehen, daß sich gebildete Menschen ins Schlepptau nehmen ließen.

Im Kollegium schieden sich natürlich auch die Geister. Noch konnte man freimütig seine Meinung äußern und tat es auch. Einige hielten sich allerdings vorsichtig zurück, jedenfalls bestand 1933 bei der "Machtübernahme" durch Hitler Klarheit darüber, wer dafür und wer dagegen war. Es begann ein widerliches Spiel, am lautesten gebärdeten sich einige von den Lauen, sie spielten nun die Überprozentigen. Über meine Einstellung bestand kein Zweifel, ich wurde aufs tote Gleis geschoben und nahm es widerstandslos hin. Was blieb mir schließlich anderes übrig, als mich still zu verhalten. Weil ich im übrigen als harmlos galt, ließ man mich im großen und ganzen ungeschoren. Doch hin und wieder entschlüpften einem unbedachte Äußerungen, die dann gierig von einem "lieben" Kollegen aufgegriffen und an die große Glocke gehängt wurden. So fuhr es mir in der Stunde der Machtübernahme heraus: "Das bedeutet Krieg!" Wie hatte ich damit ins Wespennest gegriffen! Im Laufe der Jahre füllte man sein "Schuldkonto" durch solche Ausbrüche, und es wurde nicht vergessen, alles anzukreiden. Man wußte es und belastete sich seelisch damit. Dazu kam das Mißtrauen, das ich so wenig gekannt hatte. So stand ich dann eines Tages vor dem nervlichen Zusammenbruch. Aber mein Direktor, der es immer gut mit mir meinte, ahnte, was da vor sich ging und sorgte dafür, daß ich einen längeren Erholungsurlaub bekam. In der Stille der Holsteinischen Schweiz, im Marineerholungsheim am Kellersee, wo ich im November der einzige Gast war, fand ich mich dann wieder.

Die unbeschwerte Zeit war vorbei. Mißtrauen beherrschte die Szene, einer traute dem anderen nicht mehr. Meine Unbefangenheit habe ich damals verloren und bis auf den heutigen Tag nicht wiedergefunden. Da sind aber auch noch die Kriegserlebnisse und Erlebnisse in der Gefangenschaft und der Nachkriegszeit wirksam. Aber ein bißchen stolz bin ich doch, daß ich diesem Hitler nicht ins Garn gegangen bin, wenn ich es auch nicht laut sage und herausstelle wie manche, weiß ich doch auch, wie viele ehrliche Menschen aus innerer Überzeugung glaubten, ihm im vaterländischen Sinne folgen zu müssen und danach ebenso offen und ehrlich bereuten, daß sie sich täuschen ließen. Und ich weiß auch, wie man durch Umstände zu blitzartigen Fehlentscheidungen in Gedanken und Gefühlen verführt werden kann, Handlungen begeht, die man sich und auch anderen gar nicht zugetraut hätte. Dieses Wissen müßte oder muß uns tolerant machen, von der Verantwortung kann uns freilich nichts loskaufen.

Nach der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht vergrößerten sich auch unsere Schulen. Viele Kollegen mußten neu eingestellt werden, darunter solche, die Parteimitglieder waren. Einer trug sogar das Goldene Parteiabzeichen für alte Kämpfer. Die Zahl der Lehrkräfte an unserer Schule in Kiel-Wik stieg über 100. vorher waren es 35 hauptamtliche. Unsere Schule wurde Ausbildungsanstalt für Anwärter, die noch das Staatsexamen abzulegen hatten. Nach ein paar Monaten, wenn die Ausbildungsarbeiten abgeschlossen waren, verließen sie uns wieder, sie wurden auf die anderen Schulen verteilt. Man lernte sie nur oberflächlich kennen, ihre Namen vergaß man wieder, gab sich auch nicht die Mühe, sie sich einzuprägen, weil man doch wußte, daß sie bald wieder gingen und neue an ihre Stelle traten. Auch von den vielen Offizieren nahm man jetzt kaum noch Notiz, während man in der kleinen Berufsmarine - wenn auch nicht alle persönlich - so doch die Namen, Dienstgrade und Dienststellung kannte.

Auch für die Wehrmachtsbeamten wurde die Uniform eingeführt. Wir Lehrer wurden aufgefordert, Stellung dazu zu nehmen. Alle sprachen sich dagegen aus. Daraufhin wurde jedem freigestellt, ob er sie tragen wollte oder nicht. Kein Kollege kreuzte in Uniform auf, nur nach Ausbruch des Krieges wurde es Zwang. Nur wenige waren davon betroffen, solche, die nicht zum aktiven Dienst eingezogen waren und nach Schließung der Schule anderweitig bei der Marine beschäftigt waren. "Silberlinge", so nannte man die Träger der Beamtenuniform nach der Silberlitze und den silbernen Achselstücken im Gegensatz zu den goldenen der aktiven Marine. Im Heer und bei der Luftwaffe bestand für die Fachlehrer von vornherein Uniformzwang.

Seit 1932 halfen einige Kollegen, die nach ihrem alten Wehrpaß nicht mehr kriegsverwendungsfähig waren, darunter auch ich, unter Führung eines Kapitänsleutnants bei der Vorbereitung eines Flugmeldesystems für die Marine mit. Nach der Machtübernahme durch Hitler wurden wir neu gemustert und zum Dienst im Flugmeldedienst verpflichtet. 1937 beförderte man mich aufgrund meiner Tätigkeit in dieser in Milizform aufgebauten Formation zum Marineartilleriemaaten. Ich erhielt feldgraue Uniform, die zu Hause aufbewahrt werden und nur zu den angesetzten Übungen getragen werden mußte. Ein Spaß, wenn ich darin auf der Straße Schülern begegnete, die einen höheren Dienstgrad hatten, und ich vor ihnen eine besonders zackige Ehrenbezeugung machte.

Am 24. August 1939 erhielt ich meine Einberufung. Unser Fluko (Flugmeldekommando) lag in einem Bunker in Dreilinden bei KielPries zusammen mit der Flakzentrale, kurz Flagruko genannt. Es war einer der zuerst gebauten Bunker und noch mit vielen "Kinderkrankheiten" behaftet, besonders die Entlüftung klappte nicht. Schon in Friedenszeiten hatten wir dort mehrere Übungen abgehalten. Die Räume und die Einrichtung waren uns also wohlbekannt.
Bei diesen kurzen Übungen hatten wir die Mängel nicht so empfunden, aber jetzt, wo er ständig mit weit über 50 Menschen belegt war, quälte uns die dicke Luft. Gut, daß ein Teil der Besetzung in ruhigen Stunden vor dem Bunker sich die erschöpften Lungen wieder auffrischen konnte. Vier Wachen lösten sich ab. Um die



23. Ehepaar Wiechering im Zweiten Weltkrieg.

Mittagszeit brachte das Flukoauto jedesmal zwei Wachen von Kiel aus in Stellung und fuhr die zwei Wachen, die Dienst getan hatten, wieder nach Kiel zurück. Nur etwa aus einem Dutzend Soldaten bestand jede Wache. Den größten Teil machten die Marinehelferinnen aus, junge Mädchen aus Beruf und Schule, die den Telefondienst versahen, Flugmeldungen entgegennahmen und weitergaben. Verpflegung erhielten alle in Dreilinden, wo abseits vom Bunker, im "Flukowäldchen" nach und nach ganz annehmbare Barakken für Wohn- und Schlafräume entstanden. Für die 24 Stunden, die sie zu Hause verbringen konnten, bekamen sie kalte Verpflegung mit. Das Mittagessen wurde in Dreilinden eingenommen, was durch die Wachablösung am Mittag möglich war. Diese Helferinnen, das muß ich zu ihrer Ehrenrettung sagen, haben durchweg freudig und gewissenhaft ihre Aufgaben erfüllt. Daran änderte sich auch nichts, als sich im Laufe der Kriegsjahre einzelne, leichte Vögel einschlichen, die bei der Neigung zu Verallgemeinerungen den Ruf der vielen ordentlichen Mädchen oft verdorben haben.

Einer der Stabsoffiziere, der Hitler frühzeitig offen in die Arme gelaufen war, was man von den meisten Marineoffizieren nicht sagen kann, war der Sohn des "Löwen von Flandern", Schröder. Er erklärte zu Anfang in einer Versammlung aller Fachschullehrer, daß man die Lehrer, die sich nicht zum Nationalsozialismus bekannt hätten, entlassen würde. Wenn dies nicht sofort geschähe, läge es nur daran, daß man nicht so schnell fachkundigen Ersatz fände. Nun, wir haben das "tausendjährige Reich" überstanden, waren sogar würdig, bei Ausbruch des Krieges als erste zum Wehrdienst einberufen zu werden.

Plötzlich aus dem Berufsleben und den alltäglichen Gewohnheiten losgerissen, fing das Landsknechtleben im Bunker an. Noch hatten für uns die Kampfhandlungen nicht begonnen, aber das Außergewöhnliche und Ungewisse wirkte im Unterbewußtsein und suchte, sich Luft zu verschaffen. Das Warten und die Untätigkeit verführte zum Trinken, und Alkohol gab es reichlich. Der Bunkerwärter betätigte sich zugleich als Kantinenwirt. In einem Nebenraum, wo die Entlüftungsanlage installiert war, entwickelte sich ein Kneipendasein. Ein Gutes hatte es, wir lernten uns kennen und wußten,

was wir voneinander zu halten hatten. Bis Weihnachten hatte der Wärter so viel Geld zusammengescharrt, daß er von sich aus jeder Wache zur Weihnachtsfeier die Getränke stiftete.

Die ersten feindlichen Flieger, Engländer, erschienen über unserem Luftraum bei Tage nur als Aufklärer, ganz vereinzelt warfen sie auch einmal eine Bombe ab. Die Bombenangriffe auf Kiel. die zuerst zögernd, dann aber häufiger einsetzten, erfolgten nur bei Nacht. Kiel war zu Anfang des Krieges die meist angegriffene Stadt. Als wir am ersten Tag den Bunker betraten, wurden wir an einen Kartenständer geführt, und man erklärte uns, wie hier Meldungen eines Gerätes in einer Flugwache aufgenommen und aufgezeichnet werden sollten. Von dem Gerät selbst und wo es stand. sagte man uns nichts, das war Geheimsache. Später, als ich zum Offizier befördert war, lüftete man den Schleier. Es handelte sich um ein Radargerät, ein Flamengerät, wie es die Marine entwickelt hatte, im Gegensatz zu einem Würzburggerät, das bei der Luftwaffe und bei der Flak benutzt wurde. Beide habe ich später auf Kursen in Ahlbeck bei Swinemunde und in Klotzsche bei Dresden eingehend kennengelernt. Unser erstes Gerät, noch kein Seriengerät, stand in Westermarkendorf auf Fehmarn und arbeitete zu aller Zufriedenheit. Es faßte die feindlichen Flieger schon über der Nordsee auf und verfolgte sie gewöhnlich bis zum Abflug. Im Laufe der Zeit kamen noch mehrere Geräte dazu. Bei Minenabwürfen über der Ostsee leisteten sie uns besonders gute Dienste.

Gegen die Radargeräte setzten damals von beiden Seiten verschiedene Störmaßnahmen ein. Bekannt ist allgemein das Abwerfen von Staniolschnitzeln, die das Bild auf dem Radarschirm veränderten. Aber was konnte das schon groß schaden. Man wußte, wenn die Störung eintrat mit Sicherheit, daß sich feindliche Flugzeuge im Raum befanden. Man probierte viele Gegenmaßnahmen aus. Eine ist mir noch unter der Bezeichnung "Lange Latte" gegenwärtig. Zeitweilig sprachen wir von einem Radarkrieg, der unter den Geräten an der Westküste und der englischen Küste ausgefochten wurde. Dort arbeiteten unsere Geräte, die nun serienweise hergestellt wurden, auf ein und derselben Welle, so daß es dem Gegener ein leichtes war, Störgeräte einzusetzen, während wir es viel schwe-

rer hatten, weil die englischen Geräte auf verschiedenen Wellenlängen aufnahmen. Ich erinnere mich auch noch an die Aktion der Engländer bei Dieppe, wo ein Trupp an der Küste landete und ein Radargerät abmontierte und mitnahm. Unser Heeresbericht sprach damals von einer mißglückten Invasion. Ein typisches Beispiel dafür, wie man vor der Öffentlichkeit einen Mißerfolg in einen Sieg umdeutete. Einen großen Erfolg gegen unsere U-Boote erzielten die Gegner in diesem Radarkrieg, als auch die Flugzeuge mit Funkmeßgeräten ausgerüstet wurden. Sie peilten die aufgetauchten U-Boote an und waren in wenigen Minuten über ihnen und warfen die Bomben ab. Damit war dem U-Boot eine stärkere Waffe, die Tarnung, entrissen. Die Verluste gingen derart in die Höhe, daß der U-Boot-Krieg zeitweilig zum Erlahmen kam. Es mußte erst ein Gerät erfunden werden, welches den U-Booten anzeigte, daß sie angepeilt wurden. Dann galt es, in den wenigen Minuten bis zum Eintreffen des Flugzeuges unterzutauchen. Damals sollen französische Bastler maßgeblich bei der Entwicklung eines solchen Gerätes mitgewirkt haben.

Der Dienst im Fluko mit den vielen Nachtwachen bei langen Luftangriffen auf Kiel und die Küstenstädte, den Minen- und Aufklärungsflügen, die uns dauernd in Atem hielten, war recht aufreibend. Ich wurde in verhältnismäßig kurzer Zeit zum Kapitänleutnant befördert und damit Wachführer und Kompaniechef, was natürlich mit zusätzlichen Belastungen verbunden war. In meiner schlimmsten Wache stand ich fast 48 Stunden ununterbrochen im Einsatz. Die Engländer verfolgten die "Bremen", die ihnen unbemerkt von der atlantischen Küste nach Kiel entwischt war. Sie ankerte am Bahnhofskai und wurde hier dann doch noch durch Bomben beschädigt. Unser Fluko in Dreilinden war ausgefallen und wir besetzten das Ausweichfluko in der Hauptpost, das nur wenige Meter vom Liegeplatz der "Bremen" entfernt lag. Ein Teil des Bombensegens ging also auch auf das Hauptpostamt nieder. Aber wir blieben verschont, auch unsere Flugwache hoch oben im Turm des Gebäudes. Abgekämpft, übermüdet und mit mehreren Blasen an den Füßen vom Stehen auf dem Zementboden ging diese aufregende Wache zu Ende.

Immer forderten diese Angriffe Verluste unter der Bevölkerung, ganz zu schweigen von den erheblichen Sachschäden. Unbeschädigt blieb kein Haus, besonders schlimm wurde es als Minenbomben fielen. Wie durch ein Wunder erlitt unser Haus in der Goethestraße keinen Volltreffer, aber die Nachbarhäuser, die Straße und die Kirche gegenüber wurden übel zugerichtet.

Es ergab sich durch Zufall eine gute Gelegenheit, meine Frau zu evakuieren. Ich mußte den Kompaniechef der Flugmeldekompanie in Schleswig vertreten und hatte als solcher auch die nördlichen Flugwachen zu inspizieren. So kam ich u.a. nach Brebelholz bei Süderbrarup, wo meine Landsleute Angelbeck ihren Hof hatten. In der Nähe ihres Hofes fiel mir eine Kate auf, die leer stand. Wie ich dann erfuhr, gehörte sie mit zum Hofe. Ein verfallener hoher Stacheldrahtzaun deutete darauf hin, daß hier ein Gefangenenlager geplant war. Ich erfuhr dann durch "Opa Angelbeck", daß sich der Plan zerschlagen hatte. "Opa, dann könntest Du mir ja die Kate vermieten und ich würde Henni nach hier evakuieren," platzte ich heraus, ohne ernsthaft überlegt zu haben. Opa, wie immer kurz und klar in seinen Entschlüssen, schlug sofort ein, und in wenigen Minuten waren wir uns auch über den Pachtpreis einig.

Zu Beginn des Krieges hatte er mich ganz unerwartet angerufen, und es entspann sich etwa folgendes Gespräch – in Dielinger Platt natürlich: "Ja, Fritz, nun haben wir Krieg." "Ja, Opa, so ist das." "Und der kann lange dauern." "Das glaube ich auch, Opa." "Was ich Dir sagen wollte, hungern sollst Du in diesem Krieg nicht, dafür will ich sorgen." Und wie hat er Wort gehalten! Auch noch in der schlimmen Nachkriegszeit, als ich in russischer Gefangenschaft saß und meine Frau ohne feste Einkünfte ganz auf sich allein gestellt war. Und nun gab er meiner Frau noch einen sicheren Unterschlupf.

Von Kiel aus schickte ich Handwerker aus meiner Kompanie auf Kurzurlaub (übers Wochenende) nach Brebelholz, die die Kate herrichteten. Sie fuhren gern, Opa Angelbeck bewirtete sie bestens. Er wußte sie in seiner humorvollen Art auch gut zu unterhalten. Die Zimmer der Kate statteten wir mit den Möbeln meiner Tochter aus, die zu ihrer Aussteuer gehörten und die sie nicht mit nach Gotenhafen genommen hatte, ebenso hatte Günther eine Sitzgarnitur in altdeutschem Stil bei uns deponiert, so daß von unseren Möbeln nur wenige Stücke dort untergebracht waren. Die Wohnung in Kiel vermieteten wir zum Teil, so daß uns noch zwei Zimmer zur Verfügung standen. Es lag uns daran, die neuen Möbel der Kinder vor der Zerstörung durch Bomben in Sicherheit zu bringen. Bis zum Ende des Krieges hat meine Frau dort gewohnt. Sie fand einen netten Bekanntenkreis, mit dem uns noch heute freundschaftliche Bande verknüpfen.

Ich bin nur ganz selten im Baumhaus zu Besuch gewesen, zum letzten Mal kam ich zur Feier unserer Silberhochzeit Anfang Januar 1945. Unter allerhand Schwierigkeiten war es mir gelungen, von Gotenhafen einen kurzen Urlaub zu bekommen. Die Lage im Osten wurde immer brenzliger, die Fronten wichen dauernd zurück und kamen bedenklich nahe. Die Feier fand der Zeit entsprechend in kleinem Rahmen statt. Die Bekannten hatten unseren Tisch reichlich gedeckt. Theo Hoeck hatte sogar eine fette Pute gestiftet. Unter den Gästen waren auch Nachbarn, die das Baumhaus noch nie von innen gesehen hatte. Sie waren baß erstaunt, daß es da drinnen so gemütlich war. Im weiten Umkreis stand es in schlechtem Ruf, so daß kein anständiger Mensch je den Schritt über die Schwelle gewagt hätte. Seinen Namen hat es von dem Schlagbaum, der einmal die Brücke über die Aue gesperrt hatte. Diese Brücke gehörte zum Hofe und mußte von dem Besitzer unterhalten werden. Dafür erhob er einen Brückenzoll, die der jeweilige Bewohner der Kate zu kassieren hatte. Meist waren es Asoziale oder Dorfarme, die in der Kate gewohnt und den Schlagbaum bedient hatten. Die Brücke war inzwischen von der Gemeinde übernommen worden und der Zoll entfiel.

Am Tage nach der Feier mußte ich die Rückreise nach Gotenhafen antreten. Ich ahnte, daß ein drohendes Geschick über mir stand und daß diesem Abschied eine ganz besondere Bedeutung zukam. Aber ich behielt diese Gedanken für mich. Ein paar Wochen später, Ende März, geriet ich in russische Kriegsgefangenschaft.

Ein schöner klarer Sonnentag - wer dienstfrei hatte, genoß die freien Stunden im Flukowäldchen oder auch an dem nicht sehr fernen Ostseestrand. Die Helferinnen schwärmten in Scharen aus nach Schilksee, Strande und an den Falkensteiner Strand oder auch sonst in die Umgebung, wo sie junge Soldaten treffen konnten, die einem kleinen Flirt nicht abgeneigt waren. Zu Hause hielt es auch nicht Kompaniechef und Kommandeur. Sie fuhren mit ihrem Wagen die Flugwachen ab, um nach dem Rechten zu sehen. Die bis dahin gemachten Erfahrungen lehrten, daß bei solchem Wetter nicht mit feindlichen Einflügen zu rechnen war, nicht einmal mit Aufklärern, geschweige denn mit Bombern, die nur Nachtangriffe wagten.

Meine 4. Wache hatte die Nachmittagswache des Flukos besetzt. Ich konnte ohne Bedenken alle Erleichterungen geben. Die Telefonplätze waren nur mit dem nötigsten Personal besetzt. Die routinemäßigen Meldungen konnten von wenigen Helferinnen aufgenommen und weitergegeben werden. Alle anderen badeten in der Sonne vor dem Bunker. Da meldeten plötzlich westliche Flukos starke feindliche Verbände über der Nordsee im Anflug auf die Küste. Ich blieb skeptisch und gab die Meldung noch nicht weiter, hielt Rückfrage und setzte die eigenen Radargeräte auf die gemeldeten Planquadrate an. Und so unwahrscheinlich es nach den bisherigen Erfahrungen war, sie orteten bald auch viele Flugzeuge, die in verschiedenen Pulks die gesamte Küste anflogen. Mit einer Flut von Rückfragen überfiel man mich. als ich die Meldung weitergab. Kompaniechef und Kommandeur sowie höhere Vorgesetzte wollten nur den verantwortlichen Wachoffizier sprechen. Alle äußerten lang und breit ihre Zweifel. Ich hatte wahrlich anderes zu tun und zu bedenken. Ganz sicher ging ich dann, als die ersten Meldungen von den Flugwachen der friesischen Inseln den Anflug bestätigten. Und dann standen sie über unserem Luftraum, diese fliegenden Festungen wie wir später wußten. Pulks von vielen Flugzeugen in etwa 6.000 m Höhe zogen von Norden und Westen auf uns zu, angegriffen von unseren Jägern. Erste Abschüsse wurden gemeldet. Die erste große Luftschlacht bei Tage über Deutschland war in vollem Gange, und ich stand allein verantwortlich im Fluko.

Und dann kam die Meldung von der Flugwache Surendorf an der Eckernförder Bucht, wo eine wichtige Versuchsstation und ein großes Torpedonachschublager lag: "Fallschirmabsprünge über Surendorf." Die Meldung stellte mich vor eine folgenschwere Entscheidung. Sollte das der Sinn dieses gewagten Tagesangriffs sein? Möglich durchaus, auch schon vorbedacht. Ich hatte dann den Befehl unter dem Stichwort "Alarm Küste" auszulösen. 20.000 Mann und was alles damit in Verbindung stand, setzte ich dann in Bewegung. Welche Folgen, wenn ich eine Fehlentscheidung traf! Blitzschnell galt es zu entscheiden. Es wurden Abschüsse gemeldet. Konnte es sich um Notabsprünge handeln? Aber in so großer Anzahl? Daß so eine fliegende Festung 10-11 Mann Besatzung hatte, wußte ich erst später. Aber ich entschied, vorerst nicht den Alarm auszulösen und sagte mir, mit diesen ersten Absprüngen müssen die vorhandenen Wachen fertigwerden. Auch die meldende Flugwache war inzwischen zu der Meinung gekommen, daß es sich um Notabsprünge handeln müsse. Die Bewegungen der Pulks deuteten auch nicht auf einen Angriff auf Surendorf hin. Aber das mochte zur Ursache haben, daß unsere Jäger sie trieben und von ihrem Angriffsziel abdrängten. Späterer, endgültiger Entscheid nach Prüfung aller Umstände: Keine Luftlandeabsicht, entscheidender Erfolg unserer Jäger, die den Feind dezimierten und rund 50 Abschüsse erzielten, die meisten über der Ostsee.

Welche Absichten hatte der Feind? Nur eine Generalprobe der Amerikaner? Jedenfalls war dieser Angriff der Auftakt zu einer Wende im bisherigen Luftkrieg. In der Folge wiederholten sich diese Tagesflüge mit immer größeren Einsätzen in Höhen von 10.000 m und schließlich unter Jagdfliegerschutz mit immer größeren Erfolgen. Unsere Abwehr versagte.

Noch in der Nacht erschien eine Abordnung des Ministeriums in Berlin im Fluko und leitete eine Untersuchung ein. Erst am Morgen des nächsten Tages wurde sie abgeschlossen. Mein Verhalten wurde gebilligt und lobend anerkannt und die Verleihung des Eisernen Kreuzes an mich beantragt. Es wurde aber dann mit der Begründung abgelehnt, daß diese Auszeichnung nur für aktives Handeln verliehen würde.

Große Freude über den Abschußerfolg herrschte bei den Jagdfliegern. In Anerkennung meiner bescheidenen Verdienste und auch zu Besprechungen über noch intensivere Zusammenarbeit lud mich Oberst Huschel von der Jagdfliegergeschwaderzentrale nach Stade ein. Er bot alles auf, seinen Gast zu ehren. Immer wieder kam er auf die 50 Abschüsse zurück. Das bedeute dasselbe, als wenn in einer Panzerschlacht 50 Panzer vernichtet würden.

Wie mein damaliger Abteilungskommandeur, Kapitän zur See Graf Beissel auf meine Wachführung während dieses ersten Tagesangriffs reagierte, weiß ich nicht mehr. Er hatte oft an den ihm unterstellten Offizieren etwas auszusetzen und tat das nicht immer in gerade ansprechenden Formen. So betitelte er zum Beispiel einen Kameraden, der im zivilen Leben Studienrat war, mit "Sie geistloser Idiot, Sie". Über uns saß nun die Befehlszentrale der Flakabwehr, die durch eine Lautsprecheranlage von uns die Meldungen bekam. Bei Feindeinflügen schickte sie gewöhnlich einen Beobachter herunter, häufiger erschien auch der Admiral selbst. Graf Beissel bedachte nicht, daß seine Ausbrüche oben mitgehört wurden, wenn die Helferin Meldungen durchgab, die Lautsprecheranlage also eingeschaltet war. Die Kameraden von der Flak sammelten natürlich mit Vergnügen die Stilblüten des Grafen und erzählten uns, wie der Admiral sie quittierte. Eine Äußerung von ihm: "Da bekommt man es ja mit der Angst, ich fürchte mich, jetzt nach unten zu gehen." Doch sei auch zur Ehre des Grafen gesagt, daß er nichts nachtrug, es auch nicht an Anerkennung fehlen ließ. So finde ich unter meinen Papieren noch eine schriftliche Anerkennung "für besondere Leistungen" im Flugmeldedienst. Er war ein Arbeitspferd, äußerst gewissenhaft, tagsüber saß er meistens im Abteilungsbüro in Bellevue. Wenn Einflüge gemeldet wurden, mußte man ihn telefonisch unterrichten, abends erschien er regelmäßig im Fluko und übernachtete in einer Baracke ganz in der Nähe des Flukos, um bei Angriffen sofort bereitzustehen. Frühmorgens war er schon wieder auf dem Wege zur Stadt. Kommandant eines Hilfskreuzers zu werden, war sein stiller Wunsch. Es fehlte ihm wahrlich nicht an Einsatzbereitschaft. Das spürte man, und darum rechnete man ihm seine kleinen Schwächen nicht an.

Ich hatte noch folgenden Auftritt mit ihm: Er hatte die Angewohnheit, wenn man ihm einen Anflug meldete, viele Fragen zu stellen. "Haben Sie das und das veranlaßt?" Wie konnte ich, wenn er mich am Telefon festhielt? Natürlich war alles veranlaßt. Das besorgte schon mein Auswerteoffizier. Eines Tages war es mir zu dumm, und ich gab zur Antwort: "Nein, Herr Kapitän!" "Ja, warum denn nicht?" "Aber ich spreche doch mit Ihnen, und so lange ich telefoniere, kann ich nichts veranlassen." Bums, legte er auf!

Als ich meinem Kompaniechef, einem Kollegen und guten Bekannten, von diesem Zwischenfall berichtete, wurde ihm schwül. Er hatte häufiger Sorgen um mich, weil ich mich an den militärischen Stil nicht gewöhnen konnte. Es war sicher, daß bei dem abendlichen Besuch des Kommandeurs im Fluko die Angelegenheit verhandelt wurde. Um der Sache die Spitze zu nehmen, ließ ich mich durch den Kompaniechef entschuldigen. Ich sei in letzter Zeit körperlich nicht auf der Höhe und seelisch angespannt durch den frühen Tod meiner Schwester.

Am anderen Morgen, als ich wieder auf der Wache war, ließ mein Kommandeur mich vor seiner Abfahrt nach Kiel vor den Bunker rufen. Er war die Liebenswürdigkeit selbst. Ich selbstverständlich auch. Er sprach von meinem schlechten Aussehen in letzter Zeit, von den tiefen blauen Ringen unter den Augen. Ich bestätigte ihm Magenbeschwerden und Schlaflosigkeit. Nach einer Stunde schon bekam ich einen Anruf von ihm. Er hatte sich mit dem Lazarett in der Wik in Verbindung gesetzt, und schon am Nachmittag trat ich dort zur ersten Grunduntersuchung an. Nach einer Woche Untersuchung stellte man ein Magengeschwür am unteren Magenausgang fest und überwies mich in das Marinegenesungsheim am Kellersee, das zum Lazarett für innere Krankheiten eingerichtet war und unter Leitung eines bekannten Kieler Internisten stand. Bei der ersten Vorstellung meinte der Chefarzt: "Sie sehen aber

Bei der ersten Vorstellung meinte der Chefarzt: "Sie sehen aber nicht danach aus, als ob Sie Magengeschwüre hätten." Er setzte mich auf Diätkost und verbot das Rauchen, zwei Dinge, die mir gar nicht gefielen, zumal der Arzt trotz des Untersuchungsergebnisses des Wiker Lazaretts, belegt durch die Röntgenaufnah-

me, an Magengeschwüre nicht glaubte. Nach 14 Tagen wurde ich wieder durchleuchtet. Der Chefarzt hatte ein paar Assistenzärzte um sich, zu denen er äußerte: "Kommen Sie, und sehen Sie sich einmal einen klassischen Magen an!" Grund genug für mich, noch nachmittags am Ukleisee eine anständige Portion Aal in Sauer zu essen und Zigaretten zu rauchen.

Ich teilte inzwischen mit einem Kapitänleutnant zusammen ein schönes großes Balkonzimmer. Morgens rauchte ich schon vor dem Frühstück auf der Toilette eine Verdauungszigarette. Es dauerte also immer eine bestimmte Zeit, bis ich wieder im Zimmer erschien. "Sie rauchen doch hoffentlich nicht auf der Toilette?" meinte mein Mitbewohner. Und als ich es ihm bestätigte sagte er: "Das könnten wir dann hier im Zimmer doch besser haben." Aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Unser Internist, ein leidenschaftlicher Nichtraucher, der nicht nur den Patienten, sondern allen im Hause Tätigen das Rauchen verboten hatte, witterte den Zigarettenduft beim Gang über den Flur - und das trotz Doppeltür und geöffneter Balkontür.

Mein Kamerad und ich machten viele gemeinsame Spaziergänge durch die schöne Holsteinische Schweiz. Als wir eines Tages durch die Straßen Eutins gingen, hielt neben uns ein Auto mit Admiralsstander an. Es entstieg ihm Admiral Canaris, der bekanntgewordene Chef der Abwehr. Er hatte vom Auto aus seinen Crewkameraden, meinen Zimmergenossen, erkannt und begrüßte ihn nun in aller Herzlichkeit. Auch ich wurde ihm natürlich vorgestellt und mit Händedruck begrüßt. Er kam gerade aus Schweden zurück, erwähnte es ganz kurz und betont ernst.

Nach meiner Entlassung aus dem Lazarett beantragte mein Kommandeur für mich einen Erholungsurlaub. Ich bekam vier Wochen zugebilligt nach Spindelmühle im Riesengebirge in das schön gelegene Palace-Hotel.

Das war Graf Beissel, schwer durchschaubar und daher von Gerüchten umwittert. Er rauchte und trank nicht, wenigstens nicht im Kameradenkreise, ausgenommen bei Beförderungen. Dann veranstaltete er ein kurzes Beisammensein mit Sekt und gewöhnlich auf der Milwaukee, die lange als Wohnschiff im Wiker Hafen lag. Er

trank dann reichlich und hastig und brach kurz und unmotiviert ab. Nach seiner zweiten Ehe soll er zum katholischen Glauben übergetreten sein. Er wurde dann später als Abteilungskommandeur abgelöst. Sein Nachfolger wurde mein Kompaniechef, Korvettenkapitän Dr. Gründel.

Als wir 1932 mit der Vorbereitung und dem Aufbau eines Flugmeldewesens begannen, dachte keiner daran, daß daraus einmal eine militärische Einheit entstehen würde. Wir waren ein Teil des zivilen Luftschutzes und unterstanden einer zivilen Behörde. Unter Hitler wurde zunächst die Form der Miliz eingeführt. Bei Ausbruch des Krieges machte man dann Soldaten aus uns, was uns anfangs noch nicht so recht in den Sinn wollte. Die Marine baute im Küstenbereich den eigenen Flugmeldedienst auf, im übrigen war er eine Formation der Luftwaffe. Er wurde die letzte Laufbahn der Marine (Laufbahn 16), die nur Mannschaftsgrade hatte, die Offiziere gehörten der Laufbahn 4, der Marineartillerie, an. So wurde ich ohne meinen Willen Leutnant M.A. der Reserve, ohne entsprechende militärische Ausbildung und ohne Offizierslehrgang. Kein Wunder, wenn ich in meinen militärischen Formen Mängel zeigte. Nach der Beförderung kommandierte man mich und ein paar andere Kameraden in gleichen Verhältnissen zu unserer Rekrutenausbildungskompanie nach Ahlbeck bei Swinemünde ab, die ein Kapitänleutnant Dr. Witt führte, der, als wir noch eine zivile Einrichtung waren, als Auswerter mitgearbeitet hatte, mich dann aber überrundete - wie alle anderen militärischen Vorgesetzten -, weil er schon im Ersten Weltkrieg Reserveoffizier gewesen war.

Wir kannten uns also schon lange Zeit. Es wurden drei frohe Ausbildungswochen, kein schwerer militärischer Dienst, mehr eine Besichtigung, die uns Einsicht in einen militärischen Betrieb gab. Ich erinnere mich noch ganz lebhaft der Begrüßung durch Dr. Witt, als wir an einem Sonntagnachmittag dort ankamen. "Es wird aber Zeit, daß Ihr endlich antretet, ich habe in Heringsdorf den Kaffee bestellt." Mir zog er lachend ein Bündel Zeitungen aus der äußeren Manteltasche: "So sieht das militärischer aus." Zum Kofferauspacken kamen wir erst gar nicht, wir feierten ein frohes Wiedersehen.

Es gab Anlaß zu vielen Feiern in den drei Wochen, zumal auch der Abteilungskommandeur des Bezirks, ein älterer Korvettenkapitän der Reserve, dem die Ausbildungskompanie unterstand, im Gegensatz zu Graf Beissel kein Kind von Traurigkeit war. Er kam fast jeden Morgen – offenbar zu wichtigen Besprechungen – von Swinemünde nach Ahlbeck herüber, die Länge bestimmte der zur Verfügung stehende Alkohol. Dem armen Witt wurde das zuviel, er klagte oft darüber. Hoffentlich war das nicht die Ursache seines frühen Todes. Den Kommandeur traf ich später in Gotenhafen wieder, wo ich ihn in seiner Dienststelle vertrat, die er wegen dauernder Krankheit nicht führen konnte.

Nun, trotz der mangelhaften militärischen Ausbildung wurde ich in verhältnismäßige kurzer Zeit zum Oberleutnant und weiter zum Kapitänleutnant befördert. Meine Beförderung zum Korvettenkapitän wurde nicht mehr ausgesprochen.

Nach ein paar Jahren Krieg plante man eine Umorganisation des Marine-Flugmeldedienstes. Das sogenannte Kleinfluko, wie es bei der Luftwaffe eingeführt worden war, stand auf dem Programm. In Rieseby, zwischen Eckernförde und Süderbrarup übernahm die Marine Baracken einer Luftwaffeneinheit und begann dort mit den Vorbereitungsarbeiten für ein Kleinfluko. Vorrangig war die Verlegung eines Kabels nach Eckernförde. Für die Erdarbeiten wurde eine Gruppe russischer Kriegsgefangener eingesetzt, die in der Küche der Luftwaffe ihre Verpflegung erhielt. Ich war als Kompaniechef in Rieseby vorgesehen und kam zum ersten Mal mit Gefangenen in Berührung, als ich mich auf einer Besichtigungsfahrt von dem Stand der Arbeiten unterrichtete. Ich war erschüttert, als ich den schlechten Ernährungszustand der Gefangenen sah, die darum auch nur langsam mit den Arbeiten vorankamen. Viel Kraft und Zeit ging auch verloren durch den langen Anmarschweg zur Arbeitsstelle. Warum transportierte man sie nicht auf einem Lastwagen? Ich suchte, Abhilfe zu schaffen. Doch da griff ich in ein Wespennest, besonders bei dem Küchenchef. Und dabei wäre bei gutem Willen ohne Mehraufwand eine zusätzliche Kost leicht möglich gewesen, wenn man nur die übrigbleibenden Mittagsreste an die Gefangenen ausgegeben hätte. Doch die wanderten in die

Drangtonne und wehe, wenn einer dabei ertappt wurde und sich Stücke herausfischte. Ich war Zeuge eines solchen Vorfalls. Als ich eingreifen wollte, zog ich mir den Zorn des "Küchenbullen" zu, der unverblümt mit einer Beschwerde drohte, weil ich ihn überreden wollte, gegen Befehle zu handeln. An diesen Vorfall mußte ich noch so häufig denken, als ich selbst Gefangener war und den Hunger zu spüren bekam. Und immer wieder - bis auf den heutigen Tag - werde ich daran erinnert, wenn ich meine Nichte Gertrud auf Neuteich bei Thumby in Schwansen und meine Lands-leute zwischen Süderbrarup, Schleswig und Flensburg besuche und durch Rieseby komme, wo noch heute eine Baracke von damals steht.

Zur Information und Belehrung wurde ich damals mit noch einem Kameraden für ein paar Tage nach Hengelo in Holland zu einem Kleinfluko der Luftwaffe geschickt. Auch da erlebte ich Dinge, an die ich mich später in der Besatzungszeit noch oft erinnern sollte.

Das Fluko war in den Kellerräumen eines beschlagnahmten Hotels untergebracht. Die Gast- und Fremdenzimmer dienten als Dienstund Aufenthaltsräume für das Flukopersonal. Der große Saal stand für besondere Veranstaltungen zur Verfügung. Die Wehrmachtshelferinnen waren in zwei schönen, benachbarten Villen untergebracht und lebten nicht eingeengt. Erstaunen bereitete uns die Einladung des Kompaniechefs in seine Wohnung, hatten wir doch angenommen, daß er im Flukohotel wohnte, schon um nahe beim Einsatzort zu sein. Wir gingen mit ihm durch das saubere Hengelo und landeten nach einem Viertelstündchen in einer größeren Villa, einem Gutsherrenhaus ähnlich, inmitten eines Parks. Hier wohnten die wenigen Soldaten, aber nicht etwa auch die beiden Offiziere, wie wir angenommen hatten. Wir waren daher nicht wenig überrascht, als wir unseren Weg fortsetzten und nach weiteren zehn Minuten dann endlich am Ziel waren. Wir traten in eine moderne Villa ein, prächtig und geschmackvoll ausgestattet, zweistöckig und mit ausgebautem Dachgeschoß. Hier also wohnte der Kompaniechef mit seinem Auswerteoffizier und einer Haushälterin. Das Haus hatte einer jüdischen Familie gehört. Platz für Gäste, also auch für uns, wäre genügend vorhanden gewesen. Doch wir wohnten privat und nicht schlecht in einem Hotel. Warum ich das so breit erzähle? Wir waren damals empört, daß man so viel unnötigen Aufwand trieb. In Deutschland hätte man das ganze männliche Personal, einschließlich der Offiziere in einem Flukohotel untergebracht, in dem sich auch die Diensträume befunden hätten, höchstens die Helferinnen anderswo, um sie von den Soldaten zu trennen. Aber im Beschlagnahmen von Wohnraum im feindlichen Land sind sich wohl alle Militärs gleich. Diese "Großzügigkeit" erlebten wir dann am eigenen Leibe und in vielfach gesteigertem Maße ein paar Jahre später in der Besatzungszeit. Wir empfanden das noch um so stärker, weil infolge des Bombenkrieges eine nie gekannte Wohnungsnot in Deutschland herrschte, hinzukamen noch die vielen Flüchtlinge und Ausgewiesenen. In Herford, Bad Salzuflen und Bad Oeynhausen zum Beispiel beschlagnahmten die Engländer neben vielen Einzelhäusern ganze Stadtteile. Es hat lange Zeit gedauert, bis die Eigentümer wieder in ihre Häuser zurückkehren konnten und dann feststellten, daß viele Einrichtungsgegenstände nicht mehr da waren und der Rest sich in schlechtem Zustand befand. Und das war in der Zeit, als der Staat große Wohnsiedlungen für die Besatzungsmacht baute. Wie provozierend wirkte anfangs das Verhalten des fremden Militärs auch in anderen Dingen des täglichen Lebens. Sie befuhren mit ihren Jeeps die Bürgersteige, in Herford die Stadtwälle, in Salzuflen die Kurpromenade, auch als der Kurbetrieb schon wieder im Gange war, benutzten sie noch Teile des Kurhauses und fuhren mit ihren Wagen vor, obgleich der Eingang auch von der Straße zu erreichen war.

Unseren Besuch in Hengelo brachen wir damals vorzeitig ab. Wir merkten, daß wir nicht gern gesehen waren, wohl weil sich die Luftwaffe von der Marine nicht allzu tief in die Karten sehen lassen wollte. Der Kompaniechef meinte, wir sollten die Gelegenheit nutzen, uns Amsterdam anzusehen. Wir gingen darauf ein, um nicht lästig zu werden. Er schrieb uns einen Urlaubsschein aus, versorgte uns großzügig mit Lebensmittelmarken. So sah ich damals meine Verwandten Richter wieder, wovon ich bereits berichtete.

Auf der Hinreise hatten wir noch kurz dem Luftgaukommando in Hamburg und dem Kleinfluko in Osnabrück einen Besuch abgestattet. In Hamburg bestaunten wir abends im Kasino die reichhaltigen Extraportionen der Flieger, die sie wohl auf ihren Flügen nach dem nahrhaften Norden organisieren konnten. Auch in Osnabrück profitierten wir dienstlich wenig. Wir platzten in eine Kameradschaftsveranstaltung hinein. Ein Kamerad hatte ein Reh gestiftet, ein anderer, der an der Weinstraße beheimatet war, ein Faß Wein besorgt. Wir feierten noch in der Wohnung eines Osnabrücker Kameraden weiter. Da erfuhr ich, daß im Nachbarhaus der Poet Ludwig Bäte, den ich von früher her kannte, wohnte. In früher Morgenstunde läutete ich an. Seine Frau empfing mich im Morgenrock und sagte, daß ihr Mann mit einem kranken Bein zu Bett läge und mich darum nicht empfangen könnte. Nachmittags fuhren wir weiter nach Hengelo.

Die geplante Umorganisation des Marine-Flugmeldewesens wurde dann doch nicht durchgeführt, die Arbeiten am Kleinfluko in Rieseby eingestellt. Die Gründe dafür kann ich im einzelnen nicht mehr angeben. Jedenfalls versprach man sich davon keine so großen Vorteile, die den Materialaufwand und die Kosten rechtfertigten. Schließlich hatte die bestehende Organisation durchaus geklappt. Letzten Endes entschied auch hier der Mensch. Ich darf wohl ohne Überheblichkeit sagen, daß sich bei der Marine die alte Stammannschaft bewährte, die sich in jahrelanger Vorarbeit vor dem Kriege theoretisch und praktisch auf die Aufgaben bis ins einzelne vorbereitet hatte.

Ich blieb also im Fluko Kiel, aber nicht mehr lange. Der Anlaß meines Ausscheidens war allerdings ungewöhnlich. Inzwischen hatte der Kommandeur gewechselt. Nachfolger von Graf Beissel war - wie gesagt - mein Kollege Dr. Gründel geworden. An seine Stelle trat dann wieder ein Kollege, Dr. Hans Zinke, den ich später als Kommandeur nach Gotenhafen holte.

Eines Tages wurde ich offiziell zum Kommandeur befohlen. Er liebte es, in dienstlichen Dingen den Kollegen zu verdrängen. Unter vier Augen verkehrten wir in dem alten, vertrauten Ton. "Du hast einer Helferin Liebesbriefe geschrieben," sagte er unvermittelt und beobachtete gespannt die Wirkung seiner Worte. Aber der psychologische Trick verfing nicht. Ich reagierte mit einem lauten Lachen und konnte ehrlich verneinen. Er wiederholte es noch einmal, diesmal eine Nuance ernster: "Du hast einer Helferin einen Liebesbrief geschrieben. Ich habe ihn gelesen, und Du wirst nicht behaupten wollen daß ich mich da täusche, dazu ist Deine Handschrift zu typisch, und ich kenne sie bekanntlich seit vielen Jahren." Das mußte ich zugeben und wurde nun doch unsicher. "Denk einmal ernstlich nach, es liegt schon längere Zeit zurück."

Und ich tat es. Dann fiel mir ein: In einer ruhigen Abendwache ohne Einflüge schrieben viele Helferinnen eifrig Briefe. Sie konnten sie portofrei als Feldpost verschicken und machten davon mehr als regen Gebrauch. Packenweise häufte sich jeden Morgen die Post, keine militärische Einheit belastete die Feldpost so sehr wie wir. Die Wachoffiziere hatten Anweisung, diese Flut einzudämmen. Leichter gesagt als getan. Belehrungen und Hinweise vermochten wenig. Ich versuchte es an jenen Abend einmal anders herum und hänselte: "Könnt Ihr denn überhaupt einen Liebesbrief schreiben? Schreibt lieber weniger, dann blamiert Ihr Euch nicht." Da hatte ich etwas angerichtet! "Herr Kaleu, bitte, schreiben Sie uns doch einmal einen Liebesbrief!"

Welches Teufelchen mich damals trieb, weiß ich heute nicht mehr. Ich ließ mich jedenfalls darauf ein. Auf ein Notizblatt schrieb ich mit Bleistift einen Erguß, wie er schlimmer nicht in einem der üblichen Briefe stehen kann, bewußt, um lächerlich zu machen. Sollte dieses Blatt - vor rund eineinhalb Jahren geschrieben - etwa noch vorliegen? Es war so.

"Ich glaube Dir, daß es so gewesen ist. Auch der Admiral meinte, daß Du als fast 50jähriger Mann ernstlich einen solchen Quatsch hättest wohl nicht schreiben können. Immerhin, als Vorgesetzter hättest Du Dich soweit mit Helferinnen nicht einlassen dürfen."

Wie war nun der Brief in die Hand des Admirals gekommen? Eine junge Helferin, Schulkameradin meiner Tochter, mit einem jungen Leutnant der Flakwache verlobt, die ich dienstlich hatte zurechtweisen müssen, wollte sich rächen. Sie hatte diesen Wisch

aufbewahrt, aus welchen Gründen, wer weiß das. Vielleicht fand sie doch an einigen Wendungen Gefallen und glaubte, sie gelegentlich gut anwenden zu können, zumal es ihr nach meiner Schätzung an Phantasie, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, fehlte. Sie sah sich durch meine Rüge verletzt und brütete bittere Rache mit Hilfe ihres Verlobten. Um ihn in die richtige Rage zu versetzen, übergab sie ihm die besagten Zeilen und stellte es wohl so dar, als habe ich ihr nachgestellt und ihr in ernster Absicht geschrieben. Der eifersüchtige junge Mann hatte nichts Eifrigeres zu tun, als sich beim Admiral über mich zu beschweren und ihm als beweiskräftiges Dokument den Brief zu übergeben.

Meine Darstellung fand Glauben. Aber es blieb doch etwas hängen. Immerhin hatte ich gewisse Schranken überschritten, was einem militärischen Vorgesetzten nicht zustand. Ich führte die Wehrbetreuung in der Kompanie. Die Hauptarbeit bestand darin, Schriften und Bücher zu vereinnahmen und wieder zu vertreiben, aber auch Veranstaltungen anzuregen oder auch durchzuführen, gehörte mit zu meinem Aufgabenbereich. So habe ich einmal eine Ausstellung durchgeführt, die Bastelarbeiten, Handarbeiten, Bilder und dergleichen von Soldaten und Helferinnen zeigte. Sie wurde geschmackvoll aufgebaut und von dem Grafiker Mile, von dem ich das Bild vom Töpfer besitze. Ganz zufällig traf ich ihn später in Gotenhafen wieder, als unsere Soldaten von den Russen zurückgedrängt wurden. Er malte damals nach einer Postkarte noch ein Bild von Riga für eine baltendeutsche Bekannte, die ich durch meine Tochter kennengelernt hatte. Sie betrieb ein Tabakwarengeschäft und versorgte mich mit Rauchwaren, die damals knapp waren. Diese Wehrbetreuung nun, die vorwiegend der Unterhaltung diente, sollte erweitert und in den Dienst der nationalsozialistischen Bildung und Erziehung gestellt werden. Die Stellung des Nationalpolitischen Führungsoffiziers wurde geschaffen, die in der Folgezeit eine Aufwertung und Bedeutung bekam, die anfangs nicht einmal erahnt wurde. Die Einheiten schlugen meist den bisherigen Wehrbetreuungsoffizier vor. Auch ich war dafür vorgesehen, aber nach diesem Zwischenfall nun nicht mehr für würdig befunden. Darüber war ich nur zu froh. Ablehnen hätte

ich nicht können, denn so etwas wurde schon als Rebellion gegen den Nationalsozialismus ausgelegt und hätte schwerwiegende Folgen haben können. Was für ein Glück also für mich, daß ich auf diese Weise davon freikam. Das zeigte sich besonders später nach dem verlorenen Krieg, als sich die Gegner gerade diese Führungs-offiziere aufs Korn nahmen und sie als Kriegsverbrecher abstempelten. Sie maßen ihnen eine Bedeutung zu, die viele von ihnen wirklich nicht gehabt haben, weil sie – wie ich zeigen konnte – oft ganz zufällig zu diesem Amt kamen. Ich dankte dem gütigen Geschick und verzieh der jungen Helferin, die es schlecht mit mir gemeint hatte, was nun doch Gutes bewirkt hatte.

Ganz wohl fühlte ich mich nicht mehr in meiner Haut im Flugmeldedienst. Eine Reihe junger Offiziere war herangewachsen und für unseren Kommandeur, der als Kollege doch immer eine gewisse Rücksicht auf uns nehmen mußte, war es schon angenehmer, mit diesem Nachwuchs zusammenzuarbeiten. Drei andere Kollegen hatten schon gewechselt. Nun bot sich für mich eine Gelegenheit, Luftschutzreferent zu werden. Dazu war ein mehrwöchiger Lehrgang bei der Luftschutzstelle in Hasseldieksdamm, einem Stadtteil Kiels, nötig. Dieser Schule stand ebenfalls ein Kollege, Dr. Oltmann Jabben, als Kommandeur vor. Er hatte vorher im Fluko Kiel die Warnzentrale geführt. Nach Absolvierung des Lehrgangs bekam ich meine Kommandierung als Luftschutzreferent bei Stabe des Küstenbefehlshabers der Mittleren Ostsee in Gotenhafen (Gdynia).

"Ich wollte Dich erst nach Griechenland schicken, aber da fiel mir ein, daß Deine Tochter in Gotenhafen verheiratet ist. Dann kommst Du sicher häufiger abends zu Bratkartoffeln, die Du doch so gern ißt." Das sagte mein Kollege Walter Lafrenz, der in der Marinestation der Ostsee als Referent für diese Kommandierungen verantwortlich war. Gut gemeint, aber aus den Bratkartoffeln wurde nichts. Zur gleichen Zeit wurde mein Schwiegersohn, der an der Navigationsschule in Gotenhafen unterrichtete, an die Kadettenanstalt nach Heiligendamm kommandiert. Sie ließen mir aber ihre Wohnung zurück, wo ich öfter nach dem Rechten sah und dabei die Alkoholika leerte, die dort noch vorhanden waren. Als mein Schwiegersohn mich ein paar Monate später besuchte, war er

enttäuscht, nichts mehr vorzufinden. Ich konnte mich mit einer guten alten Flasche Rotspohn aus dem Kasino revanchieren.

Aus dem kleinen deutschen Fischerdorf Gedingen, das Hitler nach der Eroberung in Gotenhafen umtaufte, hatten die Polen einen großen Überseehafen gemacht, nachdem ihnen nach dem Versailler Vertrag der "Korridor" und Oberschlesien zugefallen war. Eine neuerbaute, mehrspurige Eisenbahn verband Gdynia mit dem Kohleund Industrierevier in Oberschlesien. Eine neue, moderne Großstadt war aus dem Boden gestampft. Der Kern bestand aus mächtigen Stahlbetonbauten, die uns damals noch fremd anmuteten. In den Dünenhügeln lagen aber auch recht anheimelnde Wohnvillen im Grünen. Der polnische Staat hatte einen großen Teil seiner Staatseinnahmen hier investiert, unterstützt durch französisches Kapital. Danzig, Freistaat geworden, erwuchs hier eine mächtige Konkurrenz. Nach der Einnahme Gdynias durch die deutschen Truppen beschlagnahmte Hitler alle Häuser der Stadt und besetzte sie mit deutschen Familien und Umsiedlern aus dem Osten, besonders aus dem Baltikum. Als eine Entartung wurde der Betonbaustil empfunden. Der Baustil der Weichsellandschaft sollte von nun an das Bild der Stadt bestimmen. Mitten in die Betonklötze wurde ein großes Kulturhaus im Stil einer Weichselscheune gesetzt. Etwas Stilwidrigeres konnte man sich kaum denken. Man nannte sie auch bezeichnenderweise die "Kulturscheune". Eine neue deutsche Wohnsiedlung entstand noch während der ersten Kriegsjahre zwischen dem Stadtkern und dem Seebad Adlershorst das im Stile Zoppots weiter ausgebaut werden sollte. Die Häuser waren nach Plänen des Amtes "Ley" gebaut: Leyhütten nannte sie der Volksmund. Dort fand meine Tochter eine Wohnung. Ihre Kinder Hannelore und Volker sind in Gotenhafen geboren. - Oberleitungsbusse dienten dem Stadt- und Vorortverkehr. Mit Zoppot bestand ein 7 1/2-Minuten-Verkehr der Eisenbahn, jeder zweite Zug fuhr durch bis Danzig. In Zoppot war die Spielbank noch in Betrieb. Die Spielsäle wurden dann allerdings bald geschlossen, als unsere Truppen aus dem Osten zurückfluteten. Wir durften die Spielbank in Uniform nicht betreten.

Ich kam in ein ganz anderes Leben, gleichsam von der Front in die Garnison. Bomben waren bis 1944 nur zweimal vereinzelt ge-

fallen. Feindflüge kamen aus dem Westen und galten der Verminung des Seeweges nach dem Osten, denn Gotenhafen war ein wichtiger Nachschubhafen. An Wochenenden wimmelten die Straßen in der Stadt von Matrosen, die Lokale waren überfüllt. Die Streifen und der Offizier vom Dienst bekamen dann reichlich zu tun.

Ich wohnte im Offizierskasino, schön gelegen am Strand. Morgens, nur mit Badehose und Bademantel bekleidet, nahm ich vor dem Frühstück ein frisches Bad in der Ostsee. In der Freizeit fuhr ich häufiger nach Zoppot oder Adlershorst zum Baden. Das Kasinoleben erinnerte an Friedenszeiten. Einmal in der Woche fand ein geselliger Abend mit Damen statt, umrahmt von Konzerten und Gesangsvorträgen. Der Admiral war ein begeisterter Musikfreund und selbst ein guter Geigenspieler. Dienstlich arbeitete ich angenehm mit dem A 1, einem Fregattenkapitän, zusammen, der meine praktischen Erfahrungen im Flugmeldewesen zu schätzen wußte und gern meine Vorschläge aufgriff. Wir benutzten in den ersten Wochen dasselbe Dienstzimmer und wurden uns beide darüber klar, daß uns eines Tages der Krieg härter treffen und Gotenhafen aus seinem Dornröschenschlaf erwachen würde. Darum bemühten wir uns gemeinsam, alle zurückgebliebenen oder ausstehenden Maßnahmen voranzutreiben. Die so aufgescheuchten Kommandeure und Offiziere fanden das übertrieben und sahen in mir - wohl auch nicht zu Unrecht - den Initiator. "Was will denn dieser hergelaufene Käpitänleutnant aus Kiel", soll einer geäußert haben.

Im Flugmeldewesen klappte vieles nicht. Ernste Schiffsverluste waren durch abgeworfene Minen entstanden. Daß etwas versäumt wurde, lag weniger an Unachtsamkeit und gutem Willen als vielmehr am Mangel praktischer Erfahrungen. Im Bereich des Küstenbefehlshabers Westliche Ostsee hatten wir schon lange und häufig mit diesen Minenabwürfen zu tun gehabt und Gegenmaßnahmen getroffen, die sich als wirksam erwiesen hatten. Im Auftrage des Chefs sollte ich mit dem Flugmeldekommandeur, einem Fregattenkapitän, darüber verhandeln. Mein A 1 warnte mich vor ihm etwa mit folgenden Worten: "Er ist ein sehr empfindlicher Herr. Wissen Sie, er ist etwas klein von Statur geblieben, und solche Menschen leiden im Unterbewußtsein oft an Minderwertigkeitsgefühlen, die sie durch Schärfe und Arroganz zu verdecken suchen."

Wie gut er ihn kannte! Nie im Leben hat mich ein Mensch so entwürdigend und impertinent behandelt wie er, obwohl ich ihm keinen Anlaß zu solchem Verhalten gegeben hatte und alles für ihn
Peinliche zu überbrücken versucht hatte. Mein Bericht beim Admiral hatte den von mir gewünschten Erfolg, so daß er kurz darauf
abgelöst wurde. Ich schlug als seinen Nachfolger den Kompaniechef des Flukos Kiel, meinen Kollegen Korvettenkapitän Dr. Hans
Zinke, vor. Er war von dieser Beförderung durchaus nicht begeistert. In den letzten kritischen Tagen in Gotenhafen ist es ihm
noch gelungen, sich nach Kiel abzusetzen. Darüber bin ich heute
noch von Herzen froh, denn es wäre für mich ein bedrückender Gedanke gewesen, wenn ihm Gotenhafen zum Unglück geworden wäre.

Meine Zusammenarbeit mit den Dienststellen wurde nach diesem Zwischenfall erheblich leichter. In kurzer Zeit liefen die von mir geforderten Luftschutzordnungen ein, die ich bisher trotz mehrfacher Anmahnung nur zögernd hereinbekam. Sie setzten eine Bestandsaufnahme sämtlicher Luftschutzmittel voraus und zwangen zum Nachdenken über Maßnahmen, die für jeden Dienststellenbereich verschieden waren. Auch Übungen, die an vielen Stellen recht nachlässig durchgeführt worden waren, wurden jetzt angesetzt und von uns unter Kontrolle genommen. Es zeigte sich nur zu bald, wie notwendig alles gewesen war.

Neben der Führung der Befehlsstelle des Küstenbefehlshabers, die mir besonders am Herzen lag, übernahm ich die Luftschutzstelle des Wehrmachtskommandanten, eines Kapitäns zur See. Über hundert Wehrmachtsteile waren zu betreuen. Eine straffe Zusammenfassung fehlte, es mußte alles neu aufgebaut werden. Wir, d.h. Korvettenkapitän Ruge und ich, bekamen unsere eigenen Büroräume und drei Schreibkräfte, die ich notfalls noch durch Hilfe aus der nicht ausgelasteten Befehlsstelle ergänzen konnte. Eine muntere Arbeit begann. Neben dem anfallenden Schriftverkehr gab ich in regelmäßigen Abständen Luftschutzblätter heraus, die das gesamte Sachgebiet behandelten, zusammenfaßten, ergänzten und vor allem immer wieder anregten. Der Wehrmachtskommandant ließ mir freie Hand. Wenn ich ihn einmal konsultierte, winkte er ab, meist mit den Worten: "Machen Sie das nur, Sie sind doch ein ausgewachsener Kapitänleutnant."

Noch weniger störte mich mein Mitarbeiter, Korvettenkapitän Ruge, der als Dienstältester die Stelle doch zu führen hatte, es aber ablehnte. Wir standen gleichberechtigt nebeneinander und sollten unsere Arbeitsgebiete auf Befehl des Wehrmachtskommandanten gegenseitig abgrenzen. Der Form nach geschah es, aber auf seinen Wunsch hin handelte er nur nach meinen Anweisungen. Er war als Kommandeur eines Rekrutendepots abgelöst und fühlte sich nun in der Rolle eines Referenten sehr unglücklich. Er übernahm die Überwachung der Luftschutzeinrichtungen und der Luftschutzübungen, die Berichte darüber formulierte ich dann nach seinen Angaben, später versuchte er es selbst nach einem festgelegten Schema.

Im Zivilberuf war er Polizeioffizier und lebte mit seiner Mutter zusammen, die ihm den Haushalt führte und die er sehr verehrte. Aus dem altgewordenen Muttersöhnchen entwickelte sich ein schrulliger Junggeselle, nicht bösartig, ein aufrechter, ehrlicher Charakter. Er trug am liebsten eine Regenpelerine, bei trockenem Wetter offen, so daß sie sich mächtig aufplusterte, wenn er forschen Schrittes daherging, eine markante Erscheinung im Stadtbild, was ihm den treffenden Spitznamen "Wotan" eintrug. Manchen versteckten Spott mußte er über sich ergehen lassen, aber er stellte sich dumm, als merkte er es nicht. Seines lauteren Charakters wegen habe ich mich im Ton ihm gegenüber nie vergriffen und ihn immer entschuldigt. Er lohnte es mir durch volles Vertrauen und durch eine Anhänglichkeit, die manchmal schon peinlich wirkte. Eine Zeitlang übertrug man ihm die Aufsicht bei Exekutionen. Er nahm sich das so stark zu Herzen, daß er tagelang darunter litt. In den kritischen Tagen, als sich die Dienststellen schon nach Oxhöft und Hela absetzten und ich als letzter Marineoffizier in der Befehlsstelle des Küstenbefehlshabers blieb, erschien er dort und war nicht zu bewegen, sich ebenfalls abzusetzen. Er ist mit mir zusammen in Gefangenschaft geraten, angetan nur mit seinem dünnen "Wotansmantel". Dort wurden wir getrennt. Ich habe später erfahren, daß er in Rußland gestorben ist.

Mein Wehrmachtskommandant war ein eifriger Segler und vor allem kein Freund von Traurigkeit. Er wohnte und aß nicht mit uns im Kasino, sondern residierte in der Stabskompanie in einem kleinen Kreis von Offizieren. Diesen Kreis suchte er zu vergrößern und so veranlaßte er auch uns, die Verpflegung im Kasino aufzugeben und uns ihm anzuschließen. Wir standen uns nicht schlecht dabei, denn er verstand sich im Besorgen von Getränken und Lebensmitteln, besonders von Fischen, die ihm die unterstellte Nebelflotte lieferte. Wie im Kasino kamen wir auch einmal in der Woche zu einem geselligen Abend zusammen. Die Stabskompanie, die noch ein Musikkorps hatte, schickte 9 bis 12 Musiker, und bis nach 10 Uhr ertönten flotte Weisen. Auch Wunschkonzerte stelten wir zusammen. Jeder mußte sein gewünschtes Musikstück zum Gaudium der Musiker und Zuhörer selbst dirigieren.

Nach dem Konzert begannen wir ein Spiel, das sich, wenn ich nicht irre, "Schlesische Lotterie" nannte. Wir änderten es ab und machten "Klein Zoppot" daraus. Die Umsätze blieben im Rahmen unserer Verhältnisse, aber es kam auch schon einmal zu einem schmerzlichen Verlust. Doch unser Chef achtete darauf, daß niemand ernstlich Schaden nahm. Dem Verlierer wurde dann außer der Reihe die Bankhaltung zugeschrieben, dann konnte er gewöhnlich den Schaden wieder ausgleichen.

Wer sich mittags verspätete und sich beim Chef entschuldigte, mußte eine Mark in die Kasse zahlen. Es war eine zugeklebte Zigarrenkiste mit Schlitz. Tat er es nicht, blieb er zwar straffrei, mußte aber dafür eine Rüge hinnehmen, die nicht ernst genommen wurde und meistens zu einer freiwilligen Buße führte. Sonnabends wurde der Inhalt der Kasse abgeschätzt, die Differenz zwischen dem tatsächlichen Inhalt und dem geschätzten mußte man blechen. Solange wir noch ein kleiner Kreis waren, wußte man ungefähr, was im Laufe der Woche eingebracht worden war. Doch dann kamen Rückverlegungen von der Truppe aus dem Osten und unsere Tischrunde vergrößerte sich. Viele junge Offiziere waren darunter, die an unseren Bräuchen großen Gefallen fanden. Und weil sie mit Bargeld reichlich versehen waren, spickten sie die Kasse, so daß ein Abschätzen unmöglich wurde. Es kamen so

hohe Summen dabei heraus, daß einzelne Kameraden ernstlichen Schaden erlitten. Wir mußten deshalb unsere Spielregeln ändern.

Mit den rückflutenden Truppen, die nun die Straßen Gotenhafens übermäßig füllten, kamen auch massenweise Güter und lebendes Vieh zurück. Große Herden Rindvieh trieb man vom Hafen mitten durch die Stadt auf die Weiden und in die Dünenwälder, weil man für so viel Vieh keine Ställe zur Verfügung hatte. Das arme Viehzeug tat einem leid. Es war mitten im Winter und die Fütterung war ungenügend. Die Einheiten wurden aufgefordert, selbst zu schlachten und Vorräte anzulegen. Die Fleischrationen waren reichlich, so daß sich mancher Landser übernahm. Es gab mehr Fleisch als Kartoffeln.

Unaufhörlich floß wochenlang der Flüchtlingsstrom. Tag und Nacht klang das monotone Lied von Pferdegetrappel und Räderrollen durch die Straßen. Ein grauenvolles Bild der Niederlage bot sich dar. Im Hafen herrschte Hochbetrieb. Schiffe über Schiffe. vollgepfropft mit Flüchtlingen, Soldaten und Gütern, ständig in Gefahr, von russischen U-Booten versenkt zu werden, wenn sie aufs offene Wasser nach Westen fuhren. Schon frühzeitig schickten wir das Kraft-durch-Freude-Schiff "Wilhelm Gustloff" mit Evakuierten auf die Reise. Wir hatten alles sorgfältig vorbereitet, Listen von Mitfahrenden angelegt, das Schiff nicht überbelegt, es eilte noch nicht so. Die Front lag noch weit zurück. Die Abfahrt verzögerte sich. Feindliche U-Boote waren in der Hafeneinfahrt festgestellt. Man wechselte die Liegeplätze, um den Feind zu täuschen. Während der Wartezeit wechselten Passagiere ohne Erlaubnis mit anderen Flüchtlingen ihre Plätze, viele schmuggelten sich, ohne registriert zu sein, auf das Schiff. So geriet alles in Unordnung. Am Abend vor der Abfahrt besuchte ich noch das Schiff, um mich endgültig von meinen beiden Bürohelferinnen zu verabschieden, die ich aber in dem großen Wirrwarr nicht fand. In der Nacht lief dann der überfüllte Transporter aus, kurz danach wurde er torpediert, nur wenige überlebten die Katastrophe. Auch meine Helferinnen, noch nicht 20 Jahre alt, fanden den Tod.

Mehr Glück hatten meine Telefonistinnen von der Befehlsstelle, die etwa eine Woche vor der Besetzung Gotenhafens den Fluchtweg über die Ostsee nahmen. Ich staunte über ihren Mut. Keine klagte, am liebsten wären sie bis zum Ende geblieben. Ich hatte dem Admiral versprechen müssen, alles für ihre Sicherung zu tun. Schwer machte es mir eine Helferin, die sich in den Kopf gesetzt hatte, nicht zu flüchten. Als ich glaubte, sie auf dem Schiff zu haben, erschien sie quitschvergnügt darüber, mir ein Schnippchen geschlagen zu haben, wieder in der Befehlsstelle. Im letzten Augenblick hatte sie sich von ihrer Gruppe getrennt und so lange versteckt, bis ihre Kameradinnen fort waren. Es gelang mir dann aber, sie durch meinen Funker, der einen eigenen Wagen besaß, in den Hafen zu bringen, wenige Minuten vor Abfahrt des Dampfers.

Ende 1944 erhielt ich ganz unerwartet meine Kommandierung von Gotenhafen nach Kiel auf eine Korvettenkapitänsstelle. Meine Beförderung zum Korvettenkapitän lief. Im Trubel der nachfolgenden Ereignisse hat mich die Urkunde dann nicht mehr erreicht, auch das Kriegsverdienstkreuz I. Klasse, der "Bel-ami-Orden", wie wir ihn scherzhaft nannten, konnte mir nicht mehr überreicht werden. Mein Wehrmachtskommandant war auf Urlaub und außerhalb Gotenhafens, als die Nachricht einlief. Zwei Tage später, an einem Sonnabend, sollte er seinen Dienst wieder antreten. Dieser Sonnabend war mein Reisetag. Am Montag sollte ich meinen Dienst in Kiel antreten. Ich beschloß, am Sonntag zu fahren, um mich noch von meinem Chef verabschieden zu können.

Er reagierte sauer: "Das ist ganz unmöglich. In dieser Situation kann ich Sie nicht entbehren. Diese Kommandierung muß rückgängig gemacht werden." Er setzte alle Hebel in Bewegung. Fernschreiben flogen hin und her. Schließlich erreichte er, daß meine Kommandierung verschoben wurde. Ich war enttäuscht und bereute, daß ich meine Dienstreise nicht - wie befohlen - am Sonnabend angetreten hatte. Ironie des Schicksals! Acht Tage später wurde mein Chef abgelöst und verließ Gotenhafen.

Schicksal, wer weiß wozu es gut ist, tröstete ich mich. Jedenfalls gelang es mir noch, die Wohnungseinrichtung meiner Tochter nach Brebelholz zu verfrachten, wo sie inzwischen eine Wohnung bekommen hatte. Die Umzugsgenehmigung durch den Gauleiter lag lange vor.

Meine Dienststelle im Kommandeurgebäude überließ ich meinem Mitarbeiter Ruge. Ich besetzte in den letzten kritischen Monaten dauernd die Befehlsstelle des Admirals und des Wehrmachtskommandanten, die im Bereich der Kraftfahrtkompanie lag im untersten des doppelgeschossigen Kellers. Dort konnte ich auch ein schönes Balkonzimmer, ein Appartment, gut eingerichtet mit Bad, Kochschrank und Gardrobenraum beziehen. Auch die Verpflegung hatte ich dort. Mein Betreuer war lange Zeit Koch auf einem Dampfer des Norddeutschen Lloyd gewesen und machte sich ein Vergnügen daraus, mich abends mit allerlei Leckerem zu verwöhnen. Er hatte sich eine Hühnerfarm angelegt und war groß im Besorgen. Zigaretten, die recht knapp waren, standen immer bereit, und wenn der Vorrat zu Ende ging, ergänzte er ihn unaufgefordert. Mittags aßen wir gemeinsam in einem kleinen Kreis von Offizieren. Mein Mitarbeiter Ruge schloß sich ebenfalls an, obwohl er einen weiten Weg zurücklegen mußte. Ein neuer Chef, der aus Griechenland kam, löste noch in den letzten Wochen den alten Chef der Kraftfahrtkompanie ab. Er war ein ausgesprochener Nazi und führte bei Tisch große Reden, die mir oft den Appetit verdarben. Ein Beispiel nur: Die Juden müßte man an den Bäumen aufhängen und ihnen dann die Haut langsam abziehen. Er prahlte mit seinen alkoholischen Schätzen, die er aus Griechenland mitgebracht hatte, ließ sich aber nicht erweichen, damit herauszurücken. Schließlich hatten wir ihn soweit, daß er jedem ein Glas französischen Kognaks bewilligte. Die angebrochene Flasche nahm er wieder mit, ließ auch kein zweites Glas einschenken. Wie es der Zufall wollte, kam ich später noch in den Genuß der angebrochenen Flasche.

Die feindlichen Fronten rückten näher. Der Kampf um Gotenhafen begann und brachte den Vormarsch zunächst zum Stocken. Feindliche russische Flugzeuge überflogen das Stadtgebiet, die "Nähmaschinen", wie wir sie nannten nach dem Geräusch, das sie verursachten. Ich erlebte einen Abschuß, als ich eines mittags meine alte Dienststelle in der Kommandantur besuchte. Am Fall-

schirm landete der russische Pilot ganz in meiner Nähe. Ein verblendeter Soldat wollte ihn abschießen, was ich dann noch verhindern konnte. Schüler der Navigationsschule wurden zur Verteidigung der Marienburg eingesetzt. Unter großen Verlusten haben sie sich, im Infanteriedienst wenig geschult, heldenmütig geschlagen, sind aber nutzlos verblutet. Andere Marineeinheiten – so auch die Soldaten der Kraftfahrzeugkompanie – standen im Einsatz, als die Kämpfe in den Wäldern um Gotenhafen begannen. Wochen vorher hatten wir dort Panzergräben und Panzersperren angelegt. Die Zivilbevölkerung wurde dazu aufgerufen, und an dienstfreien Sonntagen fuhren alle Soldaten der Garnison vom Admiral abwärts hinaus zum Schippen.

Bevor unsere Kriegsschiffe Gotenhafen verließen, unterstützten sie den schweren Abwehrkampf unserer Truppen und die Absatzbewegungen unserer Marineeinheiten durch eine Kanonade ihrer schweren Schiffsgeschütze. Pausenlos rollten ihre Granaten über uns hinweg. Mir klang es wie ein Abgesang. Wie ich später im Verhör vor dem russischen General hörte, hatte dieser Artilleriebeschuß seine Wirkung nicht verfehlt und den Angreifern schwere Verluste zugefügt. Aber der Vormarsch der Russen wurde dadurch nur verzögert, nicht abgeschlagen.

Ich hatte meine komfortable Wohnung längst aufgegeben und verbrachte die letzten Tage und Nächte in der Befehlsstelle. Da die Helferinnen abgesetzt waren, bekam ich für meine Befehlsstelle Soldaten aus anderen Einheiten als Ersatz zugeteilt. Als Bewaffnung besaßen wir zwei ältere italienische Infanteriegewehre mit 80 Schuß Munition. Im übrigen wurde unser Stützpunkt, der angeblich mit Verpflegung und Ausrüstung für drei Monate versorgt war, von der Kraftfahrkompanie besetzt. Sie erhielt aber bald ihren Absatzbefehl und wurde durch eine Polizeikompanie ersetzt.

Schon in den ersten Tagen ihres Einsatzes war der Kompaniechef der Kraftfahrer verwundet worden und ihr Hauptfeldwebel gefallen. Der verwundete Chef, der bei Tisch immer dasselbe große Wort geführt hatte, war recht kleinlaut geworden und um seinen Abtransport besorgt. Auf sein Bitten hin konnte ich noch etwas für ihn tun.

Mein Steward, der mich immer so gut bedient hatte, verfehlte den Abtransport seiner Einheit. Er kam angetrunken zu mir in die Befehlsstelle und markierte den mutigen Verteidiger. Ein halbes Dutzend Handgranaten bespickten sein Koppel. Meine Soldaten befreiten ihn davon, damit er nicht noch mehr Unheil damit anrichtete. Als er einigermaßen ausgenüchtert war, schickte ich ihn mit seinem Wagen, der zurückgeblieben war, auf Reise nach Oxhöft. Daß er dort glücklich angekommen ist, möchte ich annehmen. Dort oder auf Hela wird er auch wieder zu seiner Kompanie gestoßen sein.

Nach dem Abzug der Kraftfahrkompanie war ich der einzige Marineoffizier, der sich noch im Stadtbezirk aufhielt. Der Stab des Küstenbefehlshabers befand sich in Oxhöft und ich gab dorthin Informationen. Noch war mein Telefonnetz einigermaßen in Ordnung, vor allem funktionierte ein wichtiges Seekabel. Außerdem stand mir die Funkeinrichtung zur Verfügung. Der Sprechfunk fiel aus, weil die Bedienungsmannschaft mit den Kraftfahrern abgezogen war. Er war auch nur von örtlicher Bedeutung. Ich erfuhr manches, was für meine Ohren nicht bestimmt war, alles Meldungen, die nichts zu hoffen ließen.

Ein Batallionsstab der zurückflutenden Infanterie quartierte sich bei mir ein, und ich bekam ein klares Bild über den Verlauf der Kampffront. Auch die Zivilbevölkerung suchte Zuflucht in meinen Kellern. Manche von ihnen waren verwundet, darunter auch Kinder. Ich ließ sie in meinen gut eingerichteten Sanitätsräumen behandeln.

Die Polizeitruppe, die die Kraftfahrer abgelöst hatte, hatte sich Zugang zu unserer Stützpunktverpflegung verschafft, wie mir meine Soldaten meldeten. Ich hatte bis dahin nicht darauf zurückgegriffen, weil unsere Vorräte noch reichten. Wir bereiteten schon seit Tagen unsere Mahlzeiten in der Befehlsstelle. Ein frisches Schwein, in Hälften geteilt, hing ausgerechnet so, daß es immer in meinem Blickfeld war. Ich griff nun ein und sorgte für geregelte Verteilung. Jeder bekam reichlich Rauchmaterial, Konserven, Knäckebrot und Kekse. Die Kekse ließ ich unter die Kinder verteilen. Als ich merkte, daß es an Verpfle-

gung mangelte, gab ich erst einmal die Schweinehälften ab. Nach unserem Abzug ließen wir ihnen einen großen Teil unserer Vorräte zurück.

Meine Soldaten hatten die Kontrolle über die Vorräte offenbar recht ernst genommen und auch die verlassene Unterkunft der Kraftfahrkompanie durchkämmt. Bei dieser Durchsuchung waren ihnen auch die Alkoholvorräte des Kompaniechefs in die Hände gefallen, auch die angebrochene Flasche Hennessy. Aber diese Flasche schien ihnen nicht geheuer. Sie verstanden die französische Aufschrift nicht und kamen deshalb damit zu mir. Ich liebte diese Marke und nahm sie mit etwa folgenden Worten in Besitz: "Das ist ein schlimmes Gift, gut, daß Ihr es nicht probiert habt." Ich verriet ihnen dann doch, was sie enthielt und gab ihnen auch eine Probe. Sie waren nicht sonderlich entzückt. Korn und Wacholder schmeckte ihnen besser, wie sie sagten, und sie überließen ihrem Kaleu gern die angebrochene Flasche. Ich habe sie bedächtig ausgetrunken auf das Wohl der verwundeten Kameraden und auf mein eigenes Wohl. Außerdem hatten wir noch einen größeren Vorrat an Alkoholika. Eine schon vor Wochen durchgehende Einheit, die reinen Alkohol in Tanks transportierte, hatte als Dank für unsere Gastfreundschaft uns reichlich versorgt. Wir haben noch davon zurückgelassen. Die nachfolgenden Russen haben sich nach dem Eindringen sofort darüber hergemacht und über dem Zechen die Kontrolle vergessen. So konnten sich noch einige Zivilisten verziehen, die mir dann davon erzählt haben, wie die Russen in die Befehlsstelle eindrangen.

Der Bataillonsführer zog sich mit seinem Stab zurück in den Stadtkern. Ich wollte nachkommen, aber zuvor meine Befehlsstelle zerstören. Zwei meiner Wachen hatte ich schon nach Oxhöft in Marsch gesetzt, wo sie auch glücklich ankamen. Den Rest, sieben oder acht Mann, schickte ich jetzt zum Stab, nur mein Kamerad Ruge und ein junger Funker blieben mit mir zurück. Wir vernichteten die Funk-, Sprechfunk- und Fernsprechanlagen und zerrissen und verbrannten die Karten und Akten. Wir könnten uns die Zeit nicht mehr lassen, hatte mir ein Kamerad von der Infanterie gesagt, erfahrungsgemäß würden die Russen in ein paar Stunden nachrücken. Nachdem wir unsere Zerstörungsarbeit getan hatten,

setzten wir uns noch zusammen und überlegten, was zu tun sei. Da erschienen überraschend meine zurückgeschickten Soldaten. Die treuen Seelen hatten sich Sorgen um uns gemacht. Wir rückten dann gemeinsam ab. Ich hatte tagelang kein Sonnenlicht gesehen und war wie geblendet als ich ins Freie trat. Wir mußten die Adolf-Hitler-Straße an einer ungeschützten Stelle und bei starkem Infanteriefeuer übergueren und übersprangen sie einzeln im Laufschritt. Dabei verwickelte ich mich in der abgestürzten Oberleitung der Straßenbahn so unglücklich, daß ich mir den Knöchel des rechten Fußes verletzte. Humpelnd und gestützt konnte ich mich weiter bewegen, schweißtriefend. Kurz vor dem verabredeten Treffpunkt, den wir bei heftigem Feuer im Schatten der Häuser zustrebten, konnte ich beim besten Willen nicht mehr. Meine Kameraden schleppten mich ins nächste Haus. Kaum hatten wir es betreten, da detonierte auf der Straße die Salve einer Stalinorgel. Glück im Unglück!

Auch hier war der Keller vollgepfropft mit Zivilisten. Unaufgefordert räumte man mir einen Liegeplatz ein. Alle waren recht besorgt um mich. Eine innere Unruhe trieb mich weiter. Als ich mich einigermaßen erholt hatte, gab ich den Befehl zum Weitermarsch. In der Dunkelheit erreichten wir ungeschoren die verabredete Befehlsstelle, wo es recht turbulent zuging. Den Chef des Bataillons traf ich in einer ausgelassenen Weinrunde mit Frauen. Ich merkte, daß ich nicht gern gesehen war und zog mich zurück. "Warum fühlen Sie sich gebunden und ziehen sich nicht zurück?" sagte er mir noch.

Dazu konnte ich mich zunächst nicht entschließen. Aber am nächsten Tag war ich mir darüber im klaren, daß meine Aufgabe in Gotenhafen zu Ende war. Sämtliche Nachrichtenmittel waren ausgefallen. Ich hatte keine Möglichkeiten mehr, mit dem Küstenbefehlshaber in Verbindung zu treten. Mein alter Chef war inzwischen auch abgelöst worden und durch Admiral Sorge ersetzt, den ich von Pillau her kannte, als er noch Kapitänleutnant war.

In den Abendstunden machten wir uns auf den Weg zum Hafenbecken 4. Dort befand sich eine Unterbefehlsstelle des Luftschutzes in einem Spitzbunker. Ich hoffte, noch eine Verbindung mit Oxhöft

oder Hela zu bekommen. Wir mußten den großen Verschiebebahnhof überqueren. Im Zuge der Lähmung des Hafenverkehrs hatte man am Vortage sämtlich vorhandene Eisenbahnwaggons ineinander geschoben, die wir nun überklettern mußten. Ich hatte die leise Hoffnung, daß ich trotz der Lähmung des Hafens noch ein Fahrzeug antreffen würde, das uns zu unserer Einheit bringen würde. Vergebens, auch eine Verbindung vom Bunker aus gab es nicht.

Im Morgengrauen brachen wir auf zum Marsch nach Oxhöft. Im Vorraum des Bunkers schnarchten Menschen. Erst später wurde uns klar, daß es schon Russen gewesen sein müssen. Im Gänsemarsch zogen wir über die Hafenstraße. Ich hatte den Eindruck, daß es deutsches Geschützfeuer war, das über Gotenhafen lag. In der Höhe des Verpflegungsamtes erreichte mich von hinten die Durchsage, daß meine Schlußmänner sich den Russen ergeben hätten. Da wußte ich, daß alles zu spät war und die Russen den Weg nach Oxhöft abgeschnitten hatten. Vor mir tauchten auch russische Uniformen auf. Ich unterbrach sofort den Weitermarsch und suchte mit meinem kleinen unbewaffneten Häufchen Schutz im Verpflegungsamt.

Es war geräumt. Nur ein paar Zwiebäcke hatte man zurückgelassen. Ich ließ die Pakete zusammentragen und baute daraus eine Barrikade vor den Eingang. Noch hatte ich die stille Hoffnung, daß wir uns bis zu einem eventuellen Gegenangriff hinter dieser Schanze halten könnten. Auch nahm ich an, daß es sich nur um schwache russische Kräfte handele, die eingesickert waren. Aber ich hatte mich getäuscht. Schon bald drangen die Russen ein. Das bittere Los der Gefangenschaft begann. Es war der 28. März 1945.

XIV. IN RUSSISCHER KRIEGSGEFANGENSCHAFT

Wir hockten hinter unserer Zwiebackbarriere und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Kampf und Geschrei riß uns aus unserer Lethargie. Ein deutscher Soldat wehrte sich gegen seine Gefangennahme und verwundete dabei seinen Gegner. Das alles spielte sich unsichtbar für uns am Eingang ab. Dem verwundeten Russen kamen mehrere Kameraden zur Hilfe und betteten ihn im Eingangsraum, ganz in unserer Nähe. Dabei entdeckten sie uns zunächst gar nicht, bis einer der Männer aufsprang und ihnen sein Verbandspäckchen anbot (er war im Zivilberuf Pferdehändler aus Stettin). Diese humanitäre Geste verfehlte nicht ihre Wirkung. Wir wurden als harmlose Krieger erkannt und einkassiert. Der russische Unteroffizier, der mir meine Pistole abnahm, tat sehr erstaunt, als er das Magazin leer fand. Ich trug sie in meinem bis dahin "friedlichen" Dienst ungeladen und hatte in den letzten aufregenden Stunden ganz vergessen, sie zu laden. Die zwölf Patronen, die ich seit der Beförderung zum Offizier besaß, lagen wohlverwahrt mit anderen persönlichen Sachen in meiner Unterkunft.

Draußen trafen wir im Hof eines gegenüberliegenden Gebäudes auf eine größere Gruppe von Gefangenen. Die russische Wachmannschaft war sehr besorgt um ihre und damit auch um unsere Sicherheit. Sie nutzten jede Deckung aus und führten uns dann im Schutze des Bahndammes in Richtung Bahnhof. Im letzten Abschnitt galt es noch, eine ungeschützte Stelle zu überqueren, die unter starkem deutschen Gewehrfeuer lag. Ein junger russischer Soldat, der etwa 100 m weiter einen Beobachtungsposten besetzte, gab aufgeregt Zeichen, uns hinzuwerfen. Einzeln übersprangen wir die kurze ungedeckte Stelle und kamen alle glücklich durch. Meine Gedanken in diesem kritischen Augenblick: "Jetzt wird es Dich noch erwischen und das ausgerechnet durch eigenes Feuer." Aber auch jetzt war mir das Schicksal hold. Für mich war in beiden Weltkriegen keine Kugel gegossen. Die Chance, das große Los zu gewinnen, ist unwahrscheinlich, wenn auch nicht ausgeschlossen,

aber die Chance unverwundet durch zwei Weltkriege zu gehen, ist doch wohl noch weit geringer. Und wenn ich nun noch weiter denke, daß meine nächsten Anverwandten, Sohn und Schwiegersohn,
heil aus dem Kriege zurückgekommen sind, dann stehe ich still
und neige mich demütig und dankbar vor diesem gnädigen Geschick.
Wurden die inbrünstigen Gebete meiner Jugend erhört, in denen
ich so oft bat, mich doch vor einem Krieg und seinen Schrecken
zu bewahren?

Die Russen führten uns in den Keller des Bahnhofes. Dort wurden wir zunächst gefilzt. Mir nahm man meinen Siegel- und Ehering sowie meine Armbanduhr ab. Meine Vorräte an Lebensmitteln und Rauchwaren, die ich in der Aktentasche - meinem einzigen Gepäck - mit mir trug, rührte man nicht an. Im übrigen war das Verhalten untadelhaft. Bald trennte man mich, meinen Kameraden Ruge und einen Unterfeldwebel von unseren Männern. Man war sich offenbar nicht klar über den Rang des Unterfeldwebels, der eine goldene Litze am Rockkragen trug, ein Dienstgradabzeichen, das im Laufe der Kriegsjahre bei Unteroffizieren eingeführt wurde und wenig Anklang bei den Trägern fand, weil es an die Portierskleidung erinnerte.

Man führte uns durch die dem Hauptausgang gegenüberliegende Nebensperre, die den Vorort jenseits der Bahngleise mit den Bahnsteigen verband. Diese Gegend Gotenhafens hatte ich wenig betreten. Sie war mir nicht so vertraut wie die Hafenseite. Wir mußten durch ein Spalier von Soldaten. Als ein mongolisch aussehender Russe mich als Offizier erkannte, geriet er wild in Rage und versuchte, mir einen Schlag mit der Reitpeitsche zu versetzen. Aber ein anderer ergriff seinen ausholenden Arm und verhinderte so die Wucht des Schlages. Man übergab uns drei einem Stab, der offenbar gerade dabei war, sich in einer Villa häuslich einzurichten. Getrennt wurden wir verhört, zunächst Korvettenkapitän Ruge. Ich hatte im Nachbarzimmer zu warten. Draußen im Hof kamen und gingen russische Soldaten, einige drängten sich ans Fenster, drohten mit den Fäusten und machten das Zeichen des Halsabschneidens. Ich beschwerte mich. Ein Offizier ließ daraufhin den Hof räumen und entschuldigte sich bei mir.

Das Verhör war kurz und drehte sich um meine Person und um meine Stellung in der Marine. Ich hatte den Eindruck, daß wir als Mariner besonders attraktiv für die russischen Stäbe waren. Wir waren wohl auch die einzigen, die ihnen in Gotenhafen ins Netz gegangen waren. Nach kurzer Zeit saßen wir auf einem Lastwagen, und man fuhr uns in schnellem Tempo mehrere Kilometer rückwärts in die Befehlsstelle eines höheren Stabes. In den Wäldern um Gotenhafen, die wir durchquerten, sahen wir die Spuren eines harten Kampfes, Tierkadaver, unbestattete Gefallene usw. Der russische Wachposten wurde nicht müde, uns auf alles aufmerksam zu machen, als wollte er sagen: "Seht, das alles habt Ihr uns angetan!"

Wir landeten auf einem kleineren Gutshof, der unter Artilleriebeschuß gelitten hatte, bei herrlichstem Sonnenschein, von einem Dolmetscher empfangen, der uns sofort in den Keller des Gutshofes führte, wo die Offiziere des Stabes versammelt waren. Man begrüßte uns höflichst und bot uns Zigaretten an. Ein Oberst erklärte, daß wir dem General vorgeführt würden, der augenblicklich abwesend sei. Er ordnete an, daß wir draußen im Garten, wo ein Tisch und Stühle bereitgestellt wurden, bis zur Ankunft des Generals warten sollten. Wir genossen die warme Märzsonne, für mich eine besondere Wohltat, hatte ich doch wochenlang Tag und Nacht in Kellern zugebracht.

Im Hofe vertrieben sich Soldaten die Zeit mit allerlei Kurzweil. Sie beobachteten uns neugierig und machten Bemerkungen, die schallendes Gelächter auslösten. Dann traten zwei an unseren Tisch und forderten uns auf mitzukommen. Wir mußten uns vor einer Hauswand aufstellen, der Käpten in die Mitte, der Unterfeldwebel und ich links und rechts zur Seite. Sie faßten ihre Gewehre, luden sie umständlich und stellten sich in Schußstellung uns gegenüber, hinter ihnen gaffende und gestikulierende Soldaten. "Käpten, hatten Sie sich so Ihr Ende gedacht?" nuschelte ich meinem Kameraden zu. Der blieb stumm und starr. Der Unterfeldwebel verlor die Nerven, stürzte mit erhobenen Armen ein paar Schritte vor, fiel in die Knie und bat um sein Leben. Seine Worte überstürzten sich. Er bedachte gar nicht, daß man ihn

nicht verstand. Er redete von dem herrlichen Sonnentag, der das Leben doch so lebenswert mache. Er sei Bauer und verstehe zu arbeiten. Er wolle alles tun, nur das Leben möge man ihm lassen. Man hat ihm das Leben geschenkt, aber es hat ihm nichts genützt, er ist an Hunger und der schweren Arbeit in der nachfolgenden Gefangenschaft in Rußland zugrunde gegangen. Ich erfuhr es später nach meiner Rückkehr, als ich seine Familie aufsuchte. Er besaß einen schönen, sauberen Hof nicht allzu weit von Kiel entfernt.

Während der geschilderten Szene trat der Dolmetscher aus dem Haus und fragte ausgerechnet mich, was los sei. Ich zeigte auf die Soldaten: "Man will uns erschießen." Er erfaßte sofort die Situation, fuhr den grinsenden Haufen an, offenbar nicht sanft. Einer nach dem anderen drückte sich davon, in kurzer Zeit war der Hof leer. Man habe sich einen üblen Scherz mit uns erlaubt, erklärte er und führte uns wieder an den alten Platz. Nach einer Weile erschien ein Stabsoffizier, entschuldigte sich und versicherte mehrmals, daß wir nichts zu befürchten hätten. Ein strenger Befehl sei ergangen, von Stalin selbst unterzeichnet, kein deutscher Offizier dürfe füseliert werden.

Indessen war der General zurückgekommen. Bevor der Dolmetscher uns zu ihm führte, gab er etwa folgende Verhaltensregel: "Er ist noch von der alten Schule, der noch in der zaristischen Armee gedient hat. Er legt Wert auf militärische Formen, verhalten Sie sich so, wie Sie sich in Ihrer Armee Vorgesetzten gegenüber verhalten würden."

Im Keller begegneten wir dem General, als er sich gerade in den Dienstraum begeben wollte. Er nahm nur kurz von uns Notiz und bemerkte: "Sie sind so verschmutzt." "Wir kommen aus der Kampflinie, Herr General, und hatten noch keine Gelegenheit uns zu säubern." Er gab Anweisungen, die wir nicht verstanden. Bald erschienen Soldaten mit drei Waschschalen, andere hielten Seife und Handtücher bereit. Nach dem Waschen half man uns beim Ausbürsten der Uniform.

Beim Verhör stellte er keine entehrenden Fragen, auch eine Ablehnung der Beantwortung nahm er hin. "Wer hat den Kampf in Gotenhafen geführt?" fragte er u.a. Zufällig wußte ich es, heute weiß ich es schon nicht mehr. "Sie haben die Wahrheit gesagt, es war mir bekannt. Ich habe mit dem Herrn in früheren Jahren zu Tische gesessen." Er stellte keine weiteren Fragen. Nach einer Weile: "Warum mußten Sie mit Rußland Krieg führen? Wußte man nicht mehr, was Bismarck und Schlieffen gesagt haben?" Seine noble, ritterliche Art, die Rücksicht auf meine unglückliche Lage, die dramatische Wendung in meinem Leben... mir schossen die Tränen in die Augen, und dann antwortete ich: "Ich weiß es wohl, ich bin Lehrer."

Als wir schon auf dem Lastwagen saßen, durch eine Plane von der Umwelt abgeschirmt, trat kurz vor der Abfahrt noch einmal der Stabsoffizier zu uns, gab dem Wachposten und Fahrer Anweisungen und sagte, daß wir nichts zu befürchten hätten. Aber wir kämen jetzt zum Verhör vor politische Kommissare, das seien keine Frontsoldaten.

Das sollte ich bald erfahren. Wir wurden von zweien verhört in Gegenwart eines Dolmetschers, der unverkennbar Jude war. Sie drohten, machten hämische Bemerkungen, lachten laut, wenn sie mich durch unwürdige, herablassende Behandlung in Verlegenheit setzten. Nach etwa einer Stunde Verhör ordneten sie eine Körpervisitation durch den Dolmetscher an. Er war im Gegensatz zu den Kommissaren recht rücksichtsvoll. Als er zum Beispiel in meiner kleinen Hosentasche ein Monokel entdeckte, schob er es diskret wieder zurück. Auch in meiner Aktentasche wühlten sie herum. Dann entließen sie mich mit der Bemerkung, daß sie wohl wüßten, daß ich sie belogen hätte. Nach einer Pause würde ich erneut verhört und dann hoffentlich mein Verhalten ändern, meine Aktentasche könnte ich bis dahin zurücklassen.

Ich wurde nicht wieder verhört, aber meine Tasche und damit meine kleinen Vorräte an Eßwaren, Rauchmaterial, Wäsche usw. und mein Geld war ich los. Nur in der Manteltasche hatte ich noch ein paar Zwiebäcke und in der anderen geröstete Kaffeebohnen. Das Monokel brachte ich durch alle Stationen meiner

Gefangenschaft, bis ich es eines Tages im Lager von Anopino, zwischen Moskau und Gorki, beim schweren Umgraben eines vergrasten Ackers mit dem Spatenstil in der Tasche zerdrückte.

Ich erinnere mich nur dunkel, wo wir die Wartezeit verbrachten. Es muß ein kleiner Schuppen gewesen sein, nicht gesichert und ohne besondere Bewachung. Ich döste in den restlichen Tag und in die Unsicherheit hinein. "Werde hart, wappne Dich mit Gelassenheit. Du hast soviel in Deinem Leben philosophiert, versage nur jetzt nicht, sonst wirst Du, solltest Du alles überstehen und glücklich zurückkommen, vor Dir selber ausspucken." So etwa gingen meine Gedanken. Und das habe ich in jener kritischen Stunde so stark empfunden, daß ich es nicht vergessen habe in den zweieinhalb Jahren Gefangenschaft, die dann folgten.

Ich hatte den ganzen Tag nichts Rechtes gegessen und getrunken und verspürte auch jetzt keinen Appetit, schon gar nicht nach trockener Kost, nur Kaffeebohnen hatte ich häufiger geknabbert. Stark aber war mein Bedürfnis zu rauchen. Einem russischen Unteroffizier, der aus Neugier oder Bedürfnis ein Gespräch mit mir versuchte, konnte ich deutlich machen, daß ich bei den Kommissaren meine sämtlichen Habseligkeiten gelassen hatte. Er brachte mir dann eine 25er Packung Overstolz, also Beuteware, und Brot.

In den späten Abendstunden wurden wir aufgescheucht und mit rund einem Dutzend Mitgefangenen in Marsch gesetzt, begleitet von zwei Wachmännern, der eine ein blutjunger Soldat, der andere ein Feldwebel in stark angetrunkenem Zustand, beide mit Maschinenpistolen (oder Schnellfeuergewehren) bewaffnet. Es muß eine helle Nacht gewesen sein, denn ich unterschied deutlich Einzelheiten in der Landschaft. Am Waldrand feuerte eine Stalinorgel ihre Salven ab. Voller Stolz machte der junge Wachposten auf dieses "Wundergeschütz" aufmerksam. Wohin es gehen sollte, wußten wir nicht. Die beiden Posten ließen uns vorausmarschieren und blieben häufig ein gutes Stück zurück. Wir trauten ihnen nicht und dachten, die werden sich nicht lange mit uns aufhalten und uns bei der ersten, besten Gelegenheit umlegen. Als wir an einem Grabenrand rasteten, eignete sich der

junge Wachsoldat meine Stiefel an. Seine waren bis auf die Brandsohlen abgelaufen, ebenso die Absätze. Wenn ich nicht barfuß laufen wollte, blieb mir nichts anderes übrig, als sie anzuziehen. Er betrachtete immer wieder mit Wohlgefallen seine Neuerwerbung, die ihn sichtlich in gute Laune versetzte und sich mir gegenüber auch in Freundlichkeit ausdrückte. Zum Weitermarschieren zeigten unsere Posten keine Neigung. Sie hielten Lastwagen an. Bald gelang es ihnen auch, einen leeren Transporter zu erwischen, der uns alle aufnehmen konnte. Mein junger Wachsoldat nahm neben mir Platz, teilte seine Zigaretten mit mir und erzählte mir mit viel Begeisterung in Zeichen, Bewegungen und einzelnen Wortbrocken von seinen Eroberungen und Liebeserlebnissen. Ein junges Mädchen schien es ihm besonders angetan zu haben. Mit ihr habe er sich auf ein Wiedersehen nach dem Kriege in Moskau verabredet. Sie sei närrisch auf ihn. Der Feldwebel benutzte die Fahrt zu einem Schläfchen. So landeten wir im Morgengrauen in Neustadt (Westpreußen).

Die Posten mußten erst auskundschaften, wo sie uns abzuliefern hatten. Wir lagerten indessen am Straßenrand und warteten. Der Feldwebel, jetzt ausgenüchtert, gesellte sich zu mir und fing ein Gespräch an. Er sprach leidlich deutsch, so viel, daß wir uns verständigen konnten. Daß wir die Juden verfolgten, lobte er mit kräftigen Worten. Er sei Offizier gewesen und degradiert worden, weil er einen feigen Juden verprügelt habe. Eine Stellungnahme verkniff ich mir aus begreiflichen Gründen.

Wir wurden in eine Scheune geführt und einer anderen Wachmannschaft übergeben. Flüchtlinge, Männer, Frauen und Kinder, teilten mit uns den Raum. Leid taten mir die jungen Mädchen, die von den Soldaten herausgeholt wurden und nach geraumer Zeit mit verstörten Gesichtern wieder erschienen. Auf einem dicken Strohlager konnten wir uns ausstrecken, eine Wohltat nach den unruhigen Nächten, besonders für meinen kranken Fuß. Ich fand einen erquickenden Schlaf.

Am Nachmittag wurden Ruge und ich von den übrigen Gefangenen getrennt und in einer Truppenunterkunft untergebracht, worin sich offenbar auch gerade ein russischer Stab einrichtete. Wir bezogen einen großen, verlassenen Unterkunftsraum, in dem noch die Drahtbettstellen standen. Die benachbarten Räume waren ebenfalls leer. Für Ruge fand ich noch einen Mannschaftsmantel, so daß er sich nun wenigstens besser gegen Kälte schützen konnte, besaß er doch nur seine dünne Regenpelerine. Für mich fand ich ganz zufällig noch zwei nicht ganz zueinander passende Schnürschuhe. Die Nächte waren kalt, wir besaßen keine Wolldecken und lagen auf den nackten Drahtmatrazen. Dauernd wurden wir durch einzelne Schüsse aus dem Schlaf gerissen, und das Nachdenken darüber, was diese Schießereien bedeuten mochten, ließ uns so leicht nicht wieder einschlafen. Später kamen wir dahinter, es waren die russischen Wachposten, die aus Lust am Schießen oder auch zu ihrer Beruhigung Schreckschüsse abgaben.

Am anderen Morgen wurde ich einem Generalobersten vorgeführt, einem recht korpulenten Herrn. Er hatte einen Stab von Offizieren um sich versammelt, darunter auch ein halbes Dutzend Marineoffiziere in blauer Uniform. Er bot mir zu Rauchen an und wollte wissen, wie stark die Streitkräfte in Oxhöft und auf Hela seien und mit welchen Verteidigungsanlagen man dort rechnen müsse. Über die Streitkräfte konnte ich ihm keine Auskunft geben, aber ich sagte ihm, daß dort starke Luftschutzbunker und Luftschutzstollen seien, die dem Bombardement der russischen Flugzeuge standhalten würden. Von draußen drang lautes Flugzeuggeräusch in den Raum und ich glaubte zu erkennen, daß schwere Einsätze gegen unsere Stellungen geflogen wurden. Ich habe recht behalten, den Russen ist es nicht gelungen, uns von Hela zu verdrängen. Die Übergabe erfolgte erst im Mai beim Waffenstillstand. Auch er hielt mir vor, daß wir leichtsinnig den Krieg mit Rußland vom Zaum gebrochen hätten. Nun bekämen wir die Quittung. Unsägliche Leiden habe das russische Volk auf sich genommen, besonders auch die Menschen im belagerten Leningrad. Selbst Fälle von Kanibalismus seien dort vorgekommen. Einen Geschmack von all diesen Leiden hätten unsere Flüchtlinge auf der Frischen Nehrung bekommen.

Der Dolmetscher, ein gut aussehender und gebildeter Mann von etwa 30 Jahren, sprach fließend Deutsch, fast fehlerfrei und ohne Akzent. Er unterhielt sich in den paar Tagen, die wir dort verbrachten, öfter mit mir über allgemeine Dinge, sorgte für unsere Verpflegung, als er erfuhr, daß wir seit Tagen ohne warme Mahlzeit waren.

Nach drei oder vier Tagen verließen wir Neustadt. Im Hof versammelte sich morgens ein langer Zug von Gefangenen. Vom Dolmetscher erfuhr ich, daß wir nach Lauenburg in Pommern marschieren sollten. Ruge und ich als die einzigen Offiziere setzten uns an die Spitze des Zuges. Da auch viele Verwundete unter uns waren, schlugen wir ein recht langsames Marschtempo ein. Trotzdem blieben einzelne zurück. Auch mein Fuß verursachte mir bald starke Schmerzen, zumal die Schuhe drückten. Mit äußerster Energie schaffte ich es bis Lauenburg, im letzten Abschnitt gestützt auf zwei Kameraden. Es war wohl ein Sportplatz auf dem wir Halt machten. Die Kranken und Lahmen wurden dort ausgesondert und zur Untersuchung in die Baracke geführt, die am Rande des Platzes lag. Hier wurde ich von Ruge getrennt und habe ihn nie wiedergesehen.

Die Untersuchung nahm viel Zeit in Anspruch, wir standen und lagen vor der Baracke und warteten, daß wir aufgerufen wurden. Die Landser wurden recht ungeduldig, sie drängten und befolgten nicht die Anordnung der Russen, sich der Reihe nach aufzustellen. Drohungen wurden ausgesprochen, und es war zu befürchten, daß bei weiterem Durcheinander diese Drohungen wahr gemacht würden. Darum versuchte ich, Ordnung zu schaffen, setzte mich auf die Eingangstreppe und ließ nun einzeln eintreten, wobei die am schwersten Angeschlagenen den Vortritt bekamen. Es klappte nun alles bestens, man befolgte widerspruchslos meine Entscheidungen. Einsichtige unterstützten mich. Ich hatte eine bevorzugte Behandlung abgelehnt, was wohl auch nicht ohne Eindruck geblieben war. Außerdem sahen sie ja, daß es um mich auch nicht gut bestellt war und ich mich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Ich ging als Letzter. Auch bei den russischen Ärzten hatte mein Verhalten offenbar Eindruck gemacht, besonders als sie sahen, in wie miserabelem Zustand meine Füße waren. Einer machte die hämische Bemerkung, ich hätte mich wohl bei dem Marsch auf Moskau übernommen. Doch man versagte mir nicht die nötige

Achtung, bot mir Zigaretten an und versicherte mir, daß ich im Lazarett fachgemäß behandelt werden würde. Besonders eine Ärztin zeigte sich betont menschlich. Sie kam noch vor dem Abtransport zu mir und wünschte mir gute Besserung.

Nur wenige hundert Meter weiter setzte man uns in einer früheren Schulungsunterkunft der SS oder SA ab. Die ärztliche Betreuung dort hatte ein baltischer Arzt, ein Musikfreund, wie sich bald herausstellte. Er behandelte mich sofort und stellte mir das Bett in seinem Behandlungszimmer zur Verfügung. Eine Wohltat nach diesem anstrengenden Tag, sich ausstrecken zu können, obwohl meine Füße nach dem Öffnen der vielen Blasen stark schmerzten.

Im Nachbarzimmer ertönte bald Klaviermusik. Der Arzt hatte unter den Gefangenen den Kapellmeister des Berliner Rundfunks, Hellmich (?), entdeckt, der regelmäßig die Mittagsmusik leitete. Auch mich holte der Arzt herüber. Bald erschienen auch ein paar russische Offiziere. Ein junger Leutnant, sehr temperamentvoll, er hatte wohl auch getrunken, schlug den Takt zur Musik. "Jetzt Mozart, jetzt Beethoven, jetzt Wagner..." Er nannte noch viele Namen bekannter Komponisten und beim jeweiligen Wechsel schlug er mit Wucht auf den Flügel. Es zeigte sich dann, daß die Musik eine völkerversöhnende Kraft in sich barg. Die russischen Offiziere brachten Weißbrot und gute Butter, und mir fiel ein, daß ich ja noch Kaffeebohnen in meiner Manteltasche verwahrte, die ich beisteuerte. Gemeinsam saßen wir nun friedlich zu Tisch, dazu gab es Musikeinlagen von Hellmig bis in die späten Abendstunden hinein. Und dann schlief ich traumlos und lange wie in einem Himmelbett.

Es stand schlimm um meine Füße. Mühselig humpelte ich, ohne Schuhe und auf einen Stock gestützt durch die Gänge, wenn ich die Toilette aufsuchen mußte, immer von Russen begafft. Nach ein paar Tagen mußten wir die Unterkunft räumen. Wir wurden in ein Zelt verlegt, das näher dem Stadtinnern lag. Der Weg dahin war nicht weit, aber es dauerte lange, bis der Zug von etwa 100 Kranken und Lahmen das Ziel erreichte. Es machte mir trotzdem Mühe mitzukommen. Die Schnürschuhe hatte ich um den Hals ge-

hängt, an den Füßen nur den Verband, den ich mit Lumpen umwickelt hatte. Der Soldat, der uns anführte, setzte sich in Positur, wie es einem zackigen Zugführer zukommt, hantierte mit einem langen Säbel, den er sich irgendwo organisiert hatte, und gab die unsinnigsten Befehle. Er mußte wohl als Unikum bekannt sein, denn es hatten sich viele Zuschauer bei unserem Abmarsch eingefunden, sie sich den Bauch vor Lachen hielten.

Ich war sehr enttäuscht über unser neues Quartier. Die Lager waren schlecht, und es war kalt und naß im Zelt. Unser baltischer Arzt hatte sein Revier im benachbarten Haus aufgeschlagen. In den Spätnachmittagsstunden holte er mich und Hellmig zu sich herüber und zeigte voll Stolz sein neuestes Klavier, das er sich indessen mit Hilfe der Russen organisiert hatte. Am Abend sollte wieder ein musikalischer Abend stattfinden, wozu auch ich eingeladen wurde. Doch dieser Abend mußte dann ausfallen, weil die Russen eine eigene Veranstaltung ansagten, zu der Hellmich befohlen wurde.

Gott sei Dank verließen wir diese unfreundliche Unterkunft schon am nächsten oder übernächsten Tag. Man lud uns auf einen Lastwagen und verfrachtete uns nach Stolp in Pommern ins Stadt- und Kreiskrankenhaus. Wir kamen auf unserer Fahrt in den Nachschub der russischen Truppen hinein, die, wenn sie entdeckten, daß wir Gefangene waren, mit den Fäusten drohten. Die Straßen waren teilweise verstopft und wir mußten öfters halten. Die marschierenden Truppen bewegten sich an beiden Seiten der Chaussee über die Äcker. Herden von Vieh wurden mitgetrieben.

Der größte Teil des Krankenhauses war von russischen Verwundeten belegt. Wir wurden in einem Nebengebäude untergebracht. Die Bettstellen und auch das meiste andere Inventar hatte man aus den Räumen entfernt. Alles lag draußen im Hof bunt durcheinander, Wind und Wetter ausgesetzt. Wir schliefen eng aneinander gereiht auf dem nackten, kalten Zementfußboden. Die Ruhr brach aus. Einer nach dem anderen wurde davon erfaßt. Ein unerträglicher Gestank breitete sich aus. Die Kranken beschmutzten sich die Kleidung, überall auf den Fluren und den Toiletten zeigten sich Spuren dieser heimtückischen Krankheit. Ein paar Todesfäl-

le traten ein. Bis dahin hatte ich - einziger Offizier - mit den Mannschaften zusammengelegen. Dann entdeckte man meinen Dienstgrad und stellte mir ein Einzelzimmer zur Verfügung. Eine Drahtbettstelle wurde eigens aus dem Hof heraufgeholt. Ich hatte ein Waschbecken im Zimmer, und zeitweilig floß sogar heißes Wasser. Welch eine Wohltat, besonders als auch mich die Ruhr erfaßte. Ich konnte mich gründlich sauber halten. Hellmig und auch ein paar andere Kameraden, denen ich nähergekommen war, profitierten auch davon und verweilten manche Stunde bei mir.

Ich war bis zur Beendigung des Krieges nie ein Brotesser. Am liebsten fing ich morgens schon mit Bratkartoffeln an. Ich lebte vorwiegend von warmer Mittags- und Abendkost. Auch jetzt, wo ich tagelang ohne warmes Essen blieb, schmeckte mir das Brot nicht. Ich verschenkte es zum größten Teil an meine Kameraden, das meiste an Hellmig. In kurzer Zeit, besonders als ich mich mit der Ruhr quälte, nahm ich 40 Pfund ab. Mein geringstes Gewicht allerdings später in Rußland betrug 104 Pfund. Da hatte ich aber schon erfahren, wie köstlich trockenes Brot schmeckt.

Eine deutsche Schwester betreute uns. Sie besorgte mir ein paar Hausschuhe aus feinstem Saffianleder, weich und biegsam, und doch konnte ich sie nicht an den Füßen haben. Ich band sie mit Mullbinden unter den Füßen fest, so hatte ich wenigstens eine feste Sohle, die ich besser sauber halten konnte. Als bei mir die Ruhr im Abklingen war, bekam ich Heißhunger ausgerechnet auf "gelstrigen" (überjährigen) Speck und Kartoffelsalat mit viel Zwiebeln. Die Schwester suchte mich davon abzubringen, meinte, es könne mir schaden. Sie besorgte Weißbrot, aber ich rührte es kaum an und erklärte immer wieder, daß mich nur der gewünschte Salat mit dem ranzigen Speck gesund machen könne. Sie hatte ihre Wohnung in der Stadt, die sie jeden Abend nach dem Dienst wieder aufsuchte. Ein Ausweis gab ihr die Möglichkeit, sich noch einigermaßen frei in der Stadt zu bewegen. So war es ihr möglich gewesen, in die Vorratskammern befreundeter Familien, die geflüchtet waren, einzudringen und diese Raritäten aufzustöbern. Am anderen Morgen überraschte mich die gute

Seele mit einer vollen Schüssel Salat und gekochtem Speck. Ich stillte meinen Heißhunger und fühlte mich wohl und gesund danach. Meine Füße aber machten mir noch lange und viel Beschwerden, besonders der gebrochene rechte (beim Verhaspeln in den Oberleitungstauen war der Fuß gebrochen, wie sich herausgestellt hatte). Die russische Ärztin erklärte mir, daß auch in späteren Jahren immer wieder Beschwerden auftreten würden, weil der Fuß nicht sofort in Gips gelegt worden sei. Sie hat recht behalten. Bei jedem Wetterwechsel spüre ich leichte Schmerzen und ziehe unbewußt das Bein nach. Ich benutze gern den linken Bürgersteig und nicht den rechten, weil er eine Neigung zur Straße hat, was der Neigung des kranken Fußes entgegengesetzt ist. Meine Sohlen und Absätze des rechten Fußes sind immer eher abgelaufen. Das Versorgungsamt Bielefeld hat nachträglich eine Kriegsbeschädigung anerkannt.

Von meinem Fenster aus fiel mein Blick auf Räume, die von jungen russischen Lazaretthelferinnen bewohnt wurden. Ich beobachtete, wie sie sich in ihrer Freizeit schön machten, sich lange von allen Seiten im Spiegel betrachteten. Kurzum, sie gaben sich, wie es Evastöchter in allen Ländern und Zonen tun. Nur im Geschmack bestanden Varianten. So fanden sie es zum Beispiel schön, mit Haarwicklern spazierenzugehen oder im Krankenhausgarten im Bademantel zu lustwandeln. Gleich waren sie sich dagegen wieder mit ihren Schwestern in aller Welt im Anbändeln und im koketten Getue. Erstaunlich aber, daß kein Soldat darauf einging, nie gingen Männchen und Weibchen zusammen. Mustergültig war das Verhalten der russischen Weiblichkeit uns Gefangenen gegenüber auch später in Rußland. Sie trugen zwar nur einfache und reizlose Kleidung, doch hatten sie ein würdiges Selbstbewußtsein und eine stolze Zurückhaltung, die aber nicht verletzend wirkte.

Ich weiß nicht mehr, wie ich zu Büchern gekommen bin, die aus der Bücherei des Stolper Chefarztes stammten. Ich meine mich zu erinnern, daß ich selbst in seinem Arbeitszimmer gewesen bin und sie mir dort ausgewählt habe, kann es aber nicht mehr mit Bestimmtheit sagen. Von der Schwester erfuhr ich, daß er mit

seiner Frau beim Anrücken der Russen auf das Gut seines Schwiegersohnes geflüchtet sei und dort mit Frau, Tochter und Schwiegersohn den Freitod gesucht habe. Diese Lektüre verkürzte die eintönigen Stunden der Gefangenschaft und lenkte vor allem ab. Darunter waren Herders Schriften "Über den Ursprung der Sprache" und die "Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", die ich dann noch später im Gefangenenlager in Thorn gründlicher studierte.

Ganz unerwartet ging dann nach kurzer Zeit unsere Reise weiter einem ungewissen Ziele zu. Aber soviel wußten wir, diesmal fuhren wir mit der Bahn, das Ziel lag also weit entfernt. Wer noch einigermaßen auf den Beinen war, der sollte - wie man uns gesagt hatte - den etwa eineinhalbstündigen Weg bis zum Bahnhof zu Fuß zurücklegen. Ich glaubte, mir diesen Weg zutrauen zu können und stellte mich mit der Marschkolonne im Hof auf. Die Schwerverwundeten und -kranken verfrachtete man auf einen Lastwagen. Der russische Offizier, der den Transport leitete, dem Aussehen nach ein Jude, entdeckte mich noch kurz vor der Abfahrt des Autos und veranlaßte, daß ich mit gefahren wurde. Wie sich zeigte, hatte das noch andere Vorteile, denn für die Schwerbeschädigten waren die Waggons besonders hergerichtet. Wir hatten mehr Platz, bessere Liege- und Sitzmöglichkeiten und auch eine bessere Verpflegung.

Wir landeten in Thorn in einem früheren deutschen Gefangenenlager inmitten der Thorner Heide. Es war ein großes Lager mit vielen Baracken, die insgesamt 12 bis 15000 Mann faßten, durchzogen von einer Feldgleisanlage, jetzt als Lazarett benutzt. Wo man ging und stand Sand und nochmals Sand und viele Stacheldrahtzäune, die das Lager in Abteilungen teilten. Doch nur die äußere Umzäunung war von Wachposten besetzt und man durfte sich ihr nur bis zum Stolperdraht nähern. Aber auch das war nicht ratsam, denn einige Wachsoldaten nahmen es sehr genau und schossen schon, wenn man sich näherte. Trotzdem gelang es einigen, sich mit ihren Angehörigen oder mit Zivilisten, die außerhalb des Zaunes lauerten, in Verbindung zu treten, auch ließen sich russische Posten bestechen.

Wir bezogen eine große Baracke, die wir nur bis zur Hälfte füllten. Es war darin kalt, zumal wir ohne Decken und Unterlagen auf den nackten Brettern lagen. Im Windschatten der Baracke suchten wir jeden Sonnenstrahl zu erhaschen, und Wolken- und Regentage verdüsterten nicht nur die öde Landschaft, sondern auch unser Gemüt.

Schlimm erging es den Kameraden in der Nachbarbaracke. Bei der Desinfizierung war ihre Kleidung in Brand geraten und vollständig vernichtet. Ersatz konnte nicht sofort beschafft werden. So mußten sie tagelang nackt herumlaufen, nur mit einer Decke versehen, mit der sie kaum ihren Oberkörper und ihre Scham bedecken konnten.

Diese Desinfektion machte uns überhaupt große Sorgen. Wir waren jedesmal froh, wenn wir sie ohne größeren Schaden überstanden hatten. Die Bedienungsmannschaften kamen aus den Grenzlanden, sprachen Slavisch und sympathisierten mit den Russen. Gegen uns traten viele mit betonter Schärfe auf, wohl, um sich bei den Russen beliebt zu machen. Man konnte von Glück sagen, wenn man seine Kleidungsstücke alle zurückbekam, häufig fehlte etwas. Mit den gefilzten Sachen trieben sie einen lebhaften Handel. Es entwickelte sich am Grenzzaun hinter dem Hofplatz unter Duldung der russischen Wachposten zu ganz bestimmten Zeiten ein schwarzer Markt, zu dem auch die Zivilisten erschienen. Gehandelt wurde mit allem, selbst mit Konservendosen, die als Kochgerät und Eßgeschirr hoch im Kurs standen. In der Wartezeit, während die Sachen im Ofen ausglühten, stand man nackt im kalten Raum, manchmal auch im Freien, besonders schlimm für Anfällige, manche haben sich so den Tod geholt. Leid taten mir besonders die Schwerverwundeten. Sie wurden auf der Bahre zur Sauna geschleppt, wie die Russen diese Einrichtung nannten. Oft mußten sie lange warten. Diese grauenvollen Bilder, diese zu Skeletten abgemagerten Reste eines Menschen! Man mag sich diese Bilder nicht wieder in die Erinnerung zurückrufen.

Einen von diesen Saunaleuten habe ich in bester Erinnerung. Er zeigte sich immer von der besten Seite, war freundlich, auch hilfsbereit, sicher aber auch ein gerissener Händler, einer aus Passion, der dauernd tätig und auf den Beinen sein mußte. In allen Baracken des Lagers kannte man ihn. Er vermittelte jedes Geschäft, alle vertrauten sich diesem ehrlichen Makler gern an, denn er hielt, was er versprach. Seine Tabakdose war immer gefüllt, und mancher heißhungrige Raucher bekam eine Zigarette von ihm geschenkt. Er suchte sicher seinen Vorteil, aber er blieb der "königliche Kaufmann" auch bei diesen armseligen Geschäften.

Von ihm erfuhr ich, daß die Russen ein Offizierslager einrichteten. Auf seine Empfehlung hin erhielt ich dort die Stellung eines Barackenältesten. Das brachte weiter keine Vorteile, eher Nachteile, mehr Verantwortung und manches Ärgernis. Aber ich hatte eine Aufgabe, die mich beschäftigte und ablenkte. Der Russe errichtete für uns am Rande eines größeren, freien Platzes mehrere kleine Unterkünfte aus Sperrholzplatten in Oktogonform ein. Gut ein Dutzend sind es wohl am Schluß gewesen. Belegt waren sie mit rund 100 Offizieren, doch die Zahl schwankte. Durch Zu- und Abgänge waren es mal mehr mal weniger. Zu meiner Unterstützung erhielt ich einen Verwaltungsgefreiten zugeteilt, ebenso einen Verpflegungsunteroffizier und eine Hilfskraft im Mannschaftsgrad. Uns vieren stand eine von den beschriebenen Unterkünften zur Verfügung, die wir uns den Verhältnissen entsprechend wohnlich einrichteten. Meine Hilfskraft war von Beruf Tischler, aus Danzig stammend und an Jahren älter als ich. Er zimmerte uns aus einfachstem Material die Einrichtungsgegenstände, die wir brauchten: Einen großen Tisch, zwei Schreibtische für mich und den Verwalter, Sessel, Fächerschränke und unsere Liegen. Er verstand sich aufs Besorgen und teilte mit uns, immer hilfs- und dienstbereit. Anders mein Schreiber aus Sachsen, verbohrter Nationalsozialist, unbelehrbar, intolerant, egoistisch, aber zuverlässig in seiner Verwaltungsarbeit. Neutral war der noch junge Unteroffizier. Scharfe Debatten haben wir oft an den Abenden miteinander geführt.

Auch konnte ich eine Unterkunft für Sanitätszwecke einrichten. Ein älterer korpulenter Sanitätsrat aus Dresden mit schwarzem Spitzbart und hohem Sanitätsdienstgrad wurde uns zugewiesen. Er machte sich viel Sorgen um sein Haus in Dresden, besonders um die Zentralheizung, die bei einsetzender Kälte platzen könnte. Schon deshalb müsse er unbedingt zum Herbst wieder daheim sein. Damals wußten wir noch nichts von dem schweren Luftangriff auf Dresden. Ob ihm sein Wunsch erfüllt wurde, kann ich nicht sagen, denn ich habe ihn nach Auflösung des Offizierslagers in Thorn aus den Augen verloren. Möglich wäre es schon, denn ich habe ihn in der Ärztebaracke, der ich nach Auflösung als einziger Offizier zugeteilt wurde, nicht wiedergetroffen. Er war ein ausgesprochen liebenswürdiger, älterer Herr, der nie seinen hohen Dienstgrad hervorkehrte. Für mich schnitt er bei seinen Besuchen Machorkastengel sorgfältig fein, wozu ich nicht die nötige Geduld aufbrachte. Er kam gern zu mir zu einem Klön, wenn es die Zeit erlaubte.

Mein Tischler aus Danzig sorgte auch für die Ausgestaltung der Sanitätsbaracke. Für den Arzt kleidete er einen Behandlungsraum ab und zimmerte einen Tisch und einen recht breiten Armsessel für den kräftigen Sanitätsrat. Der übrige Raum erhielt
ein paar Liegen und eine Sitzecke mit Tisch und Stühlen. Es war
daran gedacht, hier auch Kranke abzusondern, die in Behandlung
waren, aber das ist selten nötig gewesen. Schwerkranke wurden
außerdem auf die entsprechenden Baracken des weiten Lagers verlegt. So konnte ich diesen Raum als Ausweiche benutzen, zum
Beispiel dort Neuankömmlinge unterbringen, wenn alle Baracken
belegt waren. Eine Zeitlang beherbergte ich dort einen recht
prominenten Gast, einen Admiral unserer Marine. Es ist wohl
verständlich, daß ich mich um ihn besonders kümmerte.

Der Hauptteil der Gedanken eines Plenis kreiste um Essen und Trinken. Nie war sein Hunger gestillt . Selbst in seinen Träumen wurde er von Hungergefühlen bedrängt. Essen und Trinken war das Gesprächsthema Nummer 1. Man redete genüßlich über seine Lieblingsgerichte, von den besonderen Gerichten seiner Heimat und deren Zubereitung, schrieb auf, was einem nach Geschmack war. Notizbücher mit Kochrezepten entstanden, viele Seiten stark, aus Papiersäcken geschnitten und fein säuberlich gebunden. So hielt ich es für wichtig, auf der Postkarte, die wir

später von Rußland allmonatlich nach Hause schicken konnten, auch ein paar Kochrezepte mitzuteilen. "Nun fängt er an, den Verstand zu verlieren." hat meine Frau gedacht.

In Thorn vergrub die Küche die abfallenden Knochen in einem Gräberfeld, das noch aus der deutschen Besatzungszeit stammte. Aber auch das hielt einige Hungrige trotz strengsten Verbotes nicht ab, sie wieder auszubuddeln. Mit selbstgefertigten Messern, deren Klingen gewöhnlich aus Blech bestanden, schabten sie sie mühevoll ab, vermischten diese Knochenmasse mit Brot zu einem Brei, den sie auf dem Ofen erhitzten, und bildeten sich dann ein, Königsberger Klopse zu essen. Die einseitige, starke gedankliche Beschäftigung mit der Ernährung wurde bei vielen geradezu eine Manie, die sicher der Gesundheit ebensoviel geschadet hat wie der Hunger selbst.

Besonders beliebt war unter den Offizieren des Lagers das Brotrösten. Einige machten sich die Mühe, kleine rechteckige Stückchen zu schneiden. Eins mußte dem anderen gleichen und den Eindruck erwecken, als handele es sich um beste, marktgerechte Handelsware. Mit Zucker gegessen, konnte man sich dann genüßlich zurückversetzen in bessere Tage der Vergangenheit. Nur fehlten uns die Feuerstellen zum Rösten. Als ich ein Zelt freibehielt, richtete ich dort ein Kochzelt mit ein paar Öfchen ein. Wo und wie wir sie besorgten, vermag ich heute nicht mehr zu sagen. Es halfen wohl russische Soldaten, die dafür Dinge bekamen, nach denen sie schon lange schielten. Frühmorgens war dort reger Betrieb. Um die kleinste Röstfläche wurde gerungen. Schwierigkeiten machte das Besorgen des Brennmaterials. In der Nähe lag ein Holzplatz, wohl umzäunt, wo die Russen von Gefangenen ihr Brennholz schlagen ließen. Trotz scharfer Aufsicht gelang es, etwas von dort zu besorgen, aber wehe, wenn einer dabei ertappt wurde. Er mußte zur Strafe Holz sägen und zerkleinern. Ein paar Klüftige hatten nun ohne mein Wissen eine Möglichkeit herausgefunden, die ihnen offenbar sicherer und weniger mühevoll erschien: Sie bauten den Trennungszaun ab, der dicht hinter unserem Lager verlief. Ich wurde noch früh genug von dem deutschen Lagerkommandanten gewarnt, so daß Schlimmeres verhütet wurde. Sie mußten die bereits entfernten Pfähle ersetzen, wie

sie das anstellten, war ihre Sache. Aber sie schafften es. Die russische Lagerverwaltung hätte auf dieses Vergehen schwere Bunkerstrafe verhängt. Das bedeutet zugleich auch Kürzung der Lebensmittelration, und bei den ohnehin knappen Portionen konnte das zu schweren gesundheitlichen Schäden führen.

Im großen und ganzen trat die russische Lagerführung klug zurück und überließ die Ordnung den eingesetzten deutschen Funktionären. Daß sie aber ein wachsames Auge hatten, zeigt folgender Vorfall. Eines Nachmittags rückte ein bewaffnetes russisches Kommando an und umstellte das Offizierslager. Ich wurde ohne Angabe von Gründen festgenommen und unter Bewachung den russischen Kommissaren vorgeführt. Auch dort erfuhr ich den Grund der Verhaftung nicht. In dem halbstündigen scharfen Verhör setzte man ohne weiteres eine Schuld voraus. Ich sah mich schon schuldlos zu einer strengen Bunkerstrafe verurteilt. Aber dann hieß es plötzlich: "Sie können gehen, Sie sind frei." Den Anlaß erfuhr ich erst später. Ein deutscher Major hatte im Lager eine ihm unterstellte Wehrmachtshelferin wiedergetroffen, die er für das Kriegsverdienstkreuz vorgeschlagen hatte. Er ließ durch einen Schriftkundigen eine künstlerisch gestaltete Urkunde anfertigen, die er dann in einer Kaffeestunde der Helferin feierlich überreichte. Ein anderer Offizier hatte hinter dem Rücken einer russischen Krankenhelferin mit der Faust gedroht. Beide Offiziere lagen aber auf Krankenstation und unterstanden nicht dem Offizierslager, wie die Russen anfangs angenommen hatten. Als man sich überzeugt hatte, daß ich von den Vorfällen nichts wissen konnte, ließ man mich wieder frei.

Die weiblichen Insassen des Lagers wurden bald verlegt, auch die verwaisten Kinder, die von den Russen aufgelesen wurden, blieben nur kurze Zeit. Der Lagerkommandant war offenbar ein Kinderfreund, er kümmerte sich viel um sie und besorgte ihnen auch Spielzeug. Doch fühlte er sich dann schwer enttäuscht, als er sehen mußte, daß die Jungen am liebsten Kriegs- und Indianerspiele veranstalteten. In deutschen Kindern, so soll er gemeint haben, stecke schon von Geburt an der Militarist.

Als russische Aufsicht erschienen gewöhnlich jeden Morgen zwei Wehrmachtshelferinnen, die eine im Offiziersrang, die jüngere im Mannschaftsgrad, beide recht ansehnlich und gar nicht slavischen Typs. Die jüngere ließ sich - so hatte ich den Eindruck - gern Komplimente der jüngeren Offiziere gefallen. Einen schien sie besonders in ihr Herz geschlossen zu haben, sie hielt jedesmal nach ihm Ausschau, und man merkte ihr ihre Enttäuschung an, wenn er einmal nicht zur Stelle war. Sie fand stets einen Anlaß, sein Zelt aufzusuchen und besonders lange zu kontrollieren. Die ältere tat reserviert, erwartete aber, daß man sie kavaliermäßig behandelte und ihr taktvoll Aufmerksamkeiten erwies. Glaubte sie aber, daß sie sich etwas vergeben hätte, suchte sie es durch Strenge zu vertuschen. Dann beanstandete sie zum Beispiel jedes Sandkörnchen, das sie auf dem Fußboden fand. Und da in der Thorner Heide Sand in Hülle und Fülle und allerorts vorhanden war, trug man trotz aller Achtsamkeit mit jedem Schritt Sand ins Zelt hinein. Als Dolmetscher fungierte ein älterer Hauptmann meines Lagers, ein baltischer Baron, der in seiner ruhigen und feinen Art alles zu glätten wußte.

Täglich dreimal bekam ich von der Küche für die Morgen-, Mittag- und Abendmahlzeit die Verpflegungsrationen für das Offizierslager. Mein Verpflegungsunteroffizier und mein Mann aus Danzig holten sie ab und verteilten sie dann auf die einzelnen Baracken des Lagers. Die hungrigen Plenis nahmen diese Verteilung sehr genau und beobachteten mit Argusaugen, ob auch alles richtig eingeteilt wurde. Trotz scharfer Kontrolle und Aufsicht gab es immer wieder Beanstandungen und Stänkereien. Manche sannen leidenschaftlich darüber nach, wie man das Verteilungssystem verbessern könnte, aber was machte das schon aus? Die Portionen blieben klein und der Hunger ungestillt. Die Kantenstücke des Brotes wurden höher eingeschätzt als die Mittelstücke und mußten daher reihum ausgegeben werden. An den Topfrändern blieben spärliche Suppenreste hängen, folglich mußte das Topflecken gerecht verteilt werden. Mancher vergaß in seiner Gier jede Essensmanier. Um allem Mißtrauen von vornherein entgegenzutreten, ließ ich jeden Tag einen neuen Vertrauensmann bestimmen, der unsere Verteilung auf die Zelte beaufsichtigte. Es gab manchen Nörgler und auch hin und wieder einen, der sein Vertrauensamt mißbrauchte und Vorteile für seine Gruppe herausschlagen wollte. Aber zur Ehre meiner Kameraden muß ich sagen, daß die meisten auch im Hungerleiden Haltung bewahrten. Eine Zeitlang gab es auch im Thorner Lager eine besondere Offizierskost, die sich von der Mannschaftsverpflegung zwar nicht sonderlich unterschied, aber in der Zubereitung abwechselungsreicher war. Damit meinen drei Hilfskräften aus dem Mannschaftsstande, mit denen ich gemeinsam aß, nicht das Wasser im Munde zusammenlief, ließ ich sie daran teilnehmen, so daß jeder jeden vierten Tag in den Genuß der Offizierskost kam.

Wohl um den Gefangenen eine Abwechselung und Bewegung zu verschaffen, schickte uns die Lagerleitung ein paarmal nachmittags in die Weite Thorner Heide. Man ließ uns sagen, daß bei einem Fluchtversuch diese Vergünstigung sofort aufgegeben würde. Meines Wissens hat auch keiner von uns versucht zu entkommen. Wir nutzten diese Ausflüge und sammelten Pilze, Pfifferlinge, die am meisten vorkamen. Mein Schreiber aus Sachsen hatte eine besondere Spürnase und brachte eine Menge mit heim. Wir konnten uns alle satt daran essen, wenigstens fühlten wir unseren Bauch einmal gefüllt, was auch schon recht genüßlich war. Ich ging auch einmal mit hinaus, fand aber keinen einzigen Pilz. Doch das Umherstreifen bei hellem Sonnenschein in der freien, unverfälschten Natur nach so langer Zeit bereitete mir echte Freude. Doch der Weg hin und zurück war bei dem schlechten körperlichen Zustand beschwerlich.

Erst in Rußland - und auch da nicht sofort - durften wir monatlich eine Postkarte an unsere Angehörigen schreiben, also erst,
als schon eine lange Zeit unserer Gefangenschaft verstrichen
war. Die Ungewißheit, wie es ihnen ergangen war, quälte ebenso
sehr wie der ständige Hunger. Von Thorn aus versuchten wir, ein
Lebenszeichen von uns an sie zu geben. Es gab nur die eine Möglichkeit: Die Russen entließen einzelne Schwerkranke, Arbeitsunfähige und Ältere schon von Thorn aus in die Heimat. Nur geschah das plötzlich und unerwartet. Man wußte auch nicht, wer
an der Reihe war. Schriftliche Aufzeichnungen, wenn sie in die

Hände der Russen fielen, wurden von ihnen beschlagnahmt, die Entlassenen konnten unmöglich viele Adressen im Kopf behalten, nur von solchen, die ihnen besonders nahestanden. Wir grübelten nun darüber nach, wie diese Chance, durch sie Nachricht in die Heimat zu bringen, genutzt und organisiert werden könnte. Meine Verwaltungsbaracke des Offizierlagers, die den meisten bekannt war und einen gewissen Mittelpunkt im großen Lager bildete, bot die beste Gelegenheit, diese Organisation in die Hände zu nehmen. Wir besaßen Papier, wenn auch nur von Papiersäcken und im beschränkten Umfange. Wir konnten uns dort unauffällig in kleineren Gruppen versammeln und besprechen. Zunächst forschte ich nach Schleswig-Holsteinern, bestellte in den einzelnen Baracken Vertrauensleute, die die Adressen aufschrieben und die Unterlagen bei mir ablieferten. Wir schrieben dann auf schmale Papierstreifen, die sich zusammenrollen ließen und leicht zu verbergen waren, Gruppen von Adressen, die auf die einzelnen verteilt wurden und bei einer etwaigen Entlassung angeschrieben werden mußten, alles in vielfacher Ausführung. Nach und nach registrierten wir so einen großen Teil des Lagers, unterteilt nach Landschaften. Vielfache Sicherungen, die ich heute nicht mehr alle angeben kann, wurden eingebaut. Jedenfalls hat unser System geklappt. Meine Frau erhielt schon bald aus allen Gegenden mitgeteilt, daß ich noch lebte. Einige sprachen persönlich bei ihr vor.

Um unsere politische Umerziehung sorgte sich die Antifa (Antifaschisten), die in Thorn ein junger Mann vertrat. Er hielt sich aber zurück, die Organisation steckte wohl auch noch sehr in den Anfängen. Er suchte uns zu veranlassen, die Achselstücke und Spiegel abzulegen. Nach langen Verhandlungen, die ein Oberst des Lagers führte, erklärten wir uns geschlossen bereit, auf die Achselstücke, nicht aber die Spiegel zu verzichten. Später im Lager Breslau-Hundsfeld, das als deutschen Lagerkommandanten einen Oberleutnant hatte, nahm man uns sofort nach Ankunft auch die Spiegel ab.

Ich hatte den Eindruck, daß die Russen kein Interesse daran hatten, daß wir ohne Rangabzeichen waren. Auch an Orden und Ehrenzeichen nahmen sie keinen Anstoß, obwohl die meisten aus be-

greiflichen Gründen freiwillig auf das Tragen verzichteten. Im Lager hatten wir auch einen Ritterkreuzträger, was den Russen bekannt war, den sie aufforderten, das Ritterkreuz weiter zu tragen. Scharf waren sie auf SS- und Sonderführer.

Im Thorner Kriegsgefangenenlazarett habe ich unsagbares menschliches Leid und Elend gesehen und erfahren. Nahezu 6000 Menschen starben dort in der Zeit meines Aufenthaltes. Sie wurden in dem von Deutschen ausgehobenen Panzergraben am Rande des Lagers begraben. Ein besonderes Beerdigungskommando – mit zusätzlichen Essensrationen bedacht – schichtete die dürren Skelette kreuzweise auf Feldloren und kippte dann diese Fuhre in den Graben um, wie man Materialien, zum Beispiel Kohlen und Sand abrutschen läßt. Das Gleis, das zu dem Panzergraben führte, lief dicht an unserem Lager vorbei. Die Mannschaft ließ um die Mittagszeit die beladenen Loren ausgerechnet in der Höhe unseres Lagers stehen, weil von hier aus der kürzeste Weg zur Küche führte. Das war für uns kein schöner Anblick, die wir gern bei schönem Wetter draußen vor unseren Baracken unsere Mittagsmahlzeit einnahmen.

Die genannte Zahl erfuhr ich auf der Kommandantur, wo ich häufig mit dem Soldaten zusammentraf, der die Toten registrierte und ihre Namen in ein dickes Buch eintrug. Eine Möglichkeit, die Todesanzeige an die Angehörigen in der Heimat zu geben, besaß er nicht!

Überraschend kam die Auflösung des Offizierlagers. Ich aber wurde noch nicht in Marsch gesetzt und bezog mit meinem Schreiber, der auch zurückblieb, eine Barackenstube in der Nähe der Kommandantur. Dort wurde ich mit einem Letten bekannt, der perfekt Russisch sprach und auch westliche Sprachen beherrschte. Er arbeitete auf der russischen Kommandantur. Im zivilen Leben hatte er – nach seiner Aussage – Dienst bei der lettischen Regierung getan, als maître de plaisier hatte er besuchende Diplomaten geführt und für ihre gesellige Unterhaltung gesorgt. Er war ein leidenschaftlicher Bridgespieler und suchte und fand Partner in uns. Partner, die er allerdings noch anleiten mußte. Zunächst galt es, Bridgekarten herzustellen. Durch seine Tätigkeit in der Kommandantur hatte er die Möglichkeit, einen einigermaßen geeigneten Karton zu besorgen. Abend für Abend saßen wir nun

beim Kartenspiel bis spät in die Nacht. Meinem Schreiber machte das wenig aus, er fand sowieso erst in den Morgenstunden Ruhe, wenn sich die Wanzen, mit denen wir reichlich versorgt waren, zurückgezogen hatten. Die verbleibenden Nachtstunden verbrachte er mit Wanzenjagd. Jeden Morgen meldete er mir stolz seine ergiebige Jagdbeute.

Lange dauerte diese Herrlichkeit nicht. Mein Schreiber verließ Thorn mit dem nächsten Mannschaftstransport. Ich kam in die Baracke der Ärzte, die im Krankendienst des Lagers tätig waren. Es sollte sich bald zeigen, warum dieser Umzug stattfand: Eines Tages fuhren Lastwagen vor. Wir wurden verfrachtet und traten, unter Planen dicht eingepfercht, eine Reise mit unbekanntem Ziel an.

Ich höre immer, daß Schulmeister vom Fachsimpeln nicht loskämen. Ohne meinen Beruf in Schutz nehmen zu wollen, mußte ich feststellen, daß Ärzte um keinen Deut besser sind. Wie es um andere Berufe steht, vermag ich nicht eindeutig zu sagen. Selbst in der Enge des Lasters mit all den Unannehmlichkeiten und in der Ungewißheit über unser weiteres Schicksal entspannen sich leidenschaftliche und endlose Debatten über medizinische Fälle und Probleme.

Die russischen Begleitposten nutzten die Gelegenheit und versorgten sich mit Gütern des täglichen Bedarfs, die ihnen so sehr fehlten. Sie konnten es offenbar nicht abwarten, uns gründlich zu filzen, denn kaum hatten wir das Lager verlassen, ließen sie anhalten, machten Leibesvisitation und durchwühlten unser Gepäck. Die meisten verloren dabei die letzten Sachen ihres spärlichen Restes an persönlichen Dingen. Erstaunt war ich darüber, was einzelne Kameraden trotz der vielen voraufgegangenen Durchsuchungen noch alles gerettet hatten. Vor allem kam ein Vermögen an deutschem Papiergeld zum Vorschein. Trotz des raffinierten Vorgehens der Wachmannschaft gelang es uns, noch manche Dinge beiseite zu schaffen. So schob mir ein Kamerad nach meiner Durchfilzung einen Packen Scheine zu, aber schon nachmittags nach einer weiteren Durchsuchung büßte er sie ein.

Ich hatte mein Geld schon zu Anfang meiner Gefangenschaft verloren, aber ein Kamerad hatte mir später ein paar Scheine abgegeben, weil er eine große Summe besaß und befürchtete, sich Unannehmlichkeiten zu bereiten, wenn er damit auffiel. Diese verwahrte ich unter der Stahlschiene, die den Boden der Gasmaskentasche verstärkte, die ich mir nach dem Verlust meiner Aktentasche in Neustadt/Westpreußen besorgt hatte und die mir seitdem als Gepäckbeutel diente, bis zu meiner Rückkehr nach Kiel. Das war offenbar ein sicheres Versteck, denn erst bei der letzten Durchsuchung vor meiner Entlassung wurden sie entdeckt durch meine Nachlässigkeit. Die eine Ecke eines Scheines lugte nur ein ganz klein wenig hervor, aber das war den Argusaugen des Postens nicht entgangen. Mit einem wohlgefälligen Lächeln befreite er mich von meinem letzten Mammon. Nun, ich machte mir nicht viel aus diesem Verlust, nahm ich doch an, daß unser Geld vollständig entwertet sei. Doch da hatte ich mich getäuscht. Als wir auf der Rückfahrt auf der polnischen Grenzstation Terespol hielten, drängten sich Marktweiber an den Zug und boten uns für das als wertlos erachtete Geld ihre Waren an. Und es zeigte sich, daß noch viele Plenis Geld besaßen und es nicht wertlos war.

Was sich bei uns als Leidensfahrt auswirkte, erfüllte die begleitenden Russen mit eitel Freude, der sie auch ungehemmt Ausdruck gaben. Sie freuten sich wie Kinder, die unerwartet in den Besitz von Spielzeug kamen, aber doch wie große Kinder, die ihre Festfreude noch durch Alkohol steigerten. Der eine Posten hatte dem so stark zugesprochen, daß er bald einschlief, der zweite dagegen blieb nüchtern. Er hatte sich überhaupt zurückgehalten und war dafür freiwillig von uns bedacht worden.

Es ging nur langsam vorwärts, in kurzen Abständen legte man Ruhepausen ein. Als wir wieder längere Zeit in einem abgelegenen Waldgebiet hielten, begannen russische Mannschaften, uns erneut zu filzen. Da sie mehr oder minder alle betrunken waren, gingen sie dabei recht rigoros vor. Es hagelte Faustschläge, und wir befürchteten schon das schlimmste. Da trat unerwartet eine Wendung ein. Ein russischer Major erschien plötzlich auf

der Bildfläche. Er überschaute sofort die Lage, zerrte unseren schlafenden Posten aus dem Wagen und schlug ihn auf der Landstraße vor unseren Augen zusammen. Dann ließ er ihn abführen.

Er setzte sich an die Spitze der Kolonne, und nun ging es zügig voran. In der Dämmerung landeten wir in Gnesen. Unser Wagen hielt vor dem Krankenhaus. Die Nacht sollten wir im Wagen verbringen, nach all den Aufregungen eine weitere, schmerzliche Tortur.

"Hier bin ich als Chefarzt tätig gewesen," äußerte ein Kamerad, nachdem er sich umgesehen und vergewissert hatte, "ob noch Be-kannte hier sind, möchte ich wissen."

Wir suchten es unserem Posten, er war der, der sich wohlwollend gezeigt hatte, klarzumachen. Als er begriffen hatte, um was es ging, ließ er nach einiger Überlegung den Kameraden in das Krankenhaus gehen. Er stellte dann fest, daß sein früherer Assistenzarzt mit Namen Klein, polnischer Herkunft, dort jetzt Chefarzt war. Auch unter dem Krankenhauspersonal hatte er mehrere Bekannte wiedergetroffen. Alle hatten sich gefreut, ihn gesund wiederzusehen, ihn bewirtet und mit Liebenswürdigkeiten überschüttet. Als sie hörten, daß wir die Nacht eng zusammengepfercht im Wagen verbringen sollten, boten sie uns den Luftschutzkeller an, der mit Liegepolstern und Decken ausgestattet war. Sie verhandelten mit dem Posten und erreichten, daß er es zuließ, auf eigene Verantwortung.

Man nahm uns überaus freundlich auf. Sie besorgten uns Zigaretten, bereiteten uns guten Tee und bewirteten uns am gedeckten Tisch mit herrlichem Weißbrot und guter Butter. Fast wie im Märchen kam uns das alles vor, nach all den schmerzlichen Erlebnissen des Tages nun mit einmal unter deutschsprechenden, wohlwollenden Menschen inmitten westlicher Zivilisation.

Mit einem polnischen Helfer kam ich in ein längeres Gespräch über die Geschehnisse der Zeit. Sein letztes Wort, das mir typisch für einen nationaldenkenden Polen zu sein scheint: "Polen ist nicht untergegangen, und das ist entscheidend!"

In Trebnitz muß es gewesen sein, wo eine längere Pause eingelegt wurde. Wir durften den Wagen verlassen und unsere steifen Beine vertreten. Diese Gelegenheit benutzten zwei Kameraden zur Flucht. Der eine, ein junger Arzt aus Malente-Gremsmühlen, trat an mich heran und fragte, ob ich nicht mitmachen wolle. Doch ich mußte ablehnen, mit meinem gebrochenen Fuß konnte ich mir solche Strapazen nicht zutrauen. Sie verdrückten sich in ein Haus, wo sie Unterstützung fanden. Sie sind dann auch glücklich durchgekommen. Der Kamerad hat meine Frau in Kiel aufgesucht und ihr von mir Nachricht gegeben. Bitter hatte er sich über die Behörden in der Heimat beklagt. Weil er keine Papiere besaß, wollten sie ihm keine Lebensmittelkarten geben.

In Hundsfeld bei Breslau endete unsere Fahrt. An Einzelheiten des Lagers kann ich mich nicht mehr so erinnern wie an die von Thorn. Es machte auf mich einen tristen Eindruck, vor allem auch der Ort und die Landschaft, wovon wir allerdings auch wenig zu Gesicht bekamen.

Als deutscher Lagerkommandant fungierte ein Oberleutnant des Heeres, der sich in seiner fragwürdigen Stellung recht groß vorkam. Sein arrogantes Auftreten erregte bei uns, seinen Offizierskameraden, allgemeines Kopfschütteln. Wir nahmen aber zu seinen Gunsten an, daß er nicht ganz klar bei Sinnen war. Die Spiegel unserer Uniform mußten auf seinen Befehl hin sofort abgetrennt werden, dabei behandelte er uns schlimmer als der übelste Korporal seine Rekruten. Mich ließ er abführen, ohne daß ich wußte, was ich mir hatte zuschulden kommen lassen. In seinem Büro ließ er mich lange warten. Als er dann endlich erschien, bereitete er mir einen Auftritt, der wohl deutlich machen sollte, daß ich ein armes Würstchen und er der große Herr sei. Marine schien auf ihn wie ein rotes Tuch zu wirken. Im Laufe des Verhörs wurde mir manches klar: Er war aus dem Mannschaftsstande hervorgegangen und hatte offenbar auf der Fachschule schlechte Erfahrungen mit seinen Lehrern gemacht. Zufällig war er wohl bei der Registrierung darauf gestoßen, daß ich Marineoberlehrer war. Nun mußte er sein Mütchen kühlen und ich mußte ausbaden, was andere gesündigt hatten. Zu weiteren Folgen kam es dann aber nicht.

Nach kurzer Quarantäne in einer abseitsliegenden Unterkunft mit den üblichen Untersuchungen und Impfungen wurden wir in eine Offiziersbaracke verlegt. Vorher erlebten wir noch den Ausbruch mehrerer Gefangener aus dem Lager, die als Fluchtweg ins Freie einen Abwässerkanal benutzten. Das verursachte eine große Aufregung.

Mein Schlafplatz glich einer Flohkiste oder auch einem Ameisenhaufen mit seinem Gekribbel und Gekrabbel. Ich konnte keinen Schlaf finden. Wanzen hatte ich noch ertragen, jedenfalls störten sie mich nicht in meinem Schlaf. Ich verzichtete auf die weiche Unterlage und auf die Schlafdecke und legte mich auf eine harte Holzbank. Morgens im Waschraum sah ich viele beim Flohfangen. Sie suchten ihr Hemd ab nach diesen lästigen Quälern.

So wurden diese Tage in Hundsfeld zur Plage. Hinzu kam noch, daß man ohne Beschäftigung war und sich langweilte, daß man sich an fremde Menschen gewöhnen mußte, die nicht immer leicht zu ertragen waren, denn sie reagieren in der Not der Gefangenschaft anders als gewöhnlich. Sie sind reizbar und lassen Anstand und Sitte fahren. Aber es gibt Gott sei Dank auch Männer, die ihre Haltung bewahren, bewußt Depressionen überwinden und beispielhaft wirken.

Schon bald erwachten wir aus unserer Lethargie. Die Russen begannen mitten in der Nacht mit einer Aktion, die uns aufhorchen ließ. Sie gaben Wintersachen heraus, die einmal für den Winterfeldzug in Rußland gedacht waren, Beuteware, die in großen Mengen aufgestapelt in einer Baracke lag und streng bewacht wurde. Alles wurde registriert, jeder von uns mußte durch Unterschrift die empfangenen Stücke quittieren.

Nun wußten wir, daß wir nach Rußland verfrachtet werden sollten. Nur wunderten wir uns über so viel Fürsorge, daß man uns mit ganz neuen und guten Sachen ausstattete. Der Wahrheit am nächsten kam wohl die Annahme, daß so die Gewähr gegeben war, daß diese Bekleidungsstücke, eine Mangelware für die Russen, sicher ihren Bestimmungsort erreichten. Es bestand die Gefahr, daß die russischen Soldaten sie stahlen und für gutes Geld auf dem schwarzen Markt absetzten.

Als wohlausgerüstete Truppe marschierten wir bald nach der Ausgabe zum Bahnhof, wo geschlossene Waggons bereitstanden, in die wir, eng eingepfercht wie Vieh, verfrachtet wurden. Ein Liege-

platz von unsgefähr 80 cm Breite stand jedem zur Verfügung. Aufrechtstehen konnte man nicht, denn es war noch eine Etage eingezogen. In Zweierreihen lagen wir uns gegenüber, mit dem Rücken zur Wagenwand. Nachts, in ausgestreckter Lage, geriet man schon mal mit seinem Gegenüber aneinander. Und weil auch Verwundete unter uns waren, hörte man dann Schmerzensschreie und Flüche. Durch die schmalen Luken drang nur wenig Luft und Licht in den Raum. Für die Verrichtung der Bedürfnisse führte eine aus zwei Brettern zusammengeschlagene Rille durch den Spalt der etwas geöffneten Waggontür. Sie mußte für die 90 Mann Insassen ausreichen, war darum dauernd besetzt, belagert und beschmutzt. Eine Möglichkeit, sich zu waschen, bestand nicht. Vier Wochen dauerte diese Leidensfahrt in dem verschlossenen, engen Waggon. Nur einmal konnten wir ihn verlassen, als wir umgeladen wurden auf Breitspur. Was für eine Wohltat, ein paar Schritte ins Freie zu tun, frische Luft zu atmen und sich mit Schnee zu waschen! In der kurzen Zeit, die uns zwischen Aus- und Einstieg verblieb, trat ein mir bis dahin unbekannter Kamerad an mich heran. Er offenbarte mir, daß er nicht mehr mit sich fertig werde und mit seinen Nerven am Ende sei. Was sollte, was konnte ich tun für diesen Menschen, der ausgerechnet von mir Rettung aus seiner seelischen Not erwartete? Ich fragte nach seinem Zivilberuf und erfuhr, daß er Kirchenrat war. Ob ihm denn nicht von der religiösen Seite her Kraft kommen könne. Aber darauf reagierte er nicht. Er wich nicht mehr von meiner Seite, sprach aber nicht mehr von seinen Nöten. Auch im Lager Anopino blieb er bei mir. Er gab sich gefaßt und ich hoffte schon, daß er sich wieder gefunden hätte. Eines Nachts hat er dann sein Lager neben mir unauffällig verlassen. Wir fanden ihn im Neubau einer Baracke. die für uns als Offiziersbaracke geplant war. Er hatte seinem Leben durch Erhängen ein Ende gesetzt.

Im nahen Walde hatten die Russen einen Friedhof für die Toten des Lagers angelegt. Dort haben wir ihn bestattet. Das ausgeworfene Grab stand halb voll Wasser. Wir rissen Tannenzweige ab und füllten damit die Grube. Es widerstrebte uns, ihn ins Wasser zu betten. Den Leichnam hatten wir in einem leinernen

Sack zur Ruhestätte getragen, den wir wieder abliefern mußten. Schwierig war es, den steifen Körper aus dem Sack zu lösen. Durch Rütteln und Schütteln über dem offenen Grab löste er sich dann aus der Umhüllung, fiel auf die Tannenschicht, drückte sie nieder. Der Leichnam verschwand, aber die grünen Zweige kamen wieder nach oben und deckten ihn zu.

Unsere Fahrt ging in südliche Richtung. Genau orientieren konnten wir uns nicht. Ich erkannte die Gegend um Slavkow wieder, wo mein Schwager Martin während der Besatzungszeit als Lehrer gewirkt hatte und wo ihn meine Frau und ich während eines Urlaubs besucht hatten.

Die Verpflegung war so dürftig, daß wir körperlich ganz auf den Hund kamen, und wie hungrige Hunde benahmen wir uns auch. Die russische Wachmannschaft verhökerte von den mitgeführten Lebensmitteln an die Polen, und wir aßen dünne Suppe und hart geröstetes Brot, wobei die Portionen von Tag zu Tag kleiner wurden. In der letzten Woche fiel die Zuteilung von Brot ganz aus. Nur einmal am Tag wurde eine Suppe ausgegeben, die auch noch sauer war. Unerträglich die Stimmung der hungrigen Menschen. Es fehlte nicht viel an Mord und Totschlag. Es kam ein paarmal zu Handgreiflichkeiten. Nur wenige behielten ihre Nerven und schafften durch ihr energisches Eingreifen Ruhe und Ordnung. Diese vierwöchige Fahrt war das grauenvollste Erlebnis meiner zweieinhalbjährigen Gefangenschaft.

Endlich waren wir am Ziel, vollständig entkräftet, viele konnten sich nicht mehr auf den Beinen halten. Wir hielten in einer menschenleeren Waldgegend. Dicke Schneeflocken verhüllten die Landschaft. Ich dachte immer nur an das große Blutbad an polnischen Offizieren im Wald von Katyn.

Von einer einsamen Bahnstation Kommissaroniska, etwa 250 km von Moskau und ebensoweit von Gorki an der Wolga entfernt, an der Strecke Wladimir nach Osten, die nächste Kleinstadt hieß Gus, bis zum Lager 7/90/12 Anopino, das uns aufnehmen sollte, war es gut eine halbe Stunde Weg. Ich habe die Strecke in den eineinhalb Jahren meiner Gefangenschaft in diesem Lager häufig zurücklegen müssen. Aber wir brauchten nun ein Vielfaches der üblichen

Zeit. Unter Aufbietung aller Kräfte schleppte ich mich mühsam voran durch den dichten Schnee, viele blieben erschöpft am Wege liegen. Auch Kolbenstöße der Wachposten trieben sie nicht mehr hoch. Ob alle das Lager lebend erreichten, kann ich nicht sagen.

Anopino, ein Verbanntendorf aus der Zarenzeit, hatte im Verhältnis zu anderen russischen Siedlungen in dieser Gegend stattliche Blockhäuser und breite Straßen. Die Bewohner lebten vorwiegend als Glasbläser und Arbeiter einer Glasfabrik, die durch eine Feldbahn mit der Bahnstation verbunden war. Die alte Glasbläserei wurde durch einen großen Neubau ergänzt, der aber während meines Aufenthaltes dort noch nicht betriebsfertig wurde. Die Feldbahn sollte durch eine Normalspurbahn ersetzt werden, damit das Umladen entfiel.

Die russische Lagerleitung ließ uns auf dem Hofplatz innerhalb der Baracken, der vom Schnee geräumt war, antreten. Der Schneefall hatte aufgehört und eitel Sonnenschein breitete sich nun über unseren müden Haufen aus, angestaunt von den Insassen des Lagers und auch von den russischen Wachmannschaften ob unserer neuen und warmen Kleidung. Offenbar war es dem Lagerkommandanten bekannt, daß die Sachen abgeliefert und gegen ältere Stücke ausgetauscht werden sollten, nur wußte er wohl nicht, daß alles genauestens registriert worden war. Er ließ sofort alles Entbehrliche einsammeln, ohne sich zu vergewissern, was der einzelne abgab. Die Wachsoldaten ließen - wie wir beobachten konnten manches Stück heimlich verschwinden. Ich sah, wie sich ein Unteroffizier hinter einen Verschlag verdrückte, dort seine Stiefel auszog und seine nackten Füße mit gemausten neuen Flußlappen umwickelte. Aber ich hatte Verständnis für diese "Sabotage am Staatseigentum". Muß der arme Kerl gefroren haben bei der Kälte und dem Schnee! Wir schalteten unsererseits sofort, daß man durch diese übereilte Abnahme die Kontrolle über unsere Sachen verloren hatte und verhandelten nun gegen Brot und Tabak Bekleidungsstücke an die Kameraden, die schon länger im Lager waren und diese günstige Gelegenheit benutzten, ihre armselige Ausrüstung zu ergänzen. Ich verscheuerte eine nagelneue Watteweste gegen eine Handvoll Tabak und genoß mit größtem Behagen des lange entbehrte Rauchen, alles Leid und Ungemach vergessend. Das dicke Ende kam bald nach. Als die Lagerleitung die Listen in Händen hatte und bei der Bestandsaufnahme feststellte, daß ein großer Teil fehlte, gab es eine Untersuchung, die aber ohne Ergebnis verlief. Man konnte uns nicht überführen, nur ein Last-kraftwagenfahrer, der versucht hatte, auf dem Schwarzen Markt in Gus Sachen abzusetzen, wurde geschnappt. Er hielt aber dicht und verriet nicht, woher er die Sachen hatte.

Das Lager, das am Rande des Dorfes, nicht weit von seinem Kern lag, wurde ständig durch neue Blockbauten ergänzt und war nach den Begriffen der russischen Bevölkerung sicher eine moderne Anlage. Man baute ein Kulturhaus mit Lese- und Versammlungsräumen für die Antifa, das während meiner Gefangenschaft teilweise durch Brand vernichtet wurde, ferner eine neue Offiziersbaracke, in der ich noch die längste Zeit wohnte und die im Gegensatz zu den Mannschaftsbaracken mit besseren Schlafplätzen ausgestattet war. Es besaß eine Sauna und eine große Waschküche, eine Bäckerei und eine Küchenbaracke mit großem Eßsaal sowie ein paar Handwerksräume. Erweitert wurde es während meines Aufenthaltes auch um einen großen Sportplatz, der aber von uns nie benutzt wurde. Durch die Erweiterung und Modernisierung der Glashütte war mit dem Anwachsen Anopinos zu rechnen, vielleicht wollte man hier ein Arbeitslager errichten oder auch ein Dorfzentrum für Gemeinschaftsveranstaltungen schaffen. Auch im Dorf selbst entstanden neue Blockhausbauten, so ein großes Kartoffellager und ein Haus mit betonierten Behältern zum Einstampfen von Kohl. Auch die alte Kolchose wurde ausgebaut, eine neue große Korn- und Viehscheune entstand abseits im freien Feld und erregte das Erstaunen und Interesse der Dorfbewohner.

Im Dorf selbst und in seiner Umgebung gab es kümmerlich bestellte Gärten, Äcker und Büsche, nicht allzuweit vom Ort dehnte sich ein großes Waldgelände aus, das den Brennstoff für die Glashütte lieferte. Die Landschaft mit ihrer Vegetation erinnerte mich an meine Heimat, wie sie mir von meiner Jugend her in Erinnerung war. Es gab nur Sandwege, keine einzige ausgebaute Steinstraße. Sie zeigten tiefe Wagenspuren, ausgefahren von den Lastwagen, die das Brennholz für die Fabrik heranbrachten. Bei Regenwetter

und in der Schneeschmelze bildeten sich verschlammte Pfützen und Bäche. Man hatte Mühe sie zu passieren. Einfach die Menschen, ärmlich nach unseren Begriffen in der Kleidung, ärmlich ihre Behausung, aber nicht unzufrieden, echt in ihrem Gebahren und darum sympathisch. Sie hielten sich aber sehr zurück und auf Anbiederungsversuche von unserer Seite gingen sie nicht ein. Die Jugend trat uns anfangs feindlich gegenüber, sie warf aus dem Hinterhalt mit Steinen nach uns, wenn wir in Gruppen durchs Dorf geführt wurden. Die Posten aber schnappten sich einige Übeltäter und gaben ihnen einen Denkzettel. Nach geraumer Zeit ließen sie diese Anschläge ganz. Oft standen sie am Wegrand, machten ihre Faxen oder zählten laut die Glieder unserer Marschkolonne und bedineten sich der deutschen Zahlen, die die meisten bis zehn beherrschten, selbst die allerkleinsten. Auch einzelne deutsche Wörter hatten sie aufgegriffen, die sie uns gern zuriefen, und wenn wir darauf reagierten, machte ihnen das einen Heidenspaß.

Der für uns vorgesehene Unterkunftsraum befand sich noch im Bau. Wir wurden zunächst auf die vorhandenen Baracken verteilt. Sie waren halb in die Erde eingelassen, so daß das Dach tief herabfiel und noch gerade die kleinen Fensteröffnungen frei ließ. Die Verteilung hatte den Nachteil, daß wir alle recht beengt wohnten, aber auch den Vorteil, daß wir in vertrauten Gesprächen mit den älteren Gefangenen manches Nützliche über die uns fremde Umgebung erfuhren, über ihr Lagerleben und die Lagerverwaltung, über die dörflichen Verhältnisse und den Arbeitseinsatz. Wir hatten Zeit, uns von den Strapazen der vierwöchigen Reise von Hundsfeld bis Anopino auszuruhen. Aber die Freizeit quälte mehr, als sie nützte, der Hunger quälte und nahm unsere Gedanken in Anspruch, verfolgte uns selbst noch in den Träumen. Man lebte von einer kargen Mahlzeit zur anderen.

Offiziere, wozu auch die Sonderführer rechneten, standen anfangs noch nicht im Arbeitseinsatz. Das änderte sich im Juni. Der Lagerkommandant ließ uns antreten und verkündete uns eine Verfügung der russischen Regierung, wonach alle Offiziere bis zum Hauptmann einschließlich zur Wiedergutmachungsarbeit eingesetzt wurden. Wir bekamen den Auftrag, eine Normalspurbahn zwischen der Glashütte Anopino und der Bahnstation Kommissarowska zu bauen, die die Versorgung der Hütte und den Abtransport ihrer zerbrechlichen Erzeugnisse verbessern sollte. Damit entfiel das Umladen von der Feldbahn auf die Normalspurbahn, wodurch viel Bruch vermieden und Arbeitskraft eingespart wurde.

Ein Ingenieur aus unseren Reihen, Fachmann für solche Arbeiten, wurde neben einem Russen mit der Aufsicht betraut. Eines Tages standen wir vor dem Magazin und empfingen das Arbeitsgerät, klobige Schaufeln und Schiebkarren. Mit viel Hallo zogen wir hinaus zur Baustelle, ein schöner Sommertag und die freie Natur stimmten uns alle froh, eine willkommene Abwechselung vom eintönigen Lagerleben.

Es galt einen Bahndamm aufzuwerfen, was größere Erdbewegungen erforderte. Die Erde wurde dem Geländestreifen am Bahnkörper entnommen. Dadurch entstanden Kuhlen und Löcher, die uneingebnet blieben, sich oft mit Wasser füllten und sicher im Laufe der Zeit von Buschwerk und Pflanzen überwuchert wurden, wie die Moorkuhlen in meiner Heimat. An einzelnen Stellen erreichte der Damm die Höhe von mehreren Metern. Bagger und Maschinen standen nicht zur Verfügung. Die Erde mußte herangekarrt und dann mit Schaufeln in Etappen hochgeworfen werden, ein umständliches und zeitraubendes Verfahren; wir nahmen uns Zeit dazu.

Nach einigen Wochen stellte die russische Aufsichtsbehörde fest, daß die Norm nicht erfüllt und die vorgeplanten Kosten weit überschritten wurden. Der russische Ingenieur wurde abgelöst und durch einen anderen ersetzt, der nun als Scharfmacher auftrat. Bis dahin hatten wir die uns täglich zugeteilte Arbeit gut erfüllen können, ja, wenn man ordentlich zupackte, war man schon frühzeitig fertig und konnte die gewonnene Zeit zur Erholung benutzen. Das war nun vorbei, offenbar hatte man die Norm erhöht, um die Verluste auszugleichen.

Ich war bei der ärztlichen Untersuchung der niedrigsten Arbeitsgruppe, der Gruppe IV, zugeteilt, was danach kam, zählte zu den Dystrophikern. Dies Wort für Ernährungsstörung hörte ich in Rußland zum ersten Mal. Es war in aller Munde, wurde also nicht nur von den Ärzten als Fachausdruck gebraucht. Das besagte, daß ich eine kürzere Arbeitszeit und eine geringere Norm zu erfüllen hatte. Der Feldwebel der Wachmannschaft erschien pünktlich nach Ablauf der Arbeitszeit und führte "seine Gruppe IV", wie er wohlwollend zu sagen pflegte, gesondert ins Lager. Er war eine Seele von Mensch, Kamerad unter Kameraden, der nicht zuließ, daß unser Recht beschnitten wurde. Wir schlenderten ungezwungen durch die freie Natur, nur vor dem Dorf formierten wir uns zur Marschkolonne. So wollte es die militärische Ordnung, und wir gaben uns Mühe, damit "unser" Feldwebel mit "seiner" Gruppe IV vor den Augen seiner Vorgesetzten bestehen konnte.

Bis in den Winter hinein dauerten diese Arbeiten. Im Dorfe und im Gelände der Glasfabrik mußte der Bahnkörper tiefer gelegt werden. Die Erde war metertief gefroren. Mühsam mußte man Stück um Stück mit dem Pickel losschlagen. Ich kam damit nicht zurecht, es fehlten mir einfach die Körperkräfte. Auch die grimmige Kälte ertrug ich nicht, meine Finger erfroren trotz der dicken Wattehandschuhe.

Überhaupt machte uns die Kälte und der hohe Schnee viel zu schaffen. Wenn das Thermometer unter 30° Kälte zeigte, wurden allerdings die Außenarbeiten eingestellt. 42,6° Kälte erlebte ich als den tiefsten Stand. Unser Gesicht mußten wir ganz vermummen, kaum, daß die Augen frei blieben. Die Nasenbinde hemmte das Atmen, der heiße Atem gefror zu Eisklumpen und -zapfen. Vielen erfroren die Nasenspitze und die Ohrläppchen.

Ich wurde abgelöst und kam zu einer Brigade, die an den Zaun, der um das Fabrikgelände gezogen wurde, den Maschendraht anschlagen mußte. Die Arbeit war bald getan. Nun wurde ich in Tag- und Nachtschichten zur Arbeit in der Glashütte eingesetzt. Dort war es wenigstens warm. Wir nahmen den Glasbläsern, die über uns auf einer Empore arbeiteten, die fertigen, noch glühenden Flaschen ab - meist größere Glasballons - und trugen sie in den Kühlofen. Die Holzschalen mit Griff, die wir dazu benutzten, wurden vom glühenden Glas bald verkohlt. Ein paar Arbeiter waren dauernd damit beschäftigt, dafür Stämme auszuschälen.

Das Holzdach der alten Glashütte war undicht. Bei klaren Nächten schimmerte der helle Nachthimmel in Streifen durch, ein schönes Bild, das ich in einem Stimmungsbild festhielt, wie überhaupt manches Typische aus unseren Arbeitsstätten. Doch alle diese Aufzeichnungen wurden mir bei einem Verhör, verbunden mit einer Revision meiner Gepäcktasche, vom Politoffizier abgenommen. Bei Regenwetter nun stellte dieses schadhafte Dach die ganze Produktion in Frage. Fiel ein Regentropfen auf das glühende Glas, so platzte es. Wenn starker Regen herunterkam, mußte man die Glasbläserei einstellen. Bis man sich dazu entschloß. war aber schon eine Menge Bruch entstanden. Bei unseren Gängen vom Schmelzofen zum Kühlofen sollten wir dem Naß von oben möglichst ausweichen, was wir dem Schein nach auch taten. Wir hopsten flink hin und her, als lavierten wir uns durch, hatten aber eine diebische Freude, wenn es uns gelang, einen Tropfen unauffällig auf unsere Trage zu lenken und den Bruch so zu steigern, daß man eine Arbeitspause einlegte.

Diese Arbeitspausen, besonders in den Nachtschichten, gaben uns Gelegenheit, mit unseren russischen Arbeitsgenossen ins Gespräch zu kommen. Sie hielten sich aber sehr zurück; das mochte zum Teil an den Sprachschwierigkeiten liegen, vielleicht folgten sie auch einer Anweisung von oben. Immer aber waren sie höflich, zeigten Haltung und bewegten sich bei aller Einfachheit ohne Hemmungen und mit einem natürlichen Stolz, vor dem ich immer wieder, auch anderswo, Achtung empfand. Diese Achtung verdienten vor allem auch die russischen Mädchen. Wir saßen eines Nachts mit einigen von ihnen zusammen, die etwas Deutsch radebrechten und die schon aus diesem Grunde unsere Gesellschaft suchten, als einer von uns seinen Blähungen freien Lauf ließ. Beleidigt standen sie augenblicklich auf und verließen uns mit den Worten: "Nix Kultura!" Obwohl sie sahen, wie wir anderen den Kameraden wegen seiner Ungezogenheit scharf tadelten und wir uns bei ihnen entschuldigten, zogen sie sich von da ab ganz zurück.

Häufiger versammelte sich die russische Belegschaft in der Pause am warmen Schmelzofen. Sie sangen dann mit Inbrunst ihre Lieder mit dem typisch wehmütigen Unterton. Gern habe ich ihnen zugehört und dafür auf die Ruhe in einem abgelegenen Winkel verzichtet.

Der Ofen wurde mit Holz geheizt. Er schluckte unheimliche Mengen. Mehrere Arbeitsgruppen zogen morgens zum Fällen in den Wald, und eine Lastwagenkolonne fuhr ständig hin und her, das Brennmaterial anzufahren. Bei den schlechten Wegeverhältnissen blieben die Wagen oft stecken und mußten freigeschaufelt werden. Schlimm sah es auf dem Holzplatz aus, wo wir das Holz zersägten und, wenn es recht dicke Stämme waren, auch spalten mußten.

Das zugesägte Holz luden wir auf Loren, die auf eine Rampe geschoben werden mußten in Höhe des Feuerloches. Aushilfsweise habe ich auch auf dem Holzplatz gearbeitet. Dort passierte mir durch eigenes Verschulden ein Mißgeschick. Ich verließ den Glasbläserraum, um draußen ein wenig frische Luft zu schöpfen. Dabei passierte ich unaufmerksam den Raum zwischen Kreissäge und Lore, nicht bedenkend, daß dort ein Kamerad die auf etwa ein Meter zugeschnittenen Stämme mit viel Schwung zu den Loren warf. Mit voller Wucht prallte ein Stamm gegen meine linke Backe. Ich sank in die Knie und blutete stark. Die Unfallwache wurde alarmiert, aber es stellte sich heraus, daß die Verletzung nicht besorgniserregend war. Meine kräftige Kinnlade und auch mein Stahlgebiß hatten den Anprall aufgefangen. Vor dem heißen Ofen ließ ich die Wunde ausbluten. Die anfängliche Betäubung mit ihren Nachwirkungen überwand ich bald, nachmittags gab ich schon wieder eine Deutschlektion vor einer größeren Gruppe interessierter Kameraden. Nur eine Narbe ist zurückgeblieben.

Vom Holzplatz besorgten wir uns häufiger zusätzlich Brennholz für die Öfen in unseren Baracken. Die Posten kniffen ein Auge zu, die Verwaltung der Glashütte lag darüber mit der Lagerführung dauernd in Fehde. Trotz verschärfter Kontrolle hatte sie wenig Erfolg. Wir fanden immer wieder neue Schleichwege, und unsere Wachposten hatten daran einen diebischen Spaß. So stahlen wir schon in der Nachtpause das Holz zusammen, warfen es an unbewachten Stellen über den Zaun, wo wir es dann auf dem Heimweg mit Billigung der Posten wieder einsammelten. Toller noch trieben es die Lastkraftwagenfahrer, sie luden für uns an und verabredeten Stellen ab, ja, sie verschoben ganze Fuhren

an die Bevölkerung, die sich so auf bequeme Art ihren Brennstoff verschaffte. Das geschah alles unter Duldung der meisten Russen, bei denen unter der Knappheit der lebensnotwenigen Güter nach den harten Kriegsjahren das "Besorgen" stillschweigend geduldet wurde, die darum auch uns hungrigen Gefangenen gegenüber recht nachsichtig waren. Nur durfte man sich nicht schnappen lassen, nicht an den Unrechten geraten, der Anzeige erstattete. Dann wurde man wegen Sabotage verklagt, und es gab harte Strafen, für Russen zum Beispiel Verbannung in unwirtliche Gebiete, für uns Bunkerhaft und knappere Rationen.

Für Russen hatte das Wort Verbannung nicht den harten Klang wie für uns. Sie hatten sich schon daran gewöhnt, so häufig wurde sie ausgesprochen. Es wurden viele Menschen gebraucht für Gegenden, die man erschließen wollte. Zu wenige fanden sich freiwillig dazu bereit, als Pioniere hinauszuziehen. Verbannung mußte nicht unbedingt Unglück sein, häufig lebte man dort besser als in den alten Verhältnissen. Es entstanden neue Dörfer, so war auch Anopino entstanden, als man dort die Glashütte gründete, und sie waren schöner und wohnlicher als die alten Kulakendörfer.

Im Besorgen brachten wir, der eine mehr, der andere weniger, es auch zu einer gewissen Geschicklichkeit. Besonders hatten wir es auf Kartoffeln abgesehen. Im Herbst waren Rüben-, Kohl- und Tomatenfelder ergiebige Objekte. Im Kühlofen der Glashütte brieten die Kartoffeln besonders schön braun und knusprig. Rüben, Kohl und grüne Tomaten aßen wir roh. Tomaten kochten die Russen statt Kartoffeln in den Nachkriegsjahren öfters in der Suppe. Zum Kartoffelmausen fand sich auch Gelegenheit, wenn man zum Schrabben - Schälen galt als Verschwendung - in die Küche kommandiert wurde. Selbst die zerschrabbten Schalen, häufig noch von erfrorenen Kartoffeln und recht unappetitlich, sammelten einige von uns, vermengten sie mit Brot und backten sie in Plätzchenform auf dem Ofen. Eine Brigade, zusammengesetzt aus Dystrophikern und Gruppe IV, arbeitete im Kartoffelbunker, wo die Vorräte der Kolchose aufbewahrt wurden. Saatkartoffeln und angefaulte Kartoffeln mußten ausgesondert werden. In dieser

Brigade zu arbeiten, galt als Vorzug. Wir durften uns ziemlich unbeschränkt Kartoffeln braten, nur durften wir keine mit ins Lager schleppen. Beim Russen war wohl der Hintergedanke dieser Großzügigkeit,uns wieder arbeitsfähig zu machen.

Das Verbot wurde natürlich übertreten, aber wehe, wenn einer dabei ertappt wurde. Es galt auch als Sabotage und wurde als solche bestraft. Ich habe auch eine zeitlang in dieser Brigade gearbeitet und manche Mahlzeit mit ins Lager gebracht. Doch übertrieb ich es nicht wie manche Kameraden, die alles riskierten und dann ihren Raub gegen andere Dinge verschacherten. Ich quetschte die geschmorten und abgepellten Kartoffeln in meine Butterdose und verschaffte mir so noch eine zusätzliche Mahlzeit für die Freizeit. Dabei bin ich nie aufgefallen und wenn, dann hätte der Posten es wohl ungestraft durchgehen lassen.

Unsere Kost war salzarm. Mir machte das nichts aus, aber viele hatten einen unstillbaren Heißhunger nach Salz und versuchten, es sich mit allen Mitteln zu verschaffen. Sie bekamen natürlich mehr Durst, und bei den eiweißarmen Speisen war die Herztätigkeit geschwächt. Das Herz stieß nicht genügend Wasser ab, die Folge waren geschwollene Füße und Beine. Die russischen Ärzte standen dieser Krankheit recht skeptisch gegenüber. Sie vermuteten immer nur unerlaubten Salzgenuß und sahen jedesmal einen Fall von Sabotage an der Gesundheit, womit man sich eine frühere Heimkehr erzwingen wollte. Sie verordneten gewöhnlich eine Liegekur, wobei durch Unterlegen eines harten Holzklotzes die Beine hochgelagert wurden. Das war eine unerwünschte Pferdeund zugleich Durstkur. Mehr oder weniger litt jeder von uns an Wasser. Die deutschen Ärzte unter uns, die schon ausgerechnet hatten, wie lange wir es bei dem Mangel an tierischem Eiweiß noch aushalten würden, empfahlen uns darum, bei der Entlassung Bohnenkaffee zu trinken zur Anregung der Herztätigkeit. Das habe ich nach meiner Rückkehr getan und gern erfüllt und bis auf den heutigen Tag beibehalten. Es fiel meiner Frau Ende der vierziger Jahre nicht immer leicht, ihn zu beschaffen. Man bekam ihn nur auf dem Schwarzen Markt, 400, -- RM für das Pfund, etwa ein Monatsgehalt, oder gegen Tausch von Eiern, Fett- und

Fleischwaren. Ich denke dankbar an meine schleswig-holsteinischen Landsleute, die uns in den schweren Nachkriegsjahren helfend unter die Arme griffen.

Noch zwei Brigaden gab es, in denen schwache IVer und Dystrophiker neben nützlicher Arbeitsverwendung zugleich wieder hochgepäppelt werden sollten. Die Küchenbrigade hatte die Suppen- und Kochtöpfe aufzutragen, die Tische bei jedem Wechsel zu räumen und abzuscheuern, den Speiseraum sauber zu halten. Wenn das schnell und glatt vonstatten gehen sollte, mußte alles wohl organisiert sein, was einem Brigadier oblag. Er besaß eine angesehene und damit von vielen beneidete Stellung und hatte reichlich zu essen. Dauernd stand er in Gefahr abgelöst zu werden, schon wenn kleinste Pannen auftraten. Wir, die ihm Unterstellten, aßen nach der Abfütterung aller Lagerinsassen, bekamen erhöhte Portionen und auch noch Extraportionen, wenn genug übrig blieb.

Der Dienst war aber auch anstrengend, denn morgens, mittags und abends, also dreimal am Tage, fand diese Abfütterung im Speiseraum statt. Von der Stirnwand leuchtete in großen roten Buchstaben der Satz: "Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!" Die Malerbrigade hatte ihn hingepinselt, die rote Farbe hatte sie aus roten Ziegelsteinen gewonnen. Zu jeder Mahlzeit wurden 200 g Brot gereicht. Die Kantenstücke waren besonders begehrt. Jede Essensgruppe achtete darauf, daß sie zu ihrem Recht kam. Öfters kam es zu Beanstandungen und zu harten Auseinandersetzungen mit dem Brotschneider und -austeiler.

Jede Essensgruppe bestimmte ihren Suppenzuteiler, ein Amt, wonach sich viele drängten, denn er durfte die Töpfe von den dürftigen Resten säubern, die an den Topfrändern hängen blieben.
Das geschah mit einer Gründlichkeit, daß die Töpfe blitzblank
in die Küche zurückkamen und beim Säubern kaum noch das Aufwaschwasser trübten. Man bediente sich dabei gewöhnlich einer
Brotkruste, aber ich habe auch beobachtet, wie Kameraden allen
Anstand fallen ließen und ihre Finger benutzten, die sie dann
genüßlich ableckten.

Das zugeteilte Brot sollte zur Suppe gegessen werden, wie es bei den Russen Sitte ist. Doch viele nahmen es mit in die Baracke, um es in der Zwischenzeit mit Zucker oder auch geröstet zu verzehren. Einzelne aber tauschten es gegen andere Dinge um. Die russische Lagerverwaltung argwöhnte Sabotage an der Gesundheit und verbot, das Brot mit aus dem Speisesaal zu nehmen. Sie ordnete Kontrollen an und ließen am Ausgang jeden von Kopf bis Fuß abtasten.

Auch die Sauerkrautbrigade, die nur kurze Zeit nach der Kohlernte eingesetzt wurde, bestand aus Gefangenen, die nicht mehr voll einsatzfähig waren. Die Kolchosgemeinschaft besaß ein neues Gebäude mit ein paar zementierten Becken, in die das Kraut eingestampft wurde. Der Bedarf an Sauerkraut ist in Rußland groß. Die tägliche Sauerkrautsuppe ist dort sehr beliebt. Wir hobelten und zerschnitten die Krautköpfe und füllten damit die großen, steinernen Behälter. Mit sauberen Gummistiefeln an den Füßen traten wir das Kraut fest, bis es saftig wurde. Neue Schichten wurden dann aufgeschichtet, bis die Boxen gefüllt waren. Von dem frischen Kraut konnten wir nehmen, soviel wir mochten. Nur ins Lager durften wir nichts mitnehmen. Unser Hunger nach rohem Sauerkraut war aber bald gestillte. In großen Mengen genossen, widerte es an.

Hart sind die langen Winter in Rußland. Sechs Monate immer dasselbe Bild, eine weite eintönige Schneelandschaft. Dazu die vielen Unannehmlichkeiten, die der harte Frost und die meterhohen Schneemassen mit sich bringen. Wie sehnte man sich nach dem Frühling und wie froh stimmten die ersten warmen Sonnenstrahlen, das erste Sprossen und Blühen, wenn die Schneeschmelze zu Ende war! Aber noch im Mai lagen Schneereste in Gräben und schattigen Winkeln. Dann allerdings grünte und blühte in kurzer Zeit alles in herrlichster Pracht, als wenn die Natur verlorene Zeit wieder einholen wollte. Nun drängte die Arbeit, die Bestellung des Ackers, denn die Wachstumszeit ist nur kurz. Pünktlich mit Beginn des Oktobers zieht wieder der Winter ein. Wenn die Früchte dann nicht geerntet sind, fallen sie dem Winter zum Opfer. Ich habe große Kartoffelfelder gesehen, die von

Schnee bedeckt waren und nicht gerodet werden konnten. Wir hungrigen Plenis haben - wenn sich die Gelegenheit bot - den Schnee beiseite geräumt und die Früchte aus dem gefrorenen Boden gebuddelt, aber sie schmeckten schon süßlich. Schwierig ist der Transport der frostempfindlichen Kartoffel vom Lande in die Verbrauchergebiete, weil er schon in die Frostzeit fällt. Wenn man die Kartoffeln dörren könnte, wäre auch dieses Problem gelöst. Man hat auch schon Dörreinrichtungen geschaffen, aber sie genügten bei weitem noch nicht. Die großen Hungersnöte, von denen man vor dem Kriege las - selbst in dem Gebiet der fruchtbaren ukrainischen Schwarzen Erde -, sind weniger auf den Mangel an Lebensmittel als auf die Transportschwierigkeiten zurückzuführen.

Doch wir wurden des Frühlings nicht so recht froh, die Ernährung seiner Gefangenen machte dem Russen große Schwierigkeiten,
auch die seiner eigenen Leute, denen man es ansah, wie schlecht
sie sich ernährten. Ich beobachtete in der Glashütte, wie ein
älterer Glasbläser mitgebrachte Pfannekuchen aufwärmte und die
Aufmerksamkeit seiner Landsleute erregte, weil sie von Fett
glänzten!

Die Kartoffeln gingen ganz aus, Fleischstücke in der Suppe fand man nur selten, Fettaugen schon gar nicht. Glücklich waren wir schon über Sojaschrotsuppen, weil wir gehört hatten, daß das Eiweiß der Sojabohne dem tierischen Eiweiß, ohne das der Mensch auf Dauer nicht leben kann, an Wert am nächsten kam. Hafer-, Gerste- und Hirsebrei, die bis dahin abwechselnd auf unserem Speisezettel gestanden hatten, wurden immer spärlicher zugeteilt. Mein Körpergewicht sank auf 100 Pfund. Ich fühlte mich schwach, meine Beine hatten Mühe, diese wenigen Pfunde zu tragen. Ich schlürte nur noch mühsam dahin, und schon die Überwindung kleiner Unebenheiten machte mir Schwierigkeiten.

Wir sammelten junge Fichtentriebe und Sauerampfer und aßen sie mit Zucker vermischt. Schafgarbe, zwischen den Händen gerieben, duftete und schmeckte wie eine Delikatesse. Nur gab es so wenig davon, weil alle dahinter her waren. Außerdem kam ich, wegen meiner Schwäche nicht mehr arbeitsfähig, aus dem Lager nicht her-

aus. Die einzige Arbeit, zu der ich noch eingesetzt wurde, war, den umgegrabenen Streifen zwischen Stacheldrahtzaun und Stolperdraht von Unkraut zu säubern und zu harken. Dort waren Sauerampfer und Schafgarbe spärlich gesät und bald abgeerntet.

Neue Brigaden wurden aufgestellt, die jeden Tag hinauszogen, Brennesseln zu sammeln. Zuletzt waren es insgesamt 70 Mann, die zum Sammeln eingesetzt waren. Aber sie brachten immer weniger ein, die engere und weitere Umgebung war bald abgegrast. Die wildwachsenden Brennesseln wurden geradezu ausgerottet. Es gab nun laufend Brennesselsuppe und Brennesselkasch, aber nicht etwa größere Portionen, sondern dieselbe Menge wie zuvor von Hafer-, Gerste- und Hirsegrütze. Auch das Brot wurde knapp und durch mehr Wasserzusatz gestreckt. Da habe ich erfahren, was Hunger bedeutet!

Aber nicht nur uns, auch den Dorfbewohnern ging es schlecht. Man sah es ihren mageren Gesichtern an. Ja, auch dem Vieh ging es nicht besser. Wir sahen davon im Dorf nur ein paar Kühe, sogenannte "Stalinkühe", die einer privat halten konnte, und täglich ein paar Panjepferde, die in unser Lager kamen und den Brotwagen zogen. Unsere Lagerbäckerei backte nämlich auch das Brot für die Dorfbewohner. Die kleinen, langbehaarten Tiere zeigten sämtliche Rippen und mußten ihre letzten Kräfte hergeben, um den Wagen ins Rollen zu bringen. Bei aufgeweichtem Boden streikten sie häufig, fanden aber keine Gnade vor ihrem Antreiber. Unbarmherzig schlug er mit einem dicken Knüppel auf sie ein, oft wutschnaubend, weil er sie wohl für störrisch hielt. Das erregte oft genug unser Mitleid, und wir griffen unaufgefordert in die Speichen, damit das Gefährt wieder flott wurde und der Wüterich von ihnen abließ. Bei uns wäre er wegen Tierquälerei bestraft worden.

Außer der "Stalinkuh", die ein Kolchosmitglied privat auf dem ihm gebliebenen Hausland halten durfte, besaß nur die Kolchose einen Viehbestand, der aber in Anbetracht der großen landwirtschaftlichen Bodenfläche nach deutschen Begriffen recht gering war. Daran mochte die Ursache zum Teil in dem vergangenen Krieg zu suchen sein.

Als ein großes Ereignis im Dorf galt der Ankauf von sechs Zuchtsauen. Man bemühte sich also, den Schweinebestand zu heben. Wir hatten unter uns ein paar Gutsinspektoren, die als Sonderführer in besetzten Ostgebieten tätig gewesen waren. Einer von ihnen wurde nun als Schweinehirt und -betreuer eingesetzt. Jeden Morgen zog er mit seinen Schweinen hinaus zum Gräsen. Er war bald im Dorf eine bekannte Persönlichkeit. Man nannte ihn den Schweinekönig. Die Jugend schrie ihm dieses Wort nach, wenn sie ihn sah.

Das Winterfutter für die Stalinkuh reichte nicht hin und nicht her. Die kleine eigene Landfläche nutzte man für Gemüse und Früchte für den Haushalt. Die Kuh suchte sich ihr Futter an den Wegrändern und auf brachliegenden Flächen. Das Gras für das Winterheu schnitt man auf Waldlichtungen. Ein Fuhrwerk stand zum Einholen nicht zur Verfügung. Die Dorfbewohner - meist die Frauen - holten es unter Mühen weither und trockneten das Gras am Wegrand am Hause. Das alles war mühsam und brachte nicht viel ein. Kein Wunder, daß sie ihre Kuh nur halbverhungert durch den Winter brachten. Darum sehnten sich Mensch und Tier so sehr nach dem Frühling, so ganz anders als hierzulande.

Ich habe die Handarbeit von Jugend an nicht sonderlich geschätzt und bin darum ja auch Lehrer geworden, obwohl ich als Bauernjunge früh dazu angehalten wurde und bis zum Abschluß meiner Ausbildung in den Ferien immer im bäuerlichen Betrieb mitarbeitete. Immerhin lernte ich so viele Handgriffe, daß ich auch darin meinen Mann stand. Meine Frau behauptete allerdings, daß ich keinen Nagel in die Wand schlagen könne. Sie hat sich indessen aber überzeugt, daß es so schlimm nun wiederum auch nicht um mich steht. Bei gutem Willen bin ich sehr wohl imstande, auch praktische Dinge auszuführen und es geht mir sogar geschickt von der Hand.

In Rußland habe ich während der zweieinhalbjährigen Gefangenschaft nun in vielen Sparten noch manches nachholen müssen und dazugelernt, wovon ich in diesem Abschnitt berichten will. Selbst Brigadier, also Vorarbeiter, bin ich zeitweilig gewesen und habe meine Brigade so geführt, daß wir einige Male die Norm nicht nur erfüllten, sondern darüber hinaus noch Pluspunkte und damit kleine Extraportionen an Brot erhielten.

In Rußland wird jede Arbeit genormt. In dicken Normbüchern ist jede Arbeit verzeichnet und die Mindestnorm angegeben. Ich habe ein paar Tage lang Nägel geschlagen aus altem Stacheldraht, der auf dem Baugelände der Glashütte nutzlos herumlag. Als Werkzeug standen zur Verfügung ein Stück Eisenbahnschiene als Unterlage, ein Stück Eisen als Hammer und ein Stück Stahl als Meißel. Auch die Arbeit war genormt und wurde auf der großen Leistungstafel, die jedermann zur Einsicht draußen im Lager aufgestellt war, angezeigt.

Wenn mein Vater eine Arbeit getan hatte, die nicht viel abwarf, pflegte er zu sagen: "Heute habe ich wieder für ein Ei und Butterbrot gearbeitet." Daran habe ich in Rußland oft denken müssen. Wie froh stimmte uns schon eine Leistungszulage von 50 oder 100 g Brot! Eier habe ich in der Zeit meiner Gefangenschaft nicht einmal zu sehen bekommen, geschweige denn zu essen. Und Butter aufs Brot, das hätte gegen die Eßmanieren der Sowjetunion verstoßen. Wie anspruchsvoll müßten in den Augen eines Russen die deutschen Bauern gewesen sein, und dabei lebten sie doch nach ihrer Meinung recht bescheiden!

Besonders interessierte mich als starker Raucher natürlich der Anbau und die Zubereitung des Tabaks. Er gedeiht auf dem mütterliche Boden gut und schmeckt auch. Weitverbreitet und beliebt ist der Machorka. Der Raucher - und wer raucht in Rußland nicht - zieht seinen Eigenbedarf im Hausgarten. Auch innerhalb unseres Lagers nutzten wir brachliegende Flächen für den Tabakanbau. Bei uns in Deutschland ist der Machorka verrufen, aber wir bekommen ihn hier auch nur als Rippentabak, der aus dem Hauptstengel der Pflanze gewonnen wird. Viel wird er auch in Polen geraucht, wo der Grodnoer Machorka sich einen Namen gemacht hat. Er schmeckt besser, weil man das Mark des Stengels nicht mit verwendet. Nun, in Rußland warf man die dicken Stengel fort und verwendete nur die Blätter und zarten Verästelungen.

Die Fermentierung ist recht einfach. Die geernteten Pflanzen werden zu einem Haufen zusammengeworfen und geraten so in Gärung. Diesen Gährungsprozeß beschleunigt und intensiviert man häufig dadurch, daß man die Pflanzen durch eine Lage Mist ab-

dichtet. Das habe ich mir erzählen lassen, gesehen habe ich es nicht, kann mir aber denken, daß es ein wirksames Verfahren ist und nicht unbedingt unappetitlich sein muß.

Einige Mühe machte das Zerschneiden, da es uns an scharfen Messern fehlte. Unsere Taschenmesser hatte man uns abgenommen, nur ganz wenige hatten sie durchschmuggeln können. Aus Blech stellten wir uns Ersatzmesser her. Eine mühsame Arbeit war das Schleifen, um diesen Blechklingen etwas Schärfe zu geben. Auch die Beschaffung von Zigarettenpapier machte Schwierigkeiten. Die Russen benutzten bekanntlich zum Zigarettendrehen Zeitungspapier. Bei dem großen Bedarf sind alte Zeitungen rar und stehen darum hoch im Kurs. Wir bezahlten für ein Blatt (zwei Seiten) einen Rubel. Begreiflich, daß beim Zerteilen in große und kleine Formate viel Sorgfalt aufgewandt wurde, damit nur kein Zipfelchen nutzlos vertan wurde. Obwohl auch andere Tabaksorten ausgegeben wurden, gaben wir dem Machorka immer den Vorzug. Er hat einen angenehmen, süßlichen Geschmack und schmeckt am besten in Zeitungspapier gewickelt. Auch als uns handelsübliches Zigarettenpapier angeboten wurde, blieben wir bei dem bedruckten Papier. Die bei den Russen so beliebten Papirossis mit dem langen Pappmundstück, die an Offiziere ausgegeben wurden, verkungelten wir zum größten Teil an die Zivilbevölkerung gegen Machorka und gegen Rubel. Die Rubel benötigten wir zum Erwerb der alten Zeitungen.

Wir hatten im Lager eine gute Tabakernte, die die Lagerleitung aber in Verwaltung nahm, so daß die Plenis keine Vorteile davon hatten. Mein Pritschennachbar, ein Sudetendeutscher, mit dem ich mich gut verstand, bekam den Auftrag, die Tabakblätter zum Trocknen auf Fäden zu ziehen, auf dem Boden zu lagern und dann auszusortieren. Er schenkte mir manches Bündelchen, das ich zum Fermentieren unter meiner Schlafunterlage verbarg. Mein Kamerad trieb mit dem von ihm unter Gefahren besorgten Tabak einen einträglichen Handel, besonders unter dem Bäckerei- und Küchenpersonal, was dem stets Hungrigen manche Extraportion an Brot, Suppe und Kasch einbrachte. Das erregte natürlich Neid. Er wurde aber nicht verpetzt und fiel nie auf.

Nur durch gute Bearbeitung des Bodens, ohne jegliche Düngung erzielten wir die ertragreiche Ernte, ein Zeichen auch dafür, wie jungfräulich der Boden in Rußland noch ist. Ähnliche Erfolge hatten wir auf dieselbe Weise auch mit dem Anbau von Hafer. Es zeigte sich also, daß die kargen Ernten in den Kolchosen in erster Linie auf die oberflächliche Behandlung des Bodens zurückzuführen ist. Die Landarbeiter waren nur darauf bedacht, die vorgeschriebene Norm zu erfüllen. Darum ging alles husch-husch, das Pflügen, das Säen und das Einbringen. Ich hatte reichlich Gelegenheit, das zu beobachten, wenn wir uns zu unseren Arbeitsstätten begaben. Auch habe ich ein paarmal für die Kolchose gerodet und so an der Gewinnung von Neuland mitgeholfen. Ich büßte dabei mein Monokel ein. Als ich beim Umkehren einer schweren, stark verkrauteten Scholle den Schaufelstiel gegen meinen Körper stützte, zerbrach ich das Glas, das ich in der kleinen Tasche am Hosenbund aufbewahrte. Das war ein schmerzlicher Verlust. An meiner Brille hatte ich einen Bügel verloren und durch Bindfäden ersetzt. Es war umständlich die Schlinge hinter das Ohr zu legen. Nur zu leicht verschob sich die Brille und dann wurde die Sehschärfe beeinträchtigt. Das Monokel war leicht greifbar und leicht auf- und abzusetzen.

Manchmal bekam der Russe Anwandlungen, Bestimmungen des Haager Abkommens getreulich zu erfüllen. Offenbar war es ihm aber trotz guten Willens nicht möglich. Diesen guten Willen haben wir anfangs verkannt. Als er damit anfing, uns eine besondere Offiziersverpflegung zu geben, argwöhnten wir, daß er damit nur einen Keil zwischen uns und die Mannschaften treiben wollte. Die Unterschiede in den Hauptmahlzeiten waren zwar nur gering, aber wir bekamen eine höhere Tabak- und Zuckerzuteilung und eine kurze Zeit auch Weiß- statt Schwarzbrot. Eine unterschiedliche Verpflegung ist in der russischen Armee eine Selbstverständlichkeit und keiner nimmt anscheinend Anstoß daran. In der deutschen Armee hätte man darin eine Diffamierung gesehen. Eines Tages wurde uns erklärt, daß wir auch unseren Wehrsold erhalten sollten, aber nach der zweiten Zahlung sahen wir nichts mehr davon. Zwanzig Rubel Wehrsold habe ich in der Zeit meiner Gefangenschaft erhalten.

Das Nachbarblockhaus der Offiziersunterkunft, das sogenannte Kulturhaus, stand eines morgens in hellen Flammen. Das Feuer drohte auch auf unsere Unterkunft überzugreifen. Gefährlich wurde besonders der Funkenflug. Wir besetzten das Dach und machten Jagd auf die sich aufsetzenden Funken. Schnell war auch eine Wasserkette gebildet. Jedes verfügbare Gefäß wurde herbeigeschleppt, denn an ordentlichen Eimern fehlte es. Vorbeugend ordnete der Lagerkommandant die Räumung unserer Baracke an. Eine Kolonne schaffte in großer Hast unser Gepäck nach draußen und entfernte sämtliche Pritschen. Alles lag wie Kraut und Rüben durcheinander. Das Kulturhaus war nicht zu retten, es brannte vollständig nieder. Als nun abends die Gefahr gebannt war und wir unsere Habseligkeiten zusammensuchten, fehlte manches Stück. Es gab ein mächtiges Fluchen, und ein Suchen nach den Übeltätern setzte ein, aber ohne Erfolg.

Die Brandursache konnte nicht festgestellt werden. Brandstiftung kam aber nicht in Frage. Man nahm an, daß das Feuer durch einen unachtsam weggeworfenen Zigarettenstummel entstanden sei. Die Folge war ein Rauchverbot für alle Unterkünfte, das aber wohl in keiner Unterkunft respektiert wurde. Bei einem Kontrollgang des Lagerkommandanten in der Dämmerung, als das Licht noch nicht eingeschaltet war, fielen auch wir auf. Er hatte von draußen durchs Fenster unsere glimmenden Zigaretten festgestellt. Von einer Bestrafung sah er ab, drohte sie aber für den Wiederholungsfall an. Er appellierte an unser Offiziersgewissen und meinte, daß gerade wir als Offiziere doch Verständnis für seine Maßnahmen haben müßten, die auch in unserem persönlichen Interesse erfolgt seien. Immerhin verursache auch in Rußland so ein Brand eines Blockhauses trotz des Holzreichtums im Lande einen Schaden von rund 50.000 Rubeln. Inhalt und Art seiner Ansprache blieben nicht ohne Eindruck auf uns, trotzdem wurde bald wieder munter drauf losgeraucht, nur deckte man die glimmenden Stengel ab, damit sie nicht von draußen wahrgenommen werden konnten. Nach Wochen war das Rauchverbot ganz vergessen, auch der Lagerkommandant unternahm nichts dagegen. Für das Rauchen hat eben jeder Russe großes Verständnis. Er duldet es auch, wenn Jugendliche diesem Laster frönen.

Das abgebrannte Kulturhaus wurde wieder aufgebaut und gab mir Gelegenheit, Erfahrungen und Handgriffe im Bauhandwerk zu sammeln, speziell im Blockhausbau. Ich hatte Fichtenstämme zu schälen, flache Holzstreifen zu schneiden, womit die rauhen Innenwände kreuzweise benagelt wurden, damit sich der Lehmverputz hielt. Ritzen wurden zuvor mit Holzwolle verstopft.

Meine Leistungen müssen wohl befriedigt haben, denn der russische Natschalnik wollte mich in die Baubrigade übernehmen, die die Aufgabe hatte, im Dorf Schäden an den Häusern zu beseitigen. Doch das zerschlug sich. Ich nehme an, daß der deutsche Brigadier dieser Brigade, ein selbständiger Maurermeister aus Schlesien, es verhinderte, weil er von meinem praktischen Verstand nicht viel hielt.

Diesen Mann habe ich in übelster Erinnerung. Als Sonderführer war er zur Offiziersgruppe gekommen. Er hatte eine starke Abneigung gegen alles, was mit geistigen Berufen zusammenhing. Das bekam ich bei jeder Gelegenheit zu spüren. Ich arbeitete mit ihm in verschiedenen Brigaden, dauernd hatte er an mir etwas auszusetzen. Ich war ihm offenbar ein Dorn im Auge, schon mein Vorhandensein reizte ihn. Seine überhebliche und hinterhältige Art brachte mich einmal, als wir beim Schneeschippen waren, so in Rage, daß ich mit der Schaufel auf ihn losging. Schlimmeres verhüteten dann die mitarbeitenden Kameraden. Seitdem war es natürlich zwischen uns ganz aus. Zum Unglück wurde er auch noch mit mir gleichzeitig entlassen, und wir lagen auf der Rückreise im Eisenbahnabteil zusammen. Selbst dieses freudige Ereignis konnte unser Verhältnis zueinander nicht mildern. Ja, jetzt, wo ich dies niederschreibe, steigt der alte Groll ganz gegen meine Art - wieder hoch. Fuchsschlau wie er war, hatte er es auf der Rückreise wieder fertiggebracht, den Empfang und die Verteilung der Verpflegungsration an sich zu bringen. Weil er wußte, daß ich ein leidenschaftlicher Raucher war, hatte er eine diebische Freude daran, unter nichtigen Gründen die Verteilung der Rauchwaren zu verzögern. Das steigerte meinen Groll so, daß wir ohne Abschied auseinandergingen und ich ihm sagte, daß er sich hüten solle, mir jemals wieder unter die Augen zu treten.

Dazu an dieser Stelle das Gegenbeispiel: mein lieber Kamerad Alfred W., der heute, nach seiner Gefangenschaft, in Gera lebt. Er ist ein alter Militärmusiker und wurde, wie die meisten Langgedienten, Beamter. Er war selbst ein starker Raucher, aber er wußte seine Vorräte besser einzuteilen als ich. Immer sprang er ein, freiwillig, wenn ich auf dem Trockenen saß und nach Nikotin gibberte. Auch sonst war er eine Seele von Mensch. Seine treue Kameradschaft habe ich bis auf den heutigen Tag nicht vergessen. Wir stehen jetzt, nach 20 Jahren, noch in Briefwechsel. In den schlechten Zeiten in der Zone bekam er manches Lebensmittelpaket von mir, einmal verbrachte er bei mir seine Ferien. Und noch heute vergeht kein Weihnachtsfest, an dem nicht seiner gedacht wird.

Mehrere Brigaden arbeiteten dauernd als Waldarbeiter. Dazu nahm man aber nur junge, kräftige Kameraden der Gruppen I und II. Sie hatten das Holz zu fällen, das zur Beheizung des Ofens in der Glashütte gebraucht wurde. Und der verschlang unheimliche Mengen, große Waldflächen wurden kahlgeschlagen. Verwendet wurden nur die Stämme und dickere Äste, alles andere blieb liegen. Einige Wochen stand ich in einer Brigade, die dieses Sprickholz auf den kahlen Waldflächen sammelte und dann verbrannte. Mächtige Haufen wurden aufgetürmt und angesteckt. Da es noch kalt war, ließen wir uns am Feuer warm braten. Die geräumten Flächen wurden dann im Frühjahr, als der Boden frei von Frost und Schnee war, aufgeforstet. Auch dabei habe ich geholfen, den Waldboden gelockert und Sämlinge gesetzt. Es war eine Arbeit in freier Natur, die Freude brachte und Eindrücke von dem unermeßlichen Waldreichtum Rußlands vermittelte. An Wild sahen wir wenig, nur ab und zu Schneehasen, auf die unsere Posten mit Kugeln schossen und nie trafen.

Angenehme Arbeit fand ich für ein paar Tage auch in der Bäckerei. Dort mußten Ausbesserungsarbeiten vorgenommen werden. Für die Handwerker brauchte man dort ein paar Handlanger. Einige Kanten Brot fielen bei dieser Arbeit zusätzlich ab.

Weniger angenehm war das Leeren der Latrine, wozu ich auch einmal herangezogen wurde, allerdings mehr als Aufsichtsperson. Diese Bedürfniseinrichtung - Anstalt wäre zuviel gesagt - war äußerst primitiv, eine ausgeworfene Grube, darüber am Rande ein Sitzbalken, umkleidet von Bretterwänden mit vielen Rillen, durch die der Wind pfiff, kein stiller Ort zum Verweilen. Wer nicht vorsichtig war, dem konnte es passieren, daß er nach hinten absackte und in die Kloake fiel. Kranke und Schwache benutzten sie darum besser mit Hilfestellung. Der Weg dahin war verhältnismä-Big weit, und wenn einer an einer Darmerkrankung litt, was häufiger der Fall war, konnte es vorkommen, daß er die Latrine mit voller Hose erreichte. Ich hatte meine Blase erkältet und mußte zwei- bis dreimal nachts mein Lager verlassen. Im Winter, wenn klirrender Frost herrschte und man vom warmen Bett hinaus in die Nacht mußte, war das geradezu qualvoll. Ich hatte mir darum eine Blechdose besorgt und unter meiner Pritsche versteckt, die ich jedesmal nach Gebrauch mit einem Brett abdeckte. Das ging so lange gut, bis mich eines nachts ein blutjunger Kamerad erwischte. Trotz meiner Erklärung pumpte er sich dermaßen auf, daß ich es aufgab und nun wieder ein paarmal nachts in die Kälte lief.

Mitten im kältesten Winter arbeitete ich auch in einer Brigade, die auf der Bahnstation Aufräumungsarbeiten ausführte. Die Temperaturen lagen bei -30°. Wir litten sehr unter dieser Kälte. Erst wenn das Thermometer unter -30° anzeigte, wurde die Arbeit eingestellt. Der Befehl kam aber aus Gus, der nächstgelegenen Kleinstadt, und dort lagen die Temperaturen - wie uns schien - immer höher als -30°. Der russische Aufseher hatte aber ein Einsehen. Er ließ in einem Schuppen Feuer anlegen, an dem wir uns von Zeit zu Zeit aufwärmen konnten. Einmal stellte er sogar die Arbeit von sich aus ein. Die stärkste Kälte, die ich erlebte, betrug -42,6°.

Mächtige Torfberge türmten sich neben den Gleisen auf. Der Torf kam aus einem Nachbarlager, das durch eine Feldbahn mit der Station verbunden war. Ich mußte einmal eine Bestellung nach dort überbringen und pilgerte einsam und verlassen den Gleisen nach durch eine unerschlossene Sumpflandschaft. Es war Frühlingszeit und ich genoß das Alleinsein und die Stille der verlassenen Weite. Wie verloren lag auch das kleine Lager inmitteln des weiten Moores. Mühsam, anstrengend und ungesund war die Arbeit im Moor!

Die Kameraden dort, mit denen ich Gespräche führte, kamen sich vor wie Sklaven und waren sehr niedergeschlagen, ja verzweifelt. Ich mußte ihnen viel von uns im Lager Anopino erzählen, und sie dankten es mir wie gute Gastgeber lieben Gästen. Der Küchenchef servierte mir eine Portion Kasch, und reichlich beschenkt mit Zigaretten und Tabak trat ich den Rückweg an, diesmal mit der Feldbahn, die Torf zur Station brachte.

Ein paarmal fuhren wir mit einem Kieszug auf der Hauptstrecke weit hinaus ins Land und luden den Kies ab, der zur Ausbesserung der Strecke bestimmt war. Unwillkürlich kam da der Gedanke an Flucht auf. Einer hat es auch gewagt, aber nach ein paar Tagen tauchte er wieder zerschunden und zerschlagen im Lager auf. Später auf der Rückfahrt lernte ich in Wladimir einen jungen Kameraden aus Schleswig-Holstein kennen, der auch einen Fluchtversuch gewagt hatte. Nach Wochen hatte er sich freiwillig gestellt, erschöpft und halb verhungert.

Eine kuriose Brigade entstand, wohl einmalig in russischen Kriegsgefangenenlagern, die Malerbrigade. Im Juni 1946 muß es gewesen sein, daß ein Erlaß herauskam, wonach alle Offiziere bis einschließlich Hauptmann zum Arbeitseinsatz herangezogen wurden. Wir hatten nun nur einen Stabsoffizier unter uns, einen jungen, aktiven Major. Um nicht ganz untätig zu sein, schlug er mit Unterstützung des Antifaführers (Antifaschist) der russischen Lagerleitung die Einrichtung dieser Brigade vor. Darunter war auch ein älterer Bildhauer, dem der Auftrag erteilt wurde, eine Stalinbüste zu schaffen. Ich habe den Lehmentwurf noch gesehen, aber was dann daraus geworden ist, weiß ich nicht mehr. Ich meine, daß der Bildhauer und auch der Major später in ein anderes Lager überführt wurden. Sie malten großflächige Landschaften, die die Russen besonders schätzten, zu anderen Bildnissen reichte es wohl auch nicht. An eines dieser Kunstwerke erinnere ich mich noch: Ein Waldstück, ein Jäger zielt auf einen Auerhahn. Ein russischer Offizier, der das Bild begutachtete, zog seinen Bleistift aus der Tasche und stellte damit die Verbindung zwischen Gewehrlauf und Ziel her. Als er feststellte, daß die Zielrichtung stimmte, gab er sein Urteil

ab: carscho (gut)! Darüber wurde im Lager viel gelacht, denn es war ein furchtbarer Schinken, groß und grellfarbig.

Aushilfsweise wurde ich auch als Wasserträger eingesetzt, eine Arbeit, die mir gar nicht gefiel. Das Lager besaß nur einen Brunnen in der äußersten Ecke, genau der Küche entgegengesetzt, die am meisten Wasser brauchte. Mit dem Bau eines zweiten Brunnens in unmittelbarer Nähe der Küche hoffte man, die Wasserversorgung zu verbessern. Aber man stieß auf keine Wasserader, der neue Brunnenschacht lieferte nur schmutziges Wasser. Die Brunnenstelle war von dem schon genannten Bildhauer bestimmt worden, der sich als Wünschelrutengänger betätigt hatte und damit nun einen kläglichen Reinfall erlebte. Von morgens früh bis in den späten Nachmittag hinein sah man die Wasserträger bei der Arbeit. Sie mußten die Küche, die Bäckerei, die Waschküche mit Sauna und das Quartier der Lagerleitung versorgen, eine anstrengende Leistung. Aber sie standen sich dabei nicht schlecht, die Küche gab ihnen Extraportionen und in der Bäckerei gingen sie auch nicht leer aus. Im Winter lag an dem Brunnen eine dicke, glatte Eisschicht, entstanden aus dem verschütteten Wasser bei Umfüllen des Ziehbottichs in die Trageeimer. Leicht rutschte man mit den schweren Eimern aus und stand da wie ein begossener Pudel. Die inneren Brunnenränder waren ebenfalls vereist, wodurch sich der Brunnenschacht stark verengte. Es war recht mühevoll, den Ziehbottich nach unten zu balancieren. Öfter mußten die angesetzten Eisbildungen abgeschlagen werden. Morgens konnte es vorkommen, daß die Brunnenöffnung ganz von Eis abgedichtet war.

Die Wäscherei und Sauna führte ein Kamerad aus Coburg, ein baumlanger Kerl mit gepflegtem Spitzbart und klugem Kopf. Not lehrt
nicht nur beten, sie macht auch erfinderisch. Dafür haben wir
beide ein klassisches Beispiel gegeben. Ihm ging es als Wäschereibrigadier verhältnismäßig gut. Das verdankte er seinen guten
Beziehungen zum Küchen- und Bäckereipersonal und seiner Vorliebe für blendendweiße Kittel und Wäsche. Das Personal bildete
eine bevorzugte und gesättigte Elite, die im Bewußtsein ihrer
besonderen Stellung auch wieder unter sich besondere gesellschaftliche Formen entwickelte. Dazu gehörte eben auch das Tra-

gen besonders weißer Wäsche. Auf diese liebe Eitelkeit, selbst angesichts des vielfachen Elends unausrottbar, baute mein pfiffiger Kamerad aus Coburg und nutzte sie weidlich aus. Er machte sich viele Sorgen um seine Frau, die in Oberfranken ohne größere Einnahmen und ohne Beziehungen zur Landwirtschaft ein Leben führte, das zu ihren früheren Verhältnissen im krassen Gegensatz stand. Mit einem Kameraden, Landwirt aus der Eckernförder Gegend, hatte er bereits folgendes Abkommen geschlossen. Seine Frau fuhr zu Besuch auf den Hof in Schleswig-Holstein. Als Gegenleistung bekam er von ihm täglich eine Extraportion. Als ich davon hörte, schlug ich ihm ein ähnliches Abkommen vor, worauf er sofort einging. Schwierig war es, die Frauen zu informieren, denn offen durften wir das auf der Karte, die wir monatlich nach Hause schreiben konnten, nicht mitteilen. Nach zwei Monaten hatten wir alles klar. Meine Frau hatte aus dem verklausulierten Text sofort begriffen, worum es ging. Die Frauen trafen sich in Kiel, und regelmäßig gingen fortan Lebensmittelpakete nach Coburg. Ich hatte nun täglich morgens meine Extrasuppe und konnte mich wieder etwas hochpäppeln. Damals wog ich noch hundert Pfund.

Kurz vor meiner Entlassung wurde mein Coburger Kamerad seines Postens enthoben. Die Russen waren ihm auf die Spur gekommen, als sein Wäschebestand nicht stimmte. Er hatte wohl auch einzelne Stücke verscheuert. Er wurde in eine Waldbrigade gesteckt und mußte nun schwere Arbeit leisten. Ich sah ihn noch bei unserem Abmarsch zum Bahnhof auf der Dorfstraße, als er mit seiner Gruppe von der Arbeit zurückkam, konnte ihm aber nur noch zuwinken. Er war älter als ich, aber aufgrund seines guten körperlichen Zustandes kam er viel später zur Entlassung. Ich hörte noch von ihm durch meinen Geraer Bekannten. Er leitete nach seiner Rückkehr eine Genossenschaftsbank und starb dann durch einen Auto-unfall.

Die Antifa suchte auch die geistigen Bedürfnisse der Gefangenen zu befriedigen, wobei es ihr in erster Linie auf die Umerziehung zum Kommunismus ankam. Sie hatten damit so gut wie keinen Erfolg. Da war zunächst die Wandzeitung, die jede Baracke für sich redigierte. Den Vorrang hatten politische Themen, natürlich solche, die im prokommunistischen Sinne verfaßt waren. Aber auch rein literarische Beiträge wurden mit eingeschoben. So lieferte ich im schönen Monat Mai das folgende Mailied:

> Mein Herz, kannst Du es fassen dies erste Maienglück! Es bricht Dein ganzer Kummer in tausend Stück.

Bist wie befreit von Banden und ganz beseelt von Lust. Ja, langersehnte Freuden füllen die Brust.

Es strahlet in das Maien Dein warmer Feuerblick und macht aus all dem Neuen das tiefste Maienglück.

Beliebter waren Veranstaltungen zur Unterhaltung. Die Lagerleitung hatte mit viel Mühe Blasinstrumente beschafft. Musikbeflissene gab es genug im Lager. So entstand eine Kapelle, die sich hören lassen konnte. Sie gab auch Konzerte für die Dorfbewohner. Schwieriger noch war die Beschaffung von Partituren, die meisten schrieben die Musiker selbst. Auch ein mehrstimmiger Chor entstand, und Rezitatoren für ernste und humorvolle Beiträge gab es mehr als genug. Besonders die Österreicher zeigten, daß sie von Haus aus musisch begabt waren. Erstaunlich, wieviel sich in der Zauberkunst auskannten.

Ich leitete einen Kursus für Sprachlehre. Es meldeten sich viele Teilnehmer, aber es war schwierig, sie alle zu einer bestimmten Zeit zu versammeln. Nach ein paar Wochen gab ich es auf. Damals trat ein Kamerad aus dem Saarland an mich heran und bat, ihm Privatunterricht in Deutsch zu geben. Als Mitglied der Antifa hatte er einen gehobenen Posten in der deutschen Lagerleitung. Er führte die Oberaufsicht über mehrere Brigaden, die in einer Baracke zusammengefaßt waren. Er wollte seine Deutschkenntnisse festigen und erweitern, um nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft einen Posten als Gewerkschaftssekretär ausfüllen zu können. Er war nicht nur ein fleißiger, sondern auch ein begabter Schüler. Wenn er gesund nach Hause zurückgekommen ist, hat er bei seiner Zielstrebigkeit sicher sein Ziel erreicht.

Ich erhielt für meinen Unterricht Sonderportionen und hin und wieder ein paar Rubel. Bei seiner Stellung im Lager bekam er eine Sonderverpflegung, so daß er wohl davon abgeben konnte. Für mich sprang noch ein Vorteil dabei ab. Ich konnte tagsüber, wenn er draußen bei den Brigaden war, seinen Bretterverschlag benutzen. Eine Wohltat für mich, mich besinnlich zurückziehen zu können.

Der Lerneifer des saarländischen Kameraden steckte an, ein zweiter Oberbrigadier bat mich, ihm unter gleichen Bedingungen ebenfalls Deutschunterricht zu geben. Er war einige Jahre jünger und lebendiger, ein Hansdampf in allen Gassen, aber bei seinen Leuten beliebt. Das Küchenpersonal versorgte ihn reichlich mit Sonderportionen und war ständiger Gast in seiner Baracke. Sein Lerneifer versagte aber bald, die angesetzten Unterrichtsstunden versäumte er immer häufiger, aber immer standen volle Essensgeschirre für mich bereit. Ein paar Wochen lang genoß ich diese Vergünstigungen, ohne viel dafür zu leisten. Dann war alles mit einem Mal zu Ende, unerwartet kam die Entlassung.

XV. HEIMKEHR

Spät nachmittags am 3. August 1947 war es, als plötzlich und unerwartet an mich und noch ein paar Kameraden meiner Baracke die Aufforderung erging, mit sämtlichem Gepäck auf dem Sportplatz anzutreten. Was hatte das nur zu bedeuten? Es wurde hin und her gerätselt, an alles andere, nur an Heimkehr wagte keiner zu denken.

Der Haufen auf dem Sportplatz vergrößerte sich, aus den Mannschaftsbaracken kamen neue Gruppen hinzu. Bis drei Uhr nachts standen wir draußen, wurden registriert und eingekleidet mit neuem Drillichzeug und Segeltuchschuhen. Dann bezogen wir einen leeren Barackenraum, dicht zusammengepfercht, ohne Schlafpritschen, abgesondert von den zurückbleibenden Kameraden. Aber was machte das schon, wir hatten indessen erfahren, daß es heimwärts ging! Da konnte uns nichts mehr erschüttern.

Nun wurde mir auch klar, warum ich Wochen vorher in ein strenges Verhör genommen wurde, offenbar hing das mit meiner Entlassung zusammen, und ich hatte schon Schlimmes befürchtet. Ich nahm abends an einer Veranstaltung im Speiseraum teil. Mitten in die Vorführung hinein fiel mein Name. Ich wurde unter Bewachung abgeführt. Zunächst ging es in die Unterkunft, wo ich mein sämtliches, armseliges Hab und Gut zu packen hatten, wonach der Posten dann mein Lager durchwühlte, um festzustellen, ob ich auch nichts unterschlug. Im Vernehmungsraum vor einem russischen Offizier mußte ich alles einzeln ausbreiten. Er beschlagnahmte schriftliche Aufzeichnungen. Darum machte ich mir weiter keine Sorgen. Sie enthielten nichts Politisches, wie er es vielleicht vermutete, sondern waren zumeist ganz persönliche, literarisch zu wertende Stimmungsbilder aus Eindrücken in der Glashütte. Nur tat es mir leid, daß ich sie nun wohl nie wiedersah. Zu gern hätte ich sie als Erinnerungsstücke behalten. Es folgten die üblichen Fragen über meine politische und militärische Vergangenheit. Dann konnte ich wieder in die Baracke zurückkehren. Aber

ich fand keinen Schlaf, grübelte, was das wohl zu bedeuten habe. Auch mußte ich damit rechnen, daß ich nach ein paar Stunden aufs Neue verhört wurde, denn das entsprach der russischen Vernehmungstaktik. Aber nichts geschah.

Nun also wußte ich, was dieses letzte Verhör bezweckt hatte. Man wollte sich noch einmal vergewissern, ob man auch nicht einen "Kriegsverbrecher" aus den Händen gab. Im übrigen verdanke ich wohl meiner Arbeitsunfähigkeit und meinem Alter die frühzeitige Entlassung. Ich war zum unnützen "Fresser" geworden, der nur Unkosten verursachte.

Um 12 Uhr mittags öffnete sich dann für mich zum letzten Mal das Tor. Einzeln wurden wir alphabetisch aufgerufen und durchgelassen. Das dauerte recht lange. Aber ich war einer der ersten, denn im russischen Alphabet steht der Buchstabe W ziemlich am Anfang. Wir lagerten uns am Wegrand und warteten, bis die lange Liste verlesen war. Die Letzten im Alphabet hatten das Nachsehen. Sie mußten lange stehend vor dem Tor verweilen, während wir anderen uns lang gestreckt ausruhen konnten. Nach dem Verlesen der Namen marschierten wir geschlossen zur 3 1/2 km entfernt liegenden Bahnstation. Unterwegs begegneten uns Arbeitsdivisionen, die zum Mittagessen ins Lager rückten. Ich sah von weitem meinen Kameraden aus Coburg, eine Axt im Arm. Er kam zurück von der Waldarbeit. Sie gingen auf der anderen Seite des Weges, ich konnte ihm nur zuwinken. Die Posten achteten streng darauf, daß wir von allen Zurückbleibenden getrennt blieben. Fürchtete man doch, daß sich der eine oder andere in den Heimkehrerzug schmuggeln würde.

Der Weg zur Station war mir wohlvertraut. Wie oft waren wir ihn gegangen, als wir den Bahndamm bauten! Versonnen nahm ich Abschied von den Plätzen, an denen besondere Erlebnisse hafteten. Da war die Schonung mit den jungen Fichten, von denen wir die frischen Sprößlinge pflückten, die wir zerrieben und mit Zucker mischten und so den Hunger dämpften, die ergiebigsten Stellen mit den kleinen Walderdbeeren, die lauschigen Plätze, wo wir ausruhten, wenn wir unsere Norm frühzeitig erfüllt hatten, die vielen Kuhlen, wo wir den Sand für den Damm ausgegraben hatten.

Der Zug stand schon bereit, abseits, wo sich die Torfberge türmten. Jeder bekam einen Platz. Wir fühlten uns wie Reisende, die auf große Ferienfahrt gingen. Und dann war es soweit, die Räder rollten, der Zug eilte in Richtung Westen davon. Wir sangen, was unsere Kehlen hergaben. Nur schneller, nur schneller, summte es auf den Schienen.

Aber eile mit Weile! Schon nach etwa 60 km Fahrt wurde unsere Heimreise um 17 Uhr in Wladimir unterbrochen. Wir kamen in das große Gefangenenlager am Rande der Stadt und warteten auf die Dinge, die da kommen würden. Unsere Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, 14 Tage verstrichen, ehe es weiterging. Sie waren doppelt lang, weil wir sie mit Nichtstun verbringen mußten. Die Verpflegung war reichlicher und qualitativ besser als in Anopino. Wollte man uns aufpäppeln? Als aber Gruppen aus anderen Lagern zu uns stießen, wußten wir, daß hier ein größerer Transport zusammengestellt wurde. Darum also die Verzögerung.

Im Lager konnten wir uns frei bewegen. Ich traf Landsleute aus Schleswig-Holstein, die mir Grüße für ihre Angehörigen auftrugen. Gern hätte ich mir die Stadt angesehen. Bei unserem Marsch zum Lager waren wir wohl durch die Außenbezirke gekommen, die einen dörflichen Charakter trugen. Ich erinnere mich an eine Kirche, die als Lagerraum benutzt wurde. Wladimir – der Russe betont die mittlere Silbe – hat im Mittelalter eine große Rolle in der russischen Geschichte gespielt. Sie war einstmals Sitz und Krönungsstadt der Großfürsten von Moskau und Sitz der Metropoliten der orthodoxen Kirche. Auf einer Anhöhe sahen wir die mächtigen Mauern des Kreml.

Am 19. August, also nach 14 Tagen Wartezeit, verließen wir das Lager und wurden zum Bahnhof geführt und verladen. Der vorbereitete Transportzug aus Güterwagen stand bereit. Jeder hatte seine Lagerstatt. In der Mitte des Waggons blieb ein freier Raum, wo man sich bewegen konnte, nichts von der Enge wie auf der Hinfahrt. Wir hatten reichlich Zeit, uns an die neue Umgebung zu gewöhnen, denn erst am anderen Tag um 18 Uhr setzte sich der Zug endlich in Bewegung. Um 2 Uhr nachts erreichten wir Mos-

kau. Wiederum gab es einen langen Aufenthalt. Wir standen 1 1/2 Tage auf dem Abstellgleis eines Güterbahnhofs. Von der Stadt selbst war nichts zu sehen. Der einzige Anblick waren die Gleise, ein mächtiges Industriegelände mit halbfertigen Betonbauten und eine breite, unbefestigte Straße mit wenigen, unansehnlichen Holzhäusern. Am 22. August um 14 Uhr verließen wir Moskau und erreichten über Brjansk, Gomel, Kalinkowitschi, Luniniez am 27. August Brest.

In Brest sahen wir polnische Aussiedler aus den an Rußland abgetretenen, östlich des Bugs liegenden Gebieten, die mit ihren Habseligkeiten auf dem Bahnhofsgelände lagerten und wohl auf ihren Abtransport warteten. Wir verließen den Zug und stellten uns zu einer Ansprache auf, die ein russischer Offizier in deutscher Sprache hielt. Sein letzter Satz: "Sie sind freie Bürger." Nun, so frei fühlten wir uns trotzdem nicht, etwas mehr jedoch schon, als wir den Bug passiert und die polnische Grenzstation Terespol erreicht hatten. Immer noch begleiteten uns die russischen Posten. Sie taten es bis Frankfurt an der Oder, wo der Transport endete.

In Terespol kamen polnische Marktweiber und Händler an unseren Zug und boten uns ihre Waren an, vor allem Brot und Tabak. Ich war erstaunt, daß noch so viele von uns - trotz vieler Kontrollen - Geld besaßen und einkaufen konnten. Bei diesem Handel gab es kurz vor der Weiterfahrt unter den Händlern Geschrei und Lamentieren. Ein Kölner aus meinem Waggon hatte ein Brot erworben und sich dann verdrückt, ohne zu bezahlen. Die geprellte Händlerin beschwerte sich bei den russischen Posten, aber der unternahm nichts, hatte im Gegenteil einen diebischen Spaß an diesem gelungenen Betrug. Unser Appell an den Kölner, den Kaufpreis zu entrichten, löste bei ihm eine Flut von Schimpfworten im kölnischen Dialekt aus, von denen ich nur die Hälfte verstand. Fast wäre es zu Handgreiflichkeiten gekommen, aber der Zug setzte sich in Bewegung und es blieb bei dem Unrecht.

In Frankfurt wurden wir Deutschen von deutschen Zivilärzten untersucht. Als der Arzt, ein älterer Herr, meine Personalien studierte und entdeckte, daß ich Lehrer an der Marinefachschule in Kiel war, fragte er: "Kennen Sie Herrn Gr.?" Und als ich sagte, daß er ein guter Bekannter und Duzfreund von mir sei, erfuhr ich von ihm, daß mein lieber alter Kollege nach dem Zusammenbruch den Freitod gesucht hatte. Er selbst war ein langjähriger Freund des Hauses. Seine Arbeit erlaubte nicht, daß wir uns länger unterhielten. Zu Hause erfuhr ich dann, daß noch ein anderer Kollege, ebenfalls ein guter Bekannter, seinem Leben ein Ende gesetzt hatte.

Einen nicht geringen Schock bekam ich, als ein Funktionär an unsere Schar herantrat und mich und ein paar andere aufforderte, ihm zu folgen. Ich war mir zwar keiner Schuld bewußt, doch wußte ich aus Erfahrung, daß solche Aktionen gewöhnlich nichts Gutes bedeuteten. Er führte uns in einen Barackenraum, in dem mehrere Tische und Schreibzeug standen. Markante Eindrücke aus der russischen Gefangenschaft und der Sowjetunion sollten wir aufschreiben. Er gab jedem eine dicke Kladde, in der schon viele Seiten beschrieben waren. Alle Eintragungen sprudelten über vom Lob auf Rußland. Auch ich beschränkte mich auf Positives, stellte es aber nüchtern und sachlich, auch kritisch dar. Drei Tage später in Erfurt trat ein Gewerkschaftsfunktionär an mich heran und wollte mich veranlassen, ein paar Tage als Gast in Erfurt zu bleiben, um einen Artikel über meine Eindrücke in Rußland für das Gewerkschaftsorgan zu schreiben. Er versprach ein gutes Honorar und freie Rückreise zweiter Klasse nach Kiel. Nichts kam mir ungelegener als das. Es bedurfte vieler Worte, meine Ablehnung einigermaßen glaubwürdig zu begründen. Ich versprach, diesen Artikel nach meiner Rückkehr zu Hause zu schreiben und ihm zuzusenden. Mein Versprechen habe ich gehalten, aber ich habe nichts mehr davon gehört, also auch kein Honorar erhalten.

Am 31. August waren wir in Frankfurt an der Oder angekommen.

Nach der Untersuchung und Übergabe an die Zonenverwaltung wurden wir dann zum nahegelegenen Heimkehrerlager Gronenfelde geführt. Hier wurden wir von den Kameraden, die in der Ostzone beheimatet waren, getrennt, und für uns aus der englischen Zone wurde der Transport zusammengestellt. Am 3. September fuhren wir

ab über Cottbus, Weißenfels, Weimar nach Erfurt. Hier wurde die Fahrt unterbrochen. Die Stadt Erfurt, berühmt durch Gemüsezucht und -anbau, gab sich alle Mühe, uns gastlich zu bewirten. Wir saßen zum ersten Mal nach vielen Jahren wieder an einem gedeckten Tisch, aßen von porzellanenen Tellern, mit Messer und Gabel. Am anderen Tag brachte uns der Zug über Gotha, Mühlhausen, Langensalza nach Arenshausen. Die letzte Nacht im russischen Einflußgebiet vom 4. auf den 5. September verbrachten wir im Lager Kirchgandern. Morgens um 9 Uhr überschritten wir die Zonengrenze. Nun erst fühlten wir uns ganz wie freie Bürger, wie es uns der russische Offizier in Brest gesagt hatte. Bevor wir die bereitstehenden Personenbusse bestiegen, die uns zum Lager Friedland bringen sollten, versorgte man uns mit reichlich Kakao, für uns eine geradezu sensationelle Begebenheit, denn in der gut 2 1/2 jährigen Gefangenschaft hatten wir außer heißem Wasser, mit selbstgesuchter grüner Pfefferminze gewürzt, keine Getränke mehr genossen, und das auch erst in den letzten Monaten. Und so kamen wir uns vor, der Zivilisation wiedergegeben, als wir auf gepolsterten Sitzen durch die Landschaft gen Friedland fuhren. Dort registrierten uns Angehörige der englischen Besatzungsmacht, die nötigen Entlassungspapiere wurden uns ausgehändigt, die Betreuung übernahm das Rote Kreuz und die Hilfsorganisation der Kirche.

Am Nachmittag um 16.10 Uhr, wie meine Notizen ausweisen, brachte uns ein Sonderzug über Göttingen, Kreiensen, Elze, Hannover, Celle nach Munsterlager. Die letzte Nacht verbrachten wir im Zuge. Schon morgens früh, am 7. September, an einem Sonntag, saßen wir Schleswig-Holsteiner - die meisten kamen aus englischer Kriegsgefangenschaft - im LKW, der uns zum Lager Pöppendorf bei Lübeck brachte. Die Abfertigung dauerte nur kurze Zeit, aber wir konnten nicht weiter, weil an Sonntagen keine Züge fuhren. Aber die Kameraden aus englischer Kriegsgefangenschaft, mit Gütern und Geld versehen, spickten den deutschen Fahrer des LKW, der uns trotz strengsten Verbots auf einem Umweg näher an unser Ziel brachte. Wir Habenichtse aus Rußland konnten nichts beisteuern, wir waren ganz auf die Großmut unserer "reichen"

Leidensgenossen aus England angewiesen. Und die zeigten sie mit einer Selbstverständlichkeit, wofür ihnen besonderer Dank gebührt.

Mich setzte man in Kiel-Gaarden ab. dann nahm der Wagen wieder Kurs auf Munsterlager. Da stand ich nun allein in meiner Armseligkeit im Getriebe unter Menschen, von denen sich mein Äußeres so kontrastreich abhob: mit Schifferbart, in schlotternder Segeltuchkleidung, an den Füßen Segeltuchschuhe, die hier auf dem Pflaster so widersinnig wirkten, umgehängt eine Gasmaskentasche, einem verlotterten Vagabunden gleich. Aber die Menschen nahmen davon keine Notiz. Sie hatten ihre eigenen Sorgen und Nöte, aber auch mich kümmerte nicht ihr Hasten und Treiben. Mich erfüllte das glückhafte Gefühl, du bist wieder daheim, du hast alles tapfer überstanden, ungebrochen an Leib und Seele, in wenigen Minuten bist du wieder zu Hause bei liebenden und sorgenden Menschen. Es beginnt ein neuer Anfang, irgendwie wirst du es schaffen, trotz des verlorenen Berufes und der Not der Zeit, eine neue Existenz aufzubauen. Ein unsagbares Hochgefühl erfüllte meine Brust.

Wie hatte sich die Stadt und auch die Wohngegend an der Goethestraße verändert! Zerstörte und beschädigte Häuser und Wohnlükken, die ungewohnte Ausblicke freigaben. Aber überall war man auch dabei, die Trümmerhaufen wegzuräumen für den Wiederaufbau.

Unser Haus Nr. 26 stand noch. Schäden, die es erlitten hatte, waren notdürftig beseitigt. Welch ein Glück in all dem Unglück! Ich kehrte wirklich heim in des Wortes wörtlichster Bedeutung. Als erste sah mich meine Nachbarin, Frau L. Sie hatte am Fenster gesessen und mich trotz oder wegen meiner Vermummung sofort erkannt. Im Hausflur begrüßte sie mich in stürmischer Umarmung und sparte auch mit Küssen nicht. Das geschah alles so impulsiv, daß sie meinte, sich bei meiner Frau entschuldigen zu müssen, als diese, durch die laute Begrüßung aufmerksam geworden, die Korridortür öffnete und nun ihrerseits von meiner wiedererstandenen Existenz Besitz ergriff. Ich weiß nicht, ob auch Günter anwesend war, der ein paar Wochen vor mir aus englischer Gefangenschaft zurückgekehrt war. Er wohnte mit Lisa zusammen in unserem Eßzimmer. Uns blieb als Wohn- und Schlafzimmer nur mein

früheres Arbeitszimmer, die anderen Räume waren an einen Zahnarzt vermietet, der dort seine Praxis betrieb. Auch er erschien sofort mit einem Fotoapparat zur Begrüßung und hielt den historischen Augenblick der Rückkehr im Bilde fest. Es ist noch erhalten, sogar in Vergrößerung und zeigt mich rauchend im Ohrenstuhl, dem oft beschriebenen. Aus der Seitentasche des Rockes strebt noch der Eßlöffel hervor, das einzige und wichtigste Besteck, das wir auch in Rußland dauernd bei uns trugen.

Nach 3/4 Stunden war der Bart ab und ich steckte im blauen Zweireiher, der indessen über ein Jahrzehnt alt geworden war. Das Bild, das diese Verwandlung festhält, zeigt mich mit meiner Frau vor der Haustür - im Zimmer war es wohl schon zu dunkel geworden - schmal von Statur, aber ganz verjüngt, nicht aussehend wie ein Fünfziger.

Dann saßen wir am reich gedeckten Tisch. Es war sofort wieder wie früher, wie meine Frau später versicherte. Ich hätte mich - trotz der langen Entwöhnung - manierlich benommen, nicht gierig zugegriffen, wie sie es bei einem anderen, halb verhungerten Flüchtling unangenehm empfunden hatte. Nun, später wunderten sie sich doch über meinen veränderten Geschmack, als ich mit Genuß eingemachten Hering mit Rübensirup aß. Mancher, der sich nach seiner Rückkehr nicht beherrschen konnte, hat sich krank gegessen, andere, die auch in der Heimat wie so viele Hunger litten, sind an Unterernährung gestorben. Von mir darf ich sagen, daß ich mich anfangs bewußt zurückhielt, fette Speisen und Fleisch mied, um den Magen langsam an die Umstellung zu gewöhnen. Als ich nach 14 Tagen zum ersten Mal eine normale Fleischkost aß, revoltierte mein Magen heftig.

Es war eine turbulente Zeit. Die Gesetze des normalen Lebens galten nicht mehr. Das alles zu durchschauen und sich anzupassen, war für einen Heimkehrer schwer. Ich übte Zurückhaltung, zog mich in meine Wohnung zurück und suchte im Studium wieder Anschluß an das Leben zu bekommen. Besonders interessierten mich politische, literarische und pädagogische Probleme. Mein Tagebuch, das ich sofort nach meiner Rückkehr anlegte, gibt Zeugnis von meiner Arbeit. Ohne meine Frau, die das veränderte Leben tapfer anfaßte und meisterte, wäre mir dieser Rückzug in die vier Wände nicht möglich gewesen.



24. Fritz Wiechering. Foto aufgenommen am 7. September 1947 im Wohnzimmer seiner Wohnung in Kiel unmittelbar nach seiner Rückkehr aus zweieinhalbjähriger russischer Kriegsgefangenschaft.

FAKTEN UND DATEN1

Am 23. November 1896 wurde ich in Dielingen, Haus Nr. 109, geboren. Ich erhielt die Namen Friedrich Wilhelm Heinrich nach meinen Taufpaten, dem Großvater Schlüter und den beiden Onkeln von der "Krönerei" und der "Fischerstadt".

Am 20. Dezember 1894 hatten meine Eltern geheiratet, der Ackermann Heinrich Wilhelm Wiechering und die unverehelichte Sophie Henriette Meta Schlüter, wohnhaft Arrenkamp 41. Mein Vater war in demselben Haus wie ich am 16. Februar 1872 geboren. Er starb dort am 6. August 1926 und liegt auf dem Dielinger Friedhof am Klei begraben. Meine Mutter wurde in dem Heuerlingshaus des Meyer zu Ilvede, Gemeinde Haldem, am 7. Februar 1871 geboren. Sie starb am 1. April 1937 um 12.30 Uhr in einem Krankenhaus in Kiel. Begraben liegt sie auf dem Friedhof in Flintbek bei Kiel.

Meine Schwester Luise, verheiratete Höfelmeier, wurde am 24. Mai 1902 geboren. Sie starb am 9. Mai 1941 in einem Kieler Krankenhaus und wurde in der Familiengruft des Hofes in Flintbek beigesetzt.

Mein Großvater väterlicherseits war Friedrich Heinrich Wilhelm Wiechering, geboren am 16. September 1842 in Dielingen bei Nr. 1. Er starb am 30. Dezember 1887 in Dielingen Nr. 109. Er war der Sohn des Heuerlings Christian Friedrich Wiechering und seiner Frau Margarete Agnes, geborene Spreen.

Meine Großmutter väterlicherseits war Marie Louise Engel, geborene Wilker, Tochter des Kolons Johann Heinrich Wilker und seiner Frau Marie Margarete Engel, geborene Böhnke. Sie starb am 13. Dezember 1890 in Dielingen.

¹Die Fakten und Daten befanden sich in der Originalfassung am Schluß des Kapitels IV. Da sie jedoch eine zusammenfassende Übersicht des Lebens von Fritz Wiechering sowie seiner Angehörigen darstellen, erschien es dem Herausgeber sinnvoll, mit ihnen die Erinnerungen abzuschließen.

Mein Großvater mütterlicherseits war Friedrich Heinrich Wilhelm Schlüter, geboren am 18. August 1842 in Drohne Nr. 56, gestorben am 11. Dezember 1912 in Arrenkamp. Er war der Sohn des Heuerlings Johann Heinrich Schlüter und seiner Frau Marie Engel, geborene Rebbe.

Meine Großmutter mütterlicherseits war Engel Marie Christiane Louise, geborene Gaskamp, geboren am 2. April 1836 in Haldem Nr. 62, gestorben am 5. Juli 1912 in Arrenkamp, Tochter des Kolons Gerd Heinrich Gaskamp, genannt Haferkamp.

Am 1. April 1911 kam ich auf die Präparande in Herford, eine Schuleinrichtung, die Schülern der Volksschule in drei Jahren die Allgemeinbildung für die Aufnahme in ein Lehrerseminar vermitteln sollte. Ich schloß sie am 31. März 1914 mit dem Reifezeugnis für das Lehrerseminar ab.

Ab 17. April 1914 besuchte ich das Königlich Evangelische Lehrerseminar zu Herford. Es erweiterte die Allgemeinbildung, die nach zwei Jahren abgeschlossen wurde, und vermittelte daneben die pädagogische Berufsausbildung. Im dritten Jahr unterrichtete man einige Stunden unter Aufsicht der Fachlehrer in der angeschlossenen Übungsschule.

Am 17. Oktober 1916 erhielt ich die amtliche Bescheinigung über die Befähigung zur einstweiligen Anstellung als Lehrer an Volksschulen. In der Zeit vom 26. bis 30. September hatte ich die 1. Lehrerprüfung bestanden, ein halbes Jahr früher als gewöhnlich. Das aber verdanke ich nicht dem eigenen Können, sondern einzig und allein der Kriegszeit und dem damit verbundenen Lehrermangel. Viele Schuklassen waren ohne Lehrer, da der größte Teil von ihnen an der Front stand. Nach dem Kriege gab es dann einen Lehrerüberschuß. Ende der zwanziger Jahre waren 40.000 stellungslose Junglehrer in Preußen, darunter auch der Bruder meiner Frau, Martin, der dann ins Bergwerk ging.

Am 4. August 1914 hatte ich meine Seminarzeit unterbrochen durch den Eintritt als Kriegsfreiwilliger beim Infanterieregiment Nr. 15 in Minden in Westfalen. Nach etwa zweimonatiger Ausbildung rückten wir ins Feld nach Nordfrankreich, in die Gegend von Arras. In Givanchy Ablain, an der Lorettohöhe und bei der im

Heeresbericht öfter genannten Zuckerfabrik Souchez erlebte ich den Abwehrkampf gegen französische Angriffe und die Schrecken des Krieges. Am 2. November 1914 wurde ich wegen meines Gesundheitszustandes zeitweilig aus dem Heeresdienst entlassen und konnte meine unterbrochene Seminarausbildung weiter fortsetzen. Bei späteren Musterungen, als ich schon im Beruf stand, wurde ich schließlich "dauernd untauglich" geschrieben.

Am 1. Oktober 1916 erhielt ich meine erste Anstellung als Schulamtsbewerber an der vierklassigen Schule in Eickum bei Herford.

Am 1. Oktober 1918 wurde ich an die siebenklassige Bürgerschule zu Enger in Westfalen versetzt. Dort legte ich am 29. Oktober 1919 meine 2. Lehrerprüfung mit dem Prädikat "gut" ab und erwarb damit die Befähigung zur endgültigen Anstellung als Lehrer an Volksschulen. Am 1. Dezember 1919 wurde ich mit der Versehung einer Schulstelle in Bonneberg, Schulverband Valdorf, Kreis Herford, betraut.

Am 9. Januar 1920 schloß ich den Bund der Ehe mit Johanne Auguste Meyer zu Düttingdorf, geboren am 6. Juni 1895 in Wallenbrück, Kreis Herford. Die kirchliche Trauung fand in der Wohnung der Schwiegermutter, Herford, Stadtholzstraße 38, durch Pfarrer Vogelsang vom evangelisch-lutherischen Pfarramt Stiftberg statt. Als Trautext wählte er den 121. Psalm.

Meine Schwiegermutter Margarete Elise, geboren am 7. Februar 1872 um 4 Uhr in Wallenbrück, gestorben am 25. Oktober 1960 um 15.25 Uhr in Herford, war die Tochter des Colons, Kaufmannes und Gastwirtes Herman Heinrich Richter, geboren am 1. November 1830 in Wallenbrück Nr. 72, gestorben am 20. Juni 1906 in Herford, und dessen Ehefrau Karoline Wilhelmine, geborene Bischof, geboren am 6. März 1838 in Eppendorf bei Hilter im Bezirk Osnabrück, gestorben am 20. Juli 1910 in Herford.

Mein Schwiegervater Hermann Friedrich Julius Meyer zu Düttingdorf, geboren am 14. Dezember 1866 um 7 Uhr morgens, gestorben am 29. Dezember 1902 in Wallenbrück, war der Sohn von Peter Heinrich Meyer zu Düttingdorf, Colon zu Bardüttingdorf Nr. 1, den ich noch gekannt habe, denn er starb am 21. Juli 1922 in Bardüttingdorf. Am 8. April 1918 fiel der Bruder meiner Frau,

Hermann Heinrich Meyer bei Castel. Er war am 16. Juni 1898 geboren. Er hatte als Soldat sein Lehrerexamen bestanden. Die Schwester Elli meiner Frau wurde am 26. November 1896 geboren und starb am 22. Februar 1963 in Herford. Es leben noch die Schwester Frieda, Diakonisse, geboren am 20. August 1893 und der Bruder Martin, Rektor a.D., geboren am 18. Juli 1902. Geburtsort aller Geschwister war Wallenbrück.

- Am 4. November 1920 wurde unsere Tochter Gerda Sophie Margarete Luise in Bonneberg Nr. 118 bei Vlotho an der Weser geboren. Sie wurde am 28. November des gleichen Jahres in der Valdorfer Kirche von Pastor Busse getauft.
- Am 2. Juli 1922 wurde unser Sohn Heinrich Martin Friedrich Günther in Bonneberg Nr. 118 geboren und am 27. Juli 1922 ebenfalls in der Valdorfer Kirche durch Pastor Busse getauft.
- Am 28. Juni 1927 bestand ich in Bielefeld die Mittelschullehrerprüfung (Realschule) in den Fächern Deutsch und Religion in beiden Fächern mit dem Prädikat "gut".
- Am 1. April 1928 wurde mir die Verwaltung einer Schulstelle an der Pestalozzischule in Gerthe bei Bochum übertragen.
- Am 1. Februar 1929 übernahm ich auftragsweise die Verwaltung einer freien Planstelle an der Marinefachschule für Verwaltung und Wirtschaft in Wilhelmshaven.
- Am 1. Juli 1929 wurde ich von Wilhelmshaven an die Marinefachschule für Verwaltung und Wirtschaft in Kiel-Wik versetzt.
- Am 1. Februar 1930 erhielt ich meine Ernennung zum Oberfachschullehrer an der der Landesmittelschule angeschlossenen Marinefachschule für Verwaltung und Wirtschaft und mit dem gleichen Tage meiner Entlassung aus dem öffentlichen Schuldienst des Regierungsbezirkes Arnsberg.
- Am 25. Februar 1935 wird mir im Namen des Führers und Reichskanzlers auf Grund der Verordnung vom 13. Juli 1934 zur Erinnerung an den Weltkrieg 1914/18 das vom Reichspräsidenten Generalfeldmarschall v. Hindenburg gestiftete Ehrenkreuz für Frontkämpfer verliehen.

- Am 27. August 1936 wurde ich als Offiziersanwärter des Beurlaubtenstandes bzw. als Offizier d.B. der Luftwaffe und Marine aufgenommen.
- Am 2. Oktober 1936 verleiht mit das Kommando der Marinestation der Ostsee im Namen des Führers und Reichskanzlers die Dienstauszeichnung 4. Klasse für siebenjährige treue Dienste in der Wehrmacht.
- Am 19. Dezember 1936 wird mir das Abzeichen für den Flugmeldedienst zuerkannt, den ich unter Führung eines Marineoffiziers seit 1932 mit vorbereitet hatte.
- Am 1. September 1937 teilt mir das Wehrmeldeamt Kiel, Abteilung Marine, meine Beförderung zum "Flugmeldemaaten der Reserve" mit.
- Am 25. August 1939 Einberufung zum Kriegsdienst bei der Flugmeldeabteilung Westliche Ostsee in Kiel.
- Am 30. März 1940 Verleihung des Luftschutz-Ehrenzeichens zweiter Stufe in Anerkennung der Verdienste im Luftschutz durch den Staatsminister der Präsidialkanzlei des Führers und Reichskanzlers.
- Am 1. April 1940 Beförderung zum Flugmeldefeldwebel der Reserve.
- Am 1. September 1940 zum Leutnant M.A. (Marine-Artillerieabteilung) im Beurlaubtenstande der Kriegsmarine befördert. Es folgten dann in kurzen Abständen die Beförderungen bis zum Kapitänleutnant M.A.
- Am 1. April 1941 im Namen des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht verleiht mit der Kommandierende Admiral der Marinestation der Ostsee das Kriegsverdienstkreuz 2. Klasse mit Schwertern.
- Am 11. November 1941 bescheinigt mir und meiner Frau die Bildungsinspektion der Marine die deutschblütige Abstammung bis zu den Großeltern einschließlich.
- Am 1. April 1944 werde ich als Luftschutzreferent zum Stab des Küstenbefehlhabers der mittleren Ostsee nach Gotenhafen kommandiert (heute Gdynia).

- Am 28. März 1945 gerate ich in Gotenhafen in russische Kriegsgefangenschaft.
- Am 7. September 1947 kehre ich aus russischer Kriegsgefangenschaft nach Kiel zurück.
- Am 16. Januar 1948 erhielt ich eine Anstellung als Lehrer an der Schulgruppe Winterbeker Weg I (Knaben) in Kiel als Beamter auf Widerruf.
- Am 19. Februar 1948 teilt mir die Landesregierung Schleswig-Holstein meine Berufung in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit mit. Unter dem 7. Februar 1948 hatte mich die Militärregierung zum Unterricht im öffentlichen Schuldienst zugelassen.
- Am 21. September 1948 bekam ich die Entnazifizierungsbestätigung, daß ich keinerlei Bindung zur NSDAP oder ihrer Gliederungen gehabt habe und von dem Gesetz zur Fortführung und zum Abschluß der Entnazifizierung vom 15. Februar 1948 nicht betroffen bin.
- Am 1. Januar 1949 überträgt mir der Regierungspräsident in Detmold die Verwaltung einer freien Mittelschullehrerstelle in Herford und übernimmt mich damit in den Schuldienst seines Bezirks. Die Landesregierung Schleswig-Holstein beurkundet ihre Zustimmung und Entlassung zum 31. Dezember 1948 am 5. Januar 1949.
- Am 1. Oktober werde ich (wie alle Lehrer) als Landesbeamter in den Dienst des Landes Nordrhein-Westfalen übernommen.
- Am 31. März 1962 trete ich nach Erreichung der Altersgrenze in den Ruhestand.

Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland

- Heft 1, Knechte und Mägde in Westfalen um 1900, herausgegeben von Dietmar Sauermann, 1979, 2. Auflage, 173 S., DM 12.80.
- Heft 2, Engel an Ravensberger Bauernhäusern, von Gertrud Angermann (vergriffen).
- Heft 3, Töpferei in Nordwestdeutschland, herausgegeben von Wingolf Lehnemann. Vorträge, gehalten auf der Jahrestagung 1974 der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, 1980, 2. Auflage, 291 S., 130 Abb. i. Text, DM 19,80.
- Heft 4, Töpferei in Schermbeck, von Helmut Müller, (vergriffen).
- Heft 5, Städtisches Fastnachtsbrauchtum in West- und Ostwestfalen, von Norbert Humburg. Seine Entwicklung vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, 1976, 434 S., DM 13,50.
- Heft 6, Weihnachten in Westfalen um 1900, herausgegeben von Dietmar Sauermann. Berichte aus dem Archiv für westfälische Volkskunde. 1979, 2. Auflage, 262 S., 31 Abb., DM 14,80.
- Heft 7, Handwerk und Kleinstadt, von Hermann Kaiser. Das Beispiel Rheine, 1978, VIII, 501 S., mit vielen Tabellen, DM 19,80.
- Heft 8, Historische Hausforschung, von Konrad Bedal. Eine Einführung in Arbeitsweisen, Terminologie und Literatur, 1978, VI, 186 S., mit 23 Tafeln u. 32 Abb., DM 19.80.
- Heft 9, Kulturelle Stadt-Land-Beziehungen in der Neuzeit, herausgegeben von Günter Wiegelmann, 1978, VI, 337 S., m. Abb. u. Tabellen im Text, DM 19,80.
- **Heft 10, Türkische Arbeiter in Münster,** von Halil Narman. Ein Beitrag zum Problem der temporären Akkulturation, 1978, X, 176 S. m. 64 Tabellen im Text, DM 16,80.
- Heft 11, Bibliographie zum Schützenwesen in Westfalen, bearbeitet von Gerda Osthoff, 1979, VI, 126 S., DM 12,80.
- Heft 12, Ländliches Wohnen vor der Industrialisierung, von Volker Gläntzer, 1980, 306 S. m. 41 Abb., DM 19,80.
- Heft 13, Gemeinde im Wandel, herausgegeben von Günter Wiegelmann. Volkskundliche Gemeindestudien in Europa, 1979, 215 S. m. Abb. im Text, DM 14,80 (vergriffen).
- **Heft 14, Fachwerkbauten in Westfalen vor 1600,** von Fred Kaspar, 1978, VI, 130 S., 47 Abb. u. Tafeln, 1 Faltkarte, DM 16,80 (vergriffen).
- Heft 15, Mode und Tracht, von Martha Bringemeier. Beiträge zur geistesgeschichtlichen und volkskundlichen Kleidungsforschung, 1980, 302 S. m. v. Abb. i. Text, DM 19,80.
- Heft 16, Die Arbeit der Volkskundlichen Kommission für Westfalen 1928-1978 (in Vorbereitung).
- Heft 17, Autobiographische Aufzeichnungen des münsterländischen Bauern Philipp Richter (1815–1880), herausgegeben von Helmut Müller, 1979, III, 76 S. m. Abb. u. Taf., DM 9,80 (vergriffen).
- Heft 18, Nachbarschaften und Vereine in Ahaus, von Burkhard Schwering. Studien zur Kultur und Bedeutung organisierter Gruppen, 1979, 671 S., DM 29,80.
- Heft 19, Novationsphasen der ländlichen Möbelkultur in Minden-Ravensberg, von Berthold Heizmann, 1981, VIII, 216 S., 39 Abb. a. Taf., DM 19,80.
- Heft 20, Häuser und Mobiliar in einem westfälischen Dorf, von Bernhard Klocke, 1980, 262 S. m. 35 S. Abb., DM 19,80. Heft 21, Geschichte der Alltagskultur, herausgegeben von Günter Wiegelmann, 1980, 174 S. m. Abb. u. Tabellen im Text, DM 14,80 (vergriffen).

- Heft 22, Bäuerliches Brotbacken in Westfalen, herausgegeben von Martha Bringemeier, 1980, 136 S., DM 12,80.
- Heft 23, Aus dem Leben eines Heuerlings und Arbeiters. Rudolf Dunkmann berichtet, herausgegeben von Dietmar Sauermann, 1980, 178 S., m. 24 S. Abb., DM 14,80.
- Heft 24, Hattingen, von Fred Kaspar und Karoline Terlau. Zum Baubestand einer westfälischen Kleinstadt vor 1700, 1980, VI, 323 S. m. Abb. i. Text und 4 Karten in Falttasche, DM 19.80.
- Heft 25, Aus dem Leben einer Bäuerin im Münsterland, herausgegeben von Renate Brockpähler, 1981, VII, 192 S. u. 54 Abb. a. Taf., DM 16,80.
- Heft 26, Westfalen in der Neuen Welt, von Walter D. Kamphoefner. Eine Sozialgeschichte der Auswanderung im 19. Jahrhundert. 1982, 211 S., 40 Abb. a. Taf., DM 19,80.
- Heft 27, Land-Stadt-Beziehungen, von Gertrud Angermann. Bielefeld und sein Umland, 1760–1860, unter besonderer Berücksichtigung von Markenteilungen und Hausbau, 1982, 400 S. m. 51 Tab., 7 Ktn. und 8 Schaubildern, 36 Abb. a. Taf., DM 24,80.
- Heft 28, Die Kornfege in Mitteleuropa, von Uwe Meiners. Wort- und sachkundliche Studien zur Geschichte einer frühen landwirtschaftlichen Maschine, 1983, 496 S., mit vielen Abb. im Text und 6 Karten in Falttasche, DM 26,80.
- **Heft 29, Das Drechslerhandwerk in Ostwestfalen,** von Volker Rodekamp. Ein traditionelles Handwerk im Strukturwandel des 20. Jahrhunderts, 1981, 393 S., 14 S. Abb., DM 19,80.
- Heft 30, Koreanerinnen in Deutschland, von Tai-Soon Yoo. Eine Analyse zum Akkulturationsverhalten am Beispiel der Kleidung, 1981, 225 S., DM 14,80.
- Heft 31, Realität und Abbild in Stadtdarstellungen des 16. bis 19. Jahrhunderts, von Michael Schmitt und Joachim Luckhardt. Untersuchungen am Beispiel Lippstadt, 1982, X, 172 S. m. 47 Abb. i. Text, 1 Faltkarte, DM 16,80.
- Heft 32, Sterbfallinventare des Stiftes Quernheim (1525 bis 1808), von Christiane Homoet, Dietmar Sauermann, Jochen Schepers. Eine quellenkritische Untersuchung zur Diffusionsforschung. 1982, 204 S., DM 19,80.
- Heft 33, Alte Tagebücher und Anschreibebücher. Herausgegeben von Helmut Ottenjann und Günter Wiegelmann. Quellen zum Alltag der ländlichen Bevölkerung in Nordwesteuropa, 1982, DM 19,80.
- Heft 34, West-östliche Kulturverflechtungen in Mitteleuropa. Festgruß zum 80. Geburtstag von Bruno Schier. 1982, 50 S., DM 6,80.
- Heft 35, Neue Heiligenkulte in Westfalen, von Gerhard Best. 1983, 288 S. m. 96 Abb. im Text. DM 19,80.
- Heft 36, Erinnerungen aus einer Bergarbeiterkolonie im Ruhrgebiet, von Moritz Grän, 1983, 89 S., DM 12,80.
- Heft 37, Friedenszeiten und Kriegsjahre im Spiegel zweier Lebenserinnerungen, Sophie und Fritz Wiechering berichten. Schriftleitung Gerda Schmitz, herausgegeben von Kai Detlef Sievers. 1984, 408 S. m. 24 Abb. im Text, DM 24,80.
- Heft 39, Nachlaßverzeichnisse Probate Inventories, Internationale Bibliographie International Bibliography, von Hildegard Mannheims u. Klaus Roth. 1984, 160 S., DM 14,80.

Studien zur Geschichte des Alltags

Herausgegeben von Hans J. Teuteberg und Peter Borscheid

Band 1, Ehe, Liebe, Tod von P. Borscheid und H. J. Teuteberg, 1984, 330 S., DM 24 80.

Band 2, Wohnen in Hamburg vor dem Ersten Weltkrieg, von Clemens Wischermann, 1983, 488 S., mit 54 Schaubildern, 57 Karten und 56 Photos im Text. DM 26,80.





